



Je ne fay rien  
sans  
**Gayeté**

*(Montaigne, Des livres)*

Ex Libris  
José Mindlin









1547 - 1555

# Hans Staden

Duas Viagens ao Brasil



**PUBLICAÇÕES**  
**DA SOCIEDADE HANS STADEN**  
**SÃO PAULO**

---

**1.º Volume**

**Hans Staden: Duas Viagens ao Brasil**  
**Versão em alemão moderno.**

VERÖFFENTLICHUNGEN  
DER HANS STADEN-GESELLSCHAFT  
SÃO PAULO

---

1. Band

Hans Staden: Zwei Reisen nach Brasilien  
Übertragung in die deutsche Sprache der Gegenwart

# HANS STADEN

## Zwei Reisen nach Brasilien

Abenteuerliche Erlebnisse  
unter den Menschenfressern der Neuen Welt  
im 16. Jahrhundert

I. Teil: DIE REISEN  
II. Teil: LAND UND LEUTE

In die Sprache der Gegenwart übertragen  
von  
KARL FOUQUET

---

Herausgegeben von der Hans Staden-Gesellschaft  
SÃO PAULO 1941





## I. TEIL

# Die Reisen

### Widmung

Dem durchlauchtigen und hochgeborenen Fürsten und Herrn Philipp, Landgrafen von Hessen, Grafen von Katzenelnbogen, Diez, Ziegenhain und Nidda, usw., meinem gnädigen Fürsten und Herrn!

Gnade und Friede in Christo Jesu, unserem Erlöser!

Gnädiger Fürst und Herr!

Der heilige königliche Prophet David spricht im hundert und siebenten Psalm: „Die mit Schiffen auf dem Meer fahren und trieben ihren Handel in grossen Wassern; die des Herrn Werk erfahren haben und seine Wunder im Meer, wenn er sprach und einen Sturmwind erregte, der die Wellen erhob, und sie gen Himmel fuhren und in den Abgrund fuhren, dass ihre Seele vor Angst verzagte, dass sie taumelten und wankten wie ein Trunkener und wussten keinen Rat mehr; die zum Herrn schrien aus ihrer Not, und er führte sie aus ihren Aengsten, und stillte das Ungewitter, dass die Wellen sich legten und sie froh wurden, dass es still geworden war und er sie zu Lande brachte nach ihrem Wunsch, die sollen dem Herrn danken für

seine Güte und für seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut, und ihn bei der Gemeinde preisen und bei den Alten rühmen.”

So danke ich dem Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden und des Meeres, seinem Sohn Jesum Christum und dem Heiligen Geist für die grosse Gnade und Barmherzigkeit, die mir durch die Heilige Dreifaltigkeit ganz unverhofft und wunderbar widerfahren sind, als ich in Brasilien in die Gewalt der Wilden fiel, der Tupinambás, und neun Monate von ihnen gefangen gehalten wurde und viele andere Gefahren überstand. Ich bin dankbar, dass ich nach langem Elend und nach Gefahren an Leib und Leben, nach vielen Jahren wieder in Euer Fürstlichen Gnaden Fürstentum, meine heissgeliebte Heimat, zurückgekehrt bin. Euer Fürstlichen Gnaden will ich untertänig von meiner Reise berichten, die ich kurz beschrieben habe. Möchten Euer Fürstliche Gnaden sich, wenn gefällig, bei Gelegenheit vorlesen lassen, wie ich mit Gottes Hilfe über Land und Meere gezogen bin, um der wunderbaren Geschehnisse und Nöte willen, durch die der Allmächtige Gott mich geleitet hat. Damit Euer Fürstliche Gnaden aber nicht an der Wahrheit meiner Angaben zweifeln, lege ich für Euer Fürstliche Gnaden diesem Bericht meinen Pass bei. Gott allein sei in allem die Ehre! Hiermit empfehle ich mich untertänigst Euer Fürstlichen Gnaden.

Wolfhagen, den 20. Juni 1556.

Euer Fürstlichen Gnaden Untertan von Geburt  
Hans Staden aus Homberg in Hessen,  
jetzt Bürger in Wolfhagen.

---



**Hans Staden**





## Vorwort

von Professor Dr. Johann Eichmann, gen. Dryander, in Marburg.

Dem Wohlgeborenen Herrn Philipp, Grafen von Nassau und Saarbrücken usw., seinem gnädigen Herrn, wünscht Dr. Dryander alles Gute und entbietet ihm seine Dienste.

Hans Staden, der Verfasser des vorliegenden Buches, das jetzt in Druck erscheint, hat mich gebeten, seine Arbeit durchzusehen und die erforderlichen Verbesserungen vorzunehmen. Ich habe seiner Bitte aus mehreren Gründen stattgegeben. Zunächst, weil ich seinen Vater, der in derselben Stadt wie ich, nämlich in Wetter, geboren und erzogen worden ist, seit ungefähr fünfzig Jahren als einen Mann kenne, der sich daheim in seiner Vaterstadt und in Homberg in Hessen, wo er jetzt wohnt, immer als aufrecht, fromm und tapfer erwiesen hat und auch über eine gute Bildung verfügt. Wenn der Apfel, wie es in dem bekannten Sprichwort heisst, immer nach dem Stamm schmeckt, so darf man erwarten, dass der Sohn dieses ehrlichen Mannes in Tüchtigkeit und Frömmigkeit nach dem Vater artet.

Zweitens übernehme ich die Arbeit, dieses Büchlein durchzusehen, um so freudiger und lieber, als ich mich gern mit Dingen befasse, die die Mathematik berühren, wie etwa die Kosmographie, d. h. die Beschreibung und Vermessung der Länder, Städte und Reisewege, von denen dieses Buch in vielerlei Weise berichtet. Damit beschäftige ich mich sehr gern, wenn ich beobachte, dass die Erlebnisse offen und wahrheitsgetreu dargestellt werden, und es steht ausser Zweifel, dass dieser Hans Staden

seine Fahrten und Erlebnisse nicht nach den Berichten anderer Leute beschreibt und schildert. Es kann als durchaus sicher gelten, dass er sich nicht von Ruhmsucht oder Ehrgeiz leiten lässt, sondern dass er durch diese Veröffentlichung nur dem Lob und der Ehre Gottes dienen und den Dank für die erfahrene Wohltat seiner Befreiung bezeugen will. Sein vornehmster Wunsch ist, diese Geschichte bekannt zu geben, damit jedermann sehen könne, wie gnädig und wider alles Erwarten Gott der Herr den Hans Staden, wenn dieser ihn vertrauensvoll angerufen, aus so viel Gefahren errettete und wie er ihn in seine geliebte Heimat, nach Hessen, hat zurückkommen lassen. Vier Monate lang hat er bei den feindseligen Wilden Tag um Tag und Stund um Stunde damit rechnen müssen, dass er unbarmherzig totgeschlagen und aufgefressen würde.

Für diese unaussprechliche Barmherzigkeit Gottes und für die erfahrenen Wohltaten wollte er sich so, wie es in seinen bescheidenen Kräften stand, dem Herrn dankbar erweisen und ihn vor aller Welt loben. Bei der Ausführung der schwierigen Aufgabe sah er sich im Hinblick auf den Gang der Handlung genötigt, seine Fahrten während der vier Jahre, die er in der Fremde zugebracht hat, und alle damit zusammenhängenden Ereignisse zu beschreiben. Und während er das schlicht, ohne schmückende, prunkende Worte und ohne sich auf Schlussfolgerungen einzulassen, tut, überzeugt er den Leser von seiner Echtheit und Aufrichtigkeit. Was hätte es ihm auch genutzt, wenn er statt der Wahrheit einen lügenhaften Bericht gegeben hätte!

Ausserdem ist er, wie seine Eltern es sind, hierzulande ansässig und niemals wie Landstreicher und Schwindler oder Zigeuner umhergezogen. Er müsste also gewärtig sein, dass andere Reisende, die etwa aus dem neuen Land zurückkämen, ihn Lügen strafen würden.

Einen besonders zwingenden Beweis für die Verlässlichkeit seiner Angaben erblicke ich aber darin, dass er Ort und Zeit angibt, wo er mit Heliodorus, dem Sohn des gelehrten und berühmten Eobanus Hessus, im Lande der

Wilden zusammengetroffen ist. Heliodorus, der schon vor langer Zeit in die Fremde gezogen ist und bei uns für tot gehalten wurde, soll gesehen haben, wie dieser Hans Staden in erbarmenswerter Weise gefangen und fortgeführt worden ist. Dieser Heliodorus aber kann über kurz oder lang, wie zu hoffen steht, heimkehren, und wenn Hans Stadens Geschichte falsch und erlogen wäre, könnte er ihn in Schande bringen und als ehrlosen Menschen hinstellen.

Mit diesen guten Beweisen und Schlüssen will ich die Frage nach der Wahrheit von Hans Stadens Angaben als beantwortet betrachten und die Gründe darlegen, warum diese und ähnliche Geschichten so sehr wenig Beifall und Glauben finden.

Zunächst haben die Landstreicher mit ihren ungeheimten Lügen, mit ihren Fälschungen und erdichteten Angaben es dahin gebracht, dass man auch den rechtschaffenen und wahrheitsliebenden Leuten, die aus fremden Ländern kommen, wenig Glauben schenkt und im Volksmunde sagt: Wer lügen will, der rede von Dingen, die weit ab liegen. Dann geht niemand hin, um nachzusehen. Eh' er sich die Mühe macht, glaubt er's lieber.

Nun ist damit, dass man im Hinblick auf die Lügen auch der Wahrheit das Wort verbietet, aber nichts erreicht, und man muss berücksichtigen, dass es Dinge gibt, die einem einfachen Manne unmöglich erscheinen, die der Gebildete hingegen, wenn sie ihm vorgelegt werden, als sichere und unumstössliche Tatsachen betrachtet, was sie auch sind.

Einige Beispiele aus der Astronomie mögen das verdeutlichen. Wir Bewohner Deutschlands und der benachbarten Länder wissen aus langer Ueberlieferung und Erfahrung, wie lange der Winter, der Sommer und die beiden anderen Jahreszeiten, der Herbst und der Frühling dauern. Ebenso, wie lang die längsten, bezw. kürzesten Tage und Nächte im Sommer und im Winter währen.

Wenn nun jemand behauptet, dass es Orte in der Welt gibt, an denen die Sonne ein halbes Jahr nicht untergeht und der längste Tag sechs Monate oder ein halbes Jahr lang ist, und die längste Nacht eben so lang; oder dass man Gegenden gefunden hat, in denen die vier Jahreszeiten zweimal in einem Jahr erscheinen, also zwei Sommer und zwei Winter; oder dass die Sonne und andere Sterne, ja der kleinste Stern am Himmel, wie winzig sie uns auch erscheinen, doch grösser sind als die ganze Erde; und unzählige derartige Dinge mehr — dann wird der einfache Mann solchen Behauptungen nicht den geringsten Glauben schenken und alles für unmöglich halten. Von den Astronomen aber werden diese Dinge so klar bewiesen, dass die wissenschaftlich Gebildeten nicht daran zweifeln.

Man darf also aus dem Umstand, dass die breite Masse derartige Angaben als unwahr betrachtet, nicht folgern, dass sie in Wirklichkeit vor der Wahrheit nicht bestehen könnten. Wie kläglich müsste es um die astronomische Wissenschaft bestellt sein, wenn sie nicht genaue Angaben über all diese Himmelskörper machen und nicht mit Sicherheit die Eklipsen, d. h. die Sonnen- und Mondfinsternisse, auf Tag und Stunde vorausbestimmen könnte. Auf Jahrhunderte werden die Finsternisse vorausberechnet, und die Berechnungen erweisen sich als richtig. Ja, sagen die Leute, wer ist denn am Himmel gewesen und hat alles gesehen und abgemessen? Die Antwort kann nur lauten: weil die alltägliche Erfahrung die Schlussfolgerungen der Wissenschaft bestätigt, so muss man diese für so gewiss ansehen, wie es gewiss ist, dass wir fünf erhalten, wenn wir drei und zwei zusammenzählen. Die sicheren Grundlagen und die Schlussfolgerungen der Wissenschaft ermöglichen uns, zu messen und zu berechnen, wie gross die Entfernung bis zum Monde und weiter bis zu allen Planeten und endlich zu den Fixsternen ist und welche Ausmasse die Sonne, der Mond und andere Himmelskörper haben. Mit Hilfe der Himmelskunde, der Astronomie, und der Geometrie errechnet man sogar Um-

fang, Rundung, Grösse und Ausdehnung der Erde. All diese Dinge kennt der einfache Mann nicht, und ebenso wenig glaubt er sie. Man muss ihm seine Unwissenheit verzeihen, da er eben nicht viel von den Naturwissenschaften gelernt hat. Dass aber hochangesehene und sehr gebildete Leute an derartigen Dingen, deren Wahrheit doch erwiesen ist, noch zweifeln, ist ebenso schimpflich wie schädlich, denn der einfache Mann blickt auf sie, findet seinen Irrtum bestätigt und redet: Wenn das wahr wäre, dann hätte dieser und jener Studierte nicht widersprochen. Also, usw.

Dasselbe gilt von dem heiligen Augustinus und Lactantius Firmianus, zwei heiligen, sehr gelehrten und zudem in den Wissenschaften wohl beschlagenen Männern. Sie bezweifeln und wollen nicht zugestehen, dass es Antipoden geben könne, also Menschen, die an einem Gegenpunkt der Erde, gewissermassen unter uns und mit ihren Füßen uns entgegengesetzt dahingehen und also mit Kopf und Körper nach unten in den Himmel hängen und doch nicht hinabfallen. Das hört sich zwar seltsam an, die Gelehrten sind aber trotzdem überzeugt, dass es nicht anders sein kann und als wahr erwiesen ist, wie eifrig die erwähnten heiligen und hochgelehrten Schriftsteller es auch bestritten haben. Diejenigen Menschen, die an den beiden Endpunkten eines Erddurchmessers wohnen, müssen Antipoden sein, das ist ein unanfechtbarer Lehrsatz. Alles, was sich nach dem Himmel richtet, steht an jedem beliebigen Punkt der Erde aufrecht. Um aber Antipoden zu finden, braucht man nicht einmal in die neue Welt hinunter zu ziehen. Antipoden gibt es auch in der oberen Erdhälfte. Wenn man den äussersten Landstrich im Westen, nämlich Kap Finisterre in Spanien, dem Osten gegenüberhält, also Indien, so sind die Bewohner dieser beiden entferntesten Gegenden fast eine Art Antipoden. Hieraus wollen einige fromme Theologen entnehmen, dass die Bitte erfüllt worden sei, die die Mutter der Zebedäussöhne an Christus den Herrn richtete, einer ihrer Söhne, möge zu seiner Rechten und der andere zu seiner



Linken sitzen. Das soll geschehen sein, indem Sankt Jakobus, wie man fest glaubt, in Campostella begraben wurde, nicht weit von Kap Finisterre, gewöhnlich das Kap zum Finsteren Stern genannt, und der andere Apostel, Johannes, in Indien ruht, dem Lande des Sonnenaufgangs. Demnach hätte es also schon seit langem Antipoden gegeben, unabhängig davon, dass zur Zeit des Augustinus die neue Welt Amerika auf der unteren Erdhälfte noch nicht entdeckt war.

Einige Theologen, insbesondere Nikolaus Lyra, der sonst im Rufe steht, ein trefflicher Mann zu sein, sind der Auffassung, dass der Erdenkloss, die Welt, zur Hälfte untergetaucht im Wasser schwimme. Die von uns bewohnte Hälfte rage aus dem Wasser heraus, die andere sei unten und so völlig vom Meerwasser umgeben, dass dort niemand wohnen könne. Das alles steht im Widerspruch zur Wissenschaft, zur Kosmographie, und neuerdings haben die Spanier und Portugiesen auf ihren zahlreichen Seefahrten entdeckt, dass es eben anders ist, dass die Erde überall bewohnt wird, auch in der heissen Zone, was unsere Vorfahren und die alten Schriftsteller nie zugeben wollten. Unser tägliches Gewürz, Zucker, Perlen und andere ähnliche Waren erhalten wir aus jenen Ländern.

Diese scheinbar widersinnigen Behauptungen über die Antipoden und die Messungen an den Himmelskörpern habe ich mit Absicht vorgebracht, um meine obigen Folgerungen zu rechtfertigen. Es könnten auch noch viele andere Dinge ähnlicher Art angeführt werden; ich will aber nicht zu ausführlich werden, um den Leser nicht zu verdrissen.

Dergleichen Argumente kann man in dem Buch des würdigen und hochgelehrten Magisters Casparus Goldt-worm nachlesen, des fleissigen Superintendenten Euer Gnaden und Predigers in Weilburg. Das Buch wird demnächst in Druck herauskommen und im 6. Teil von vielerlei Wundererscheinungen, Wunderwerken und schein-

barem Widersinn aus alter und neuer Zeit berichten. Den gütigen Leser, der diese Frage eingehend prüfen will, verweise ich hiermit auf dieses Buch und auf andere, die denselben Gegenstand behandeln, z. B. die von Galeottus über Dinge, die unglaublich erscheinen.

Damit dürfte zur Genüge erwiesen sein, dass man nicht voreilig als Lüge abtun darf, was dem einfachen Mann fremd und unbegreiflich vorkommt, wie in der vorliegenden Erzählung die Angaben über die nackten Inselbewohner, die keine Haustiere zu ihrer Ernährung kennen, keine Schweine, Kühe oder Pferde, keinerlei bei uns übliche Gebrauchsgegenstände, wie Kleider und Betten, weder Wein noch Bier oder ähnliches, und die sich auf ihre Weise erhalten und behelfen müssen.

Zum Schluss dieser Vorrede will ich noch kurz darlegen, was Hans Staden veranlasst hat, den Bericht über seine beiden Seereisen und die Fahrten im fremden Land drucken zu lassen. Denn viele Leute könnten es ihm übel auslegen, als wollte er dadurch Ruhm gewinnen oder sich einen grossen Namen machen. Er selbst hat es mir ganz anders dargestellt, und ich glaube ihm fest, dass er wirklich anders denkt, was man auch an einigen Stellen aus seiner Erzählung selbst entnehmen kann.

Er hat vielerlei Elend erlebt, viel Schweres zu leiden gehabt, er ist oft in so grosser Lebensgefahr gewesen, dass er nicht hoffen konnte, wieder frei zu kommen und in die Heimat zurückzukehren. Gott aber, an den er sich immer vertrauensvoll wandte, hat ihn aus der Gewalt seiner Feinde befreit. Durch seinen Glauben und sein Gebet hat er ausserdem Gott oft bewogen, dass er sich den Gottlosen gegenüber zu erkennen gab und sie sehen mussten, wie der rechte und wahrhafte Gott noch immer kraftvoll und machtvoll regiert. Man weiss wohl, dass der Gläubige Gott durch sein Gebet weder Ziel, Mass noch Zeit setzen soll; wenn es Gott aber gefallen hat, durch Hans Staden den heidnischen Wilden seine Wunderwerke zu weisen, so wüsste ich nichts dagegen einzuwenden.

Es ist aber ebenso bekannt, dass Trübsal, Kummer, Unglück und Krankheit die Menschen im allgemeinen zu Gott führen, sodass sie ihn in der Not anrufen. Manche haben das früher nach Art der Katholiken getan, indem sie sich an irgend einen Heiligen wandten und ihm eine Wallfahrt oder eine Opfergabe versprachen, wenn er ihnen aus der Not helfe. Solche Gelübde werden auch streng gehalten, ausser von Menschen, die die Heiligen mit einem Gelübde betrügen wollten. So berichtet Erasmus von Rotterdam in den Gesprächen von einem Schiffbruch, wie ein Mann auf See dem Heiligen Christopherus, von dem in einer Kirche in Paris ein ungefähr zehn Ellen hohes Bild steht, das wie ein grosser Polyphem aussieht, eine Wachskerze so gross wie das Heiligenbild gelobt habe, wenn er ihm aus der Not helfe. Der nächste Nachbar dieses Mannes, der bei ihm war und der von seiner Armut wusste, schalt ihn wegen eines solchen Gelübdes und sagte ihm, er könne doch das Wachs für eine so grosse Kerze gar nicht aufbringen, selbst wenn er all sein Hab und Gut auf Erden verkaufte. Da antwortete der Mann und flüsterte ihm leise zu, damit der Heilige es nicht hören sollte: Wenn er mir aus dieser Not erst einmal geholfen hat, werde ich ihm höchstens ein Talglicht für einen Pfennig geben.

Die andere Geschichte vom Schiffbruch eines Ritters ist ganz ähnlich. Als der Ritter sah, dass sein Schiff untergehen würde, rief er Sankt Nikolas an, er wolle ihm sein Pferd oder seinen Pagen opfern, wenn er ihm aus der Not helfe. Das hörte der Knecht und sagte, er solle das nicht tun, auf was er denn reiten wolle. Der Junker aber antwortete dem Knecht heimlich, denn der Heilige sollte es nicht hören: Schweig still, wenn er mir geholfen hat, werde ich ihm nicht den Sterz, den Schwanz des Pferdes geben.

So wollten alle beide ihren Heiligen betrügen und haben die erfahrenen Wohltaten schnell vergessen. Hans Staden aber nahm sich vor, mit der Aufzeichnung und Veröffentlichung seiner Erlebnisse Gott zu loben und zu danken und aus christlichem Gemüt die ihm erwiesene

Gnade und Hilfe aller Welt bekannt zu geben, denn er wollte nicht für einen Menschen gehalten werden, der Gottes Wohltaten vergisst. Wenn das nicht seine Absicht gewesen wäre, die man als ehrenvoll und recht anerkennen muss, so hätte er sich Mühe und Arbeit, den Zeitaufwand und die Kosten sparen können, die der Druck und die Holzschnitte erfordern und die nicht gering sind.

Da der Verfasser die vorliegende Geschichte dem Durchlauchtigen und Hochgeborenen Herrn Philipp, Landgrafen von Hessen, Grafen von Katzenelnbogen, Diez, Ziegenhain und Nidda, seinem Landesfürsten und Gnädigen Herrn, untertänig dargebracht und gewidmet und sie im Namen seiner Gnaden durch den Druck veröffentlicht hat; da er, Hans Staden, bereits lange vorher von dem genannten Fürsten, unserem gnädigen Herrn, in Gegenwart von mir selbst und vielen anderen geprüft und in jeder Beziehung gründlich über seine Seereise und die Gefangenschaft ausgefragt worden ist, woran ich Euer Gnaden und andere Herren wiederholt untertänigst erinnert habe; und da ich Euer Gnaden seit langer Zeit als einen grossen Freund der Astronomie und der Kosmographie kenne, habe ich Euer Gnaden untertänig diese Vorrede zugeeignet. Ich bitte Euer Gnaden, sie anzunehmen, da ich in Euer Gnaden Namen jetzt noch nichts Besseres in Druck geben kann.

Hiermit empfehle ich mich untertänig Euer Gnaden.  
Marburg, am Thomastage 1556.

---

## Inhalt des I. Teiles

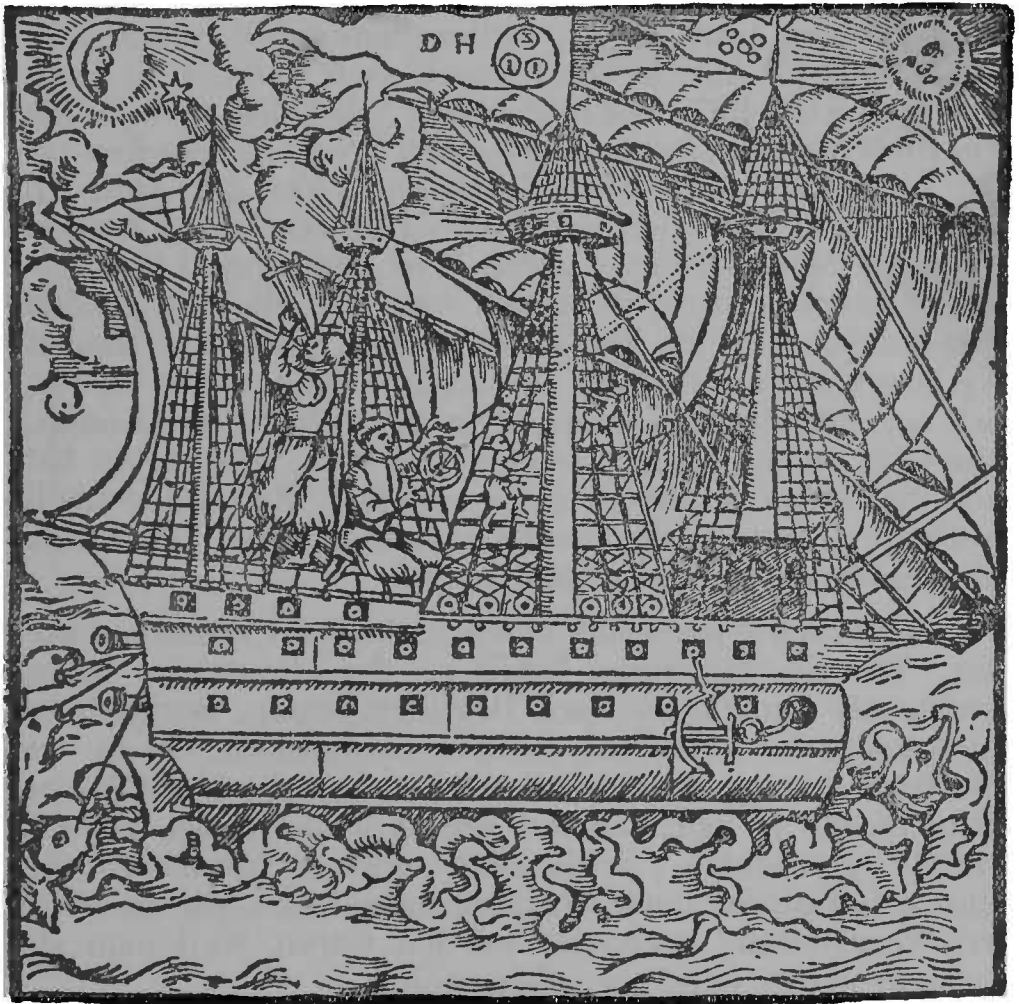
1. Von zwei Seereisen Hans Stadens, die acht und ein halbes Jahr gedauert haben. Die erste Reise ging von Portugal, die zweite von Spanien aus in die neue Welt Amerika.
2. Wie Hans Staden dort im Lande der Wilden, der Tupinambás, die dem König von Portugal untertan sind, als Kanonier im Kampf gegen die Feinde des Königs gedient hat. Er wurde schliesslich von den Feinden gefangen und fortgeführt und schwebte neun und einen halben Monat lang in Gefahr, von ihnen getötet und aufgefressen zu werden.
3. Wie Gott den Gefangenen gnädig und wunderbar befreit hat, und wie Hans Staden in seine geliebte Heimat zurückgekehrt ist.

Das alles wurde Gott zu Ehren  
und zum Dank für seine Frei-  
giebigkeit und Barmherzigkeit in  
Druck gegeben.

---



Was hilft der Wächter in der Stadt,  
Was dem gewaltigen Meerschiff seine Fahrt,  
Wenn Gott sie beide nicht bewahrt!



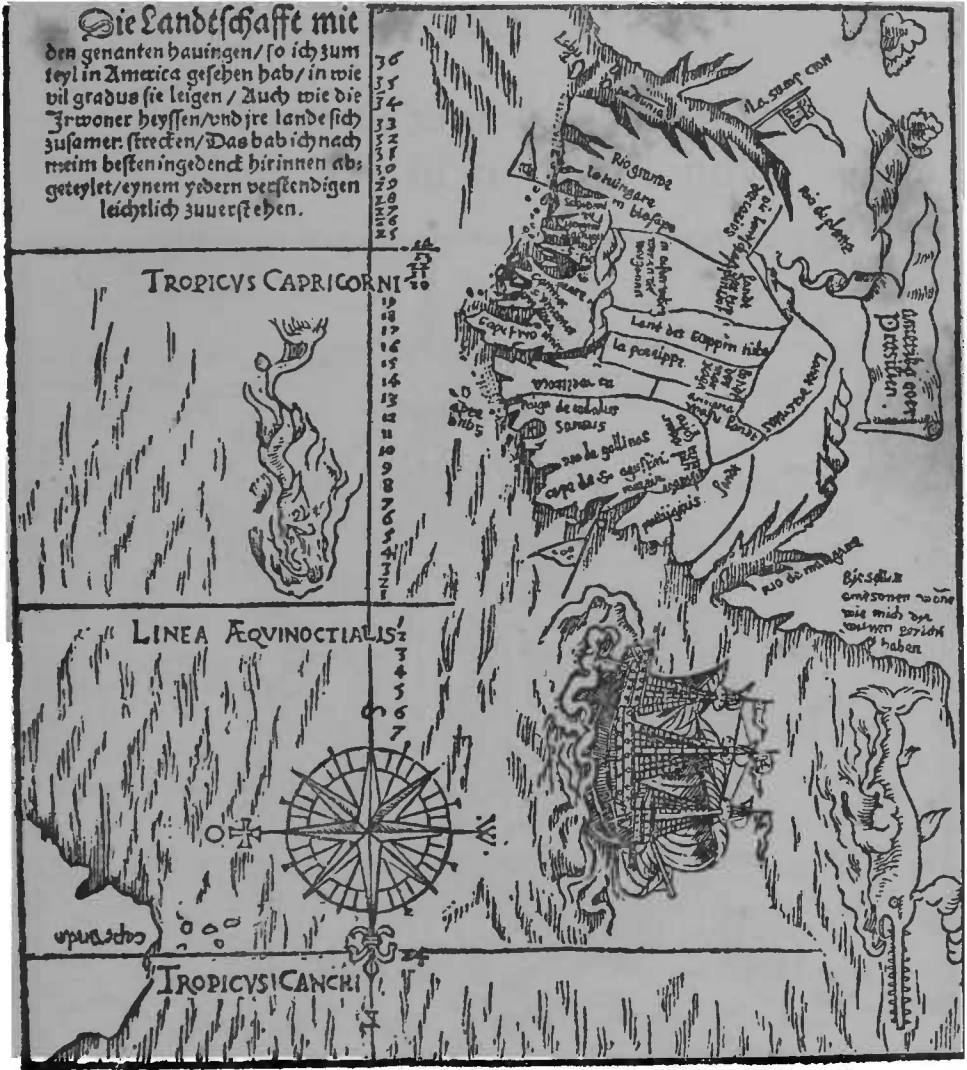
1. Ein gewaltiges Meerschiff

## 1. KAPITEL

Ich, Hans Staden aus Homberg in Hessen, nahm mir vor, wenn es Gott gefiele, Indien kennen zu lernen und reiste in dieser Absicht von Bremen nach Holland. In Kampen fand ich Schiffe, die in Portugal Salz laden wollten. Ich fuhr mit und kam nach einer Seefahrt von vier Wochen am 29. April 1547 in der Stadt Setúbal an. Von dort fuhr ich nach dem fünf Meilen entfernten Lissabon. In Lissabon fand ich eine Herberge, deren Wirt der junge Leuhr genannt wurde und ein Deutscher war. Ich blieb einige Zeit bei ihm, und als ich ihm erzählte, dass ich meine Heimat verlassen hätte, um nach Indien zu segeln, sagte er mir, ich sei zu spät gekommen, denn die Schiffe des Königs, die nach Indien fahren, seien schon fort. Daraufhin bat ich ihn, er möge mir zu einer anderen Reisegelegenheit verhelfen, da er ja die Landessprache kannte. Ich würde ihm dafür einen Gegendienst leisten.

Er brachte mich auf einem Schiff als Kanonier unter. Der Kapitän dieses Schiffes, der Penteado hiess, wollte als Kauffahrer nach Brasilien segeln, besass aber ausserdem die Erlaubnis, Schiffe anzugreifen, die in der Barberei mit den Mauren handelten. Auch französische Schiffe, die in Brasilien mit den Wilden Handel trieben, durfte er erbeuten. Schliesslich sollte er für den König einige Gefangene nach Brasilien mitnehmen, die nach ihrer Verurteilung begnadigt worden waren, weil man sie in dem neuen Land ansiedeln wollte.

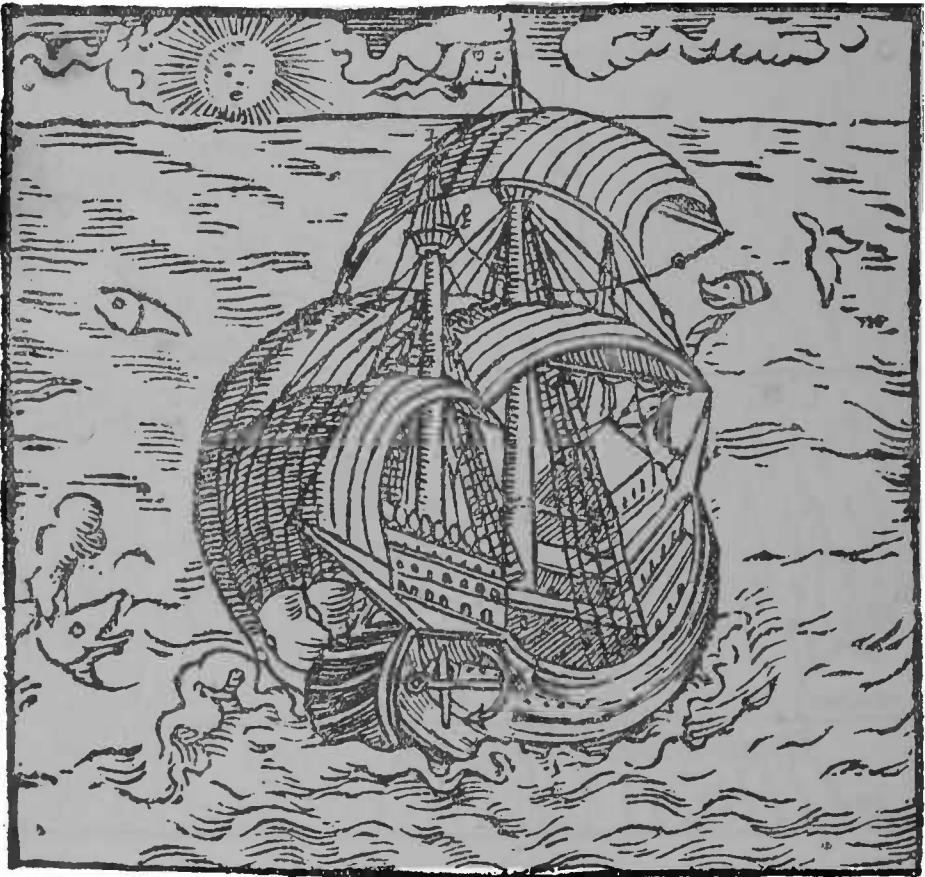
Unser Schiff war mit aller für den Seekrieg erforderlichen Rüstung gut versehen. Wir waren drei Deutsche an Bord, Hans aus Bruchhausen, Heinrich Brant aus Bremen und ich.



2. Karte von Brasilien

## 2. KAPITEL

### Der Anfang meiner ersten Reise von Lissabon in Portugal.



3. Auf der ersten Reise

Von Lissabon aus segelten wir gemeinsam mit einem kleinen Schiff, das auch unserem Kapitän gehörte, und gelangten nach Madeira. Diese Insel des Königs von Por-

tugal wird von Portugiesen bewohnt. Sie ist fruchtbar und bringt Wein und Zucker hervor. In einer Stadt, die Funchal heisst, versorgten wir uns mit Lebensmitteln und fuhren dann nach der Stadt Ighir Ufrani in Marokko, die von einem Maurenfürsten, einem Scherifen, regiert wird. Sie war vorher im Besitz des Königs von Portugal gewesen, aber der Scherif hatte sie ihm abgenommen. Im Hafen von Ighir Ufrani hofften wir auf Schiffe zu treffen, die, wie schon erwähnt, mit den Heiden Handel trieben.

Als wir in der Nähe der Küste anlangten, fanden wir viele kastilianische Fischer und erfuhren von ihnen, dass Schiffe in dem Hafen ankerten, und als wir uns dem Hafen näherten, kam ein voll beladenes Schiff heraus. Wir fuhren ihm nach und nahmen es, die Besatzung aber entkam in einem Boote. Da sahen wir ein verlassenes Boot am Strande liegen, das wir zu dem gekaperten Schiff recht gut gebrauchen konnten, segelten heran und holten es uns. Die Mauren, die eilig herangeritten kamen und es verteidigen wollten, mussten vor unseren Geschützen zurückweichen.

Mit unserer Beute, die aus Zucker, Mandeln, Datteln, Ziegenfellen und Gummi Arabicum bestand, eine gute Schiffsladung voll, kehrten wir nach der Insel Madeira zurück. Die kleinen Schiffe schickten wir nach Lissabon, um dem König zu berichten und anzufragen, was mit der Beute geschehen solle, denn sie gehörte zum Teil Kaufleuten aus Valencia und Kastilien. Der König antwortete uns, wir sollten die Beute auf der Insel zurücklassen und unsere Reise fortsetzen; er würde inzwischen genaue Erkundigungen einziehen.

Wir taten, wie er befohlen hatte und segelten wieder nach Ighir Ufrani, um zu sehen, ob wir nicht mehr Beute machen könnten. Aber unser Unternehmen hatte keinen Erfolg. Der Wind war an der Küste zu ungünstig und vereitelte unseren Plan. In der Nacht vor Allerheiligen fuhren wir in einem heftigen Sturm von der marokkanischen Küste fort und nahmen Kurs auf Brasilien zu.

Als wir nun vierhundert Meilen von der marokkanischen Küste entfernt auf hoher See waren, kamen viele Fische in die Nähe des Schiffes, und wir fingen manche mit der Angel. Unter ihnen fanden sich grosse Thunfische, von den Matrosen Albacoras genannt, kleinere Bonettfische oder Bonitos und gelegentlich Goldmakrelen



4. Vor Ighir Ufrani

oder Dourados. Auch gab es viele Fische, so gross wie Heringe, die auf beiden Seiten Fittiche wie eine Fledermaus hatten. Wenn sie grosse Fische, von denen sie sehr verfolgt wurden, hinter sich bemerkten, erhoben sie sich in grossen Mengen aus dem Wasser und flogen ungefähr

zwei Klafter hoch über der Oberfläche dahin, manche fast so weit, als man sie sehen konnte. Dann fielen sie wieder ins Wasser. Wir fanden sie oftmals des Morgens im Schiff liegen, wenn sie nachts im Fluge niedergefallen waren. In portugiesischer Sprache hiessen sie peixes voadores.



5. Auf hoher See

Dann kamen wir in die Nähe des Aequators. Dort war es sehr heiss, denn die Sonne stand mittags senkrecht über uns, und es war tagelang windstill. In der Nacht brachen öfters starke Gewitter los, mit Regen und Wind. Sie zogen schnell auf und vergingen schnell, und wir mus-

ten fleissig wachen, damit sie uns nicht überraschten, wenn wir unter Segel waren.

Als wieder einmal ein Wind kam, der zum Sturm anwuchs und uns mehrere Tage lang entgegenwehte, fürchteten wir eine Hungersnot, wenn er noch länger anhalten würde. Wir riefen deshalb Gott um günstigen Wind an.

Eines Nachts, während eines heftigen Sturmes, hatten wir schwer zu arbeiten. Da erschienen uns auf dem Schiff viele blaue Lichter, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. Sie verschwanden, als die Wogen vorn ins Schiff schlugen. Die Portugiesen sagten, diese Lichter seien ein Vorzeichen für gutes Wetter und eigens von Gott gesandt, um uns in der Not zu trösten. Sie dankten Gott dafür in einem gemeinsamen Gebet, und dann verschwanden die Lichter. Man nennt sie Sankt Elmsfeuer oder Corpus sanctum. Mit Tagesanbruch wurde das Wetter besser, und ein günstiger Wind kam auf. Wir ersahen daraus, dass die Lichter ein Wunderwerk Gottes sein mussten.

Wir segelten nun mit gutem Winde weiter und sichteten, 84 Tage nachdem wir das letzte Land gesehen hatten, am 28. Januar 1548 einen Hügel bei Kap Santo Agostinho. Acht Meilen weiter erreichten wir den Hafen von Pernambuco, wo die Portugiesen eine Niederlassung namens Olinda angelegt hatten. Dem Kommandanten des Ortes, Duarte Coelho, übergaben wir die Gefangenen. Auch luden wir einige Güter aus, die dort blieben, erledigten unsere Besorgungen im Hafen und wollten weiterfahren, um Ladung zu nehmen.

---



### 3. KAPITEL

## Wie die Wilden von Pernambuco aufständisch wurden und eine Niederlassung der Portugiesen zerstören wollten.

Da brach durch die Schuld der Portugiesen ein Aufbruch der Wilden aus, die vordem ruhig gewesen waren, und der Hauptmann des Landes bat uns um Gottes willen, wir möchten dem Ort Igaracú zu Hilfe eilen, der fünf Meilen von Olinda entfernt war und den die Wilden einnehmen wollten. Die Bewohner der Niederlassung Olinda, vor der wir lagen, konnten den anderen keine Hilfe bringen, denn sie vermuteten, dass die Wilden sie selbst angreifen würden.

Wir zogen aus, vierzig Mann von unserer Schiffsbesatzung, um den Ansiedlern von Igaracú zu helfen, und fuhren in einem kleinen Schiff durch einen Meeresarm, der sich zwei Meilen landeinwärts erstreckt und an dem die Niederlassung liegt. Die Zahl der Verteidiger mochte, uns eingeschlossen, etwa neunzig Christen betragen. Dazu kamen dreissig Schwarze und brasilianische Sklaven, das heisst Wilde, die den Ansiedlern gehörten. Die uns belagernden Wilden wurden auf achttausend geschätzt. Unser einziger Schutz bestand aus einem Knüppelzaun.

---

## 4. KAPITEL

### Wie die Befestigung der Wilden aussah und wie sie uns bekämpften.

Der Ort, in dem wir belagert wurden, war von einem Wald umgeben. In dem Walde hatten die Wilden mit dicken Baumstämmen zwei Befestigungen angelegt. Dorthin zogen sie sich des Nachts zurück und warteten, dass wir Ausfälle machten. Am Tage lagen sie in Erdlöchern, die sie um die Niederlassung angelegt hatten, und kamen hervor, wenn sie scharmützeln wollten. Wenn wir nach ihnen schossen, warfen sie sich nieder, um der Kugel zu entgehen. So hielten sie uns derart belagert, dass bei uns niemand herein oder heraus konnte. Sie kamen nahe an die Niederlassung heran, schossen viele Pfeile in die Höhe, die uns im Niederfallen treffen sollten, und benutzten auch Pfeile, an die sie wachsgetränkte Baumwolle gebunden hatten. Mit solchen brennenden Pfeilen wollten sie die Hausdächer in Brand stecken. Sie drohten auch, uns aufzufressen, wenn sie uns kriegten.

Wir hatten nur noch wenig zu essen, und das Wenige war bald verzehrt. Dortzulande ist es nämlich üblich, jeden Tag oder jeden zweiten Tag frische Mandiocawurzeln zu holen und Mehl oder Kuchen daraus zu machen. Nun aber konnten wir nicht an die Pflanzungen heran.

Als wir sahen, dass wir Mangel an Lebensmitteln leiden mussten, fuhren wir mit zwei Barken nach der Siedlung Itamaracá, um uns zu versorgen. Da hatten die Wilden grosse Bäume über den Wasserlauf gelegt und standen in grosser Zahl auf beiden Ufern, in der Hoffnung,

unsere Fahrt zu verhindern. Wir räumten die Hindernisse gewaltsam beiseite, aber die Ebbe trat ein, und so lagen wir auf dem Trocknen. Die Wilden konnten uns in den Barken nichts anhaben. Deshalb trugen sie trockenes Holz aus ihren Verschanzungen herbei und warfen es in den Raum zwischen dem Ufer und den Booten. Sie wollten es anstecken und Pfeffer, der dort wächst, in das



6. Belagerung von Igaracú

Feuer werfen. Der Rauch sollte uns aus den Barken vertreiben. Es gelang ihnen jedoch nicht, den Plan durchzuführen, denn mittlerweile kam die Flut wieder. So konnten wir nach Itamaracá weiterfahren und erhielten von den Einwohnern Lebensmittel. Bei der Rückfahrt hatten

sie uns den Weg an derselben Stelle versperrt. Sie hatten, wie vordem, Bäume über den Wasserlauf gelegt und lauerten am Ufer. Zwei Bäume waren unten am Stamm eingehauen und oben mit Schlingpflanzen festgebunden, die man Cipó nennt. Er wächst wie Hopfen, ist aber dicker. Die Enden des Cipó hielten sie in ihrer Verschanzung und wollten sie bei unserer Durchfahrt so anziehen, dass die Bäume abbrechen und auf unsere Barken stürzen mussten. Wir fuhren heran und kamen durch, denn der erste Baum fiel nach ihrer Schanze zu und der andere kurz hinter unserem Schifflein ins Wasser. Ehe wir daran gingen, die Sperre zu durchbrechen, die von der Hinfahrt verblieben war, riefen wir unseren Kameraden in der belagerten Siedlung zu, sie sollten uns zu Hilfe kommen. Wenn wir aber anfangen zu rufen, schrieten die Wilden dazwischen, sodass unsere Kameraden uns nicht hören konnten. Sehen konnten sie uns auch nicht, weil ein Gehölz dazwischen lag. Wir waren aber so nah bei einander, dass sie uns wohl hätten hören können, wenn eben die Wilden nicht dazwischen gerufen hätten.

Schliesslich brachten wir die Lebensmittel nach der Niederlassung, und als die Wilden einsahen, dass sie nichts ausrichten konnten, machten sie Frieden und zogen wieder ab. Die Belagerung hatte beinahe einen Monat gedauert. Von den Wilden waren einige gefallen, von uns Christen aber niemand.

Für uns stand es nun fest, dass die Wilden ihre Sache aufgegeben hatten. Deshalb zogen wir zu unserem grossen Schiff, das vor Olinda lag, zurück, nahmen Wasser ein und luden Mandiocamehl für den eigenen Gebrauch. Der Kommandant der Ortschaft Olinda dankte uns.

---

## 5. KAPITEL

Wie wir von Pernambuco ausfahren, das Land der Potiguaras in Parahyba erreichten und auf ein französisches Schiff trafen, mit dem wir uns schlugen.

Wir fuhren vierzig Meilen bis zu einem Hafen mit Namen Parahyba, wo wir Brasilholz laden und von den Wilden noch mehr Lebensmittel übernehmen wollten.

Bei unserer Ankunft fanden wir ein Schiff aus Frankreich vor, das Brasilholz lud. Wir griffen es an und hofften es zu nehmen; sie vernichteten uns jedoch den Grossmast durch einen Schuss und entflohen. Von unserer Besatzung waren einige tot, einige verwundet.

Daraufhin beschlossen wir, nach Portugal heimzukehren, denn infolge des widrigen Windes konnten wir nicht in den Hafen zurückfahren, in dem wir die Lebensmittel übernehmen wollten. So segelten wir bei ungünstigem Winde mit spärlichen Vorräten nach Portugal und litten grossen Hunger. Einige assen die Ziegenfelle, die wir an Bord hatten. Jeder Mann erhielt täglich ein Schöppchen Wasser und ein wenig brasilianisches Mandiocamehl.

Nach einer Fahrt von 108 Tagen kamen wir am 12. August 1548 bei den Azorischen Inseln an, die dem König von Portugal gehören; dort ankerten wir, um zu ruhen und zu fischen. Als wir ein Schiff erblickten, fuhren wir darauf zu. Es stellte sich heraus, dass es ein Seeräuber war, der sich zur Wehr setzte. Wir bekamen jedoch die Oberhand

und nahmen das Schiff und erbeuteten dabei viel Wein und Brot, an dem wir uns erquickten. Die Besatzung entkam in einem Boote und erreichte eine der Inseln.

Darauf trafen wir auf fünf Schiffe des Königs von Portugal, die bei den Inseln Schiffe aus Indien erwarten



7. Gefecht bei Parahyba

sollten, um sie nach Portugal zu geleiten. Wir hielten uns zu ihnen und brachten mit ihnen zusammen einen gerade eintreffenden Indienfahrer nach der Insel Terceira, wo es wiederum Aufenthalt gab. Vor dieser Insel hatten sich viele Schiffe versammelt, die alle aus den neuen Ländern gekommen waren und von denen einige nach Spanien und

andere nach Portugal fahren wollten. Als wir gemeinsam von Terceira aufbrachen, waren es nahezu hundert Schiffe. In Lissabon kamen wir ungefähr am 8. Oktober 1548 an, nach einer Reise von sechzehn Monaten.

Dort ruhte ich eine Zeit lang aus und fasste den Entschluss, mit den Spaniern nach den von ihnen in Besitz genommenen neuen Ländern zu fahren. Ich verliess deshalb Lissabon auf einem englischen Schiff und gelangte in eine Stadt namens Puerto de Santa Maria in Kastilien, wo der Engländer Wein laden wollte. Ich reiste weiter bis zur Stadt Sevilla und fand drei Schiffe, die zu einer Fahrt nach dem Rio de la Plata zugerüstet wurden, einem Lande in Amerika. Dieses Gebiet, das goldreiche Land Perú, das vor einigen Jahren entdeckt worden ist, und Brasilien bilden ein zusammenhängendes Festland.

Um das Land am Rio de la Plata in Besitz zu nehmen, waren vor einigen Jahren Schiffe ausgesandt worden, von denen eines zurückgekehrt war. Man bat um weitere Hilfe und berichtete, dass das Land sehr goldreich sein sollte. Der Befehlshaber der drei Schiffe, Don Diego de Sanabria, sollte der Statthalter des Königs in jenem Lande werden.

Ich ging an Bord von einem der Schiffe, die sehr gut ausgerüstet wurden, und bald fuhren wir von Sevilla nach San Lucar an der Mündung des Guadalquivir, des Flusses, an dem Sevilla liegt. Dort blieben wir und warteten auf guten Wind.

## 6. KAPITEL

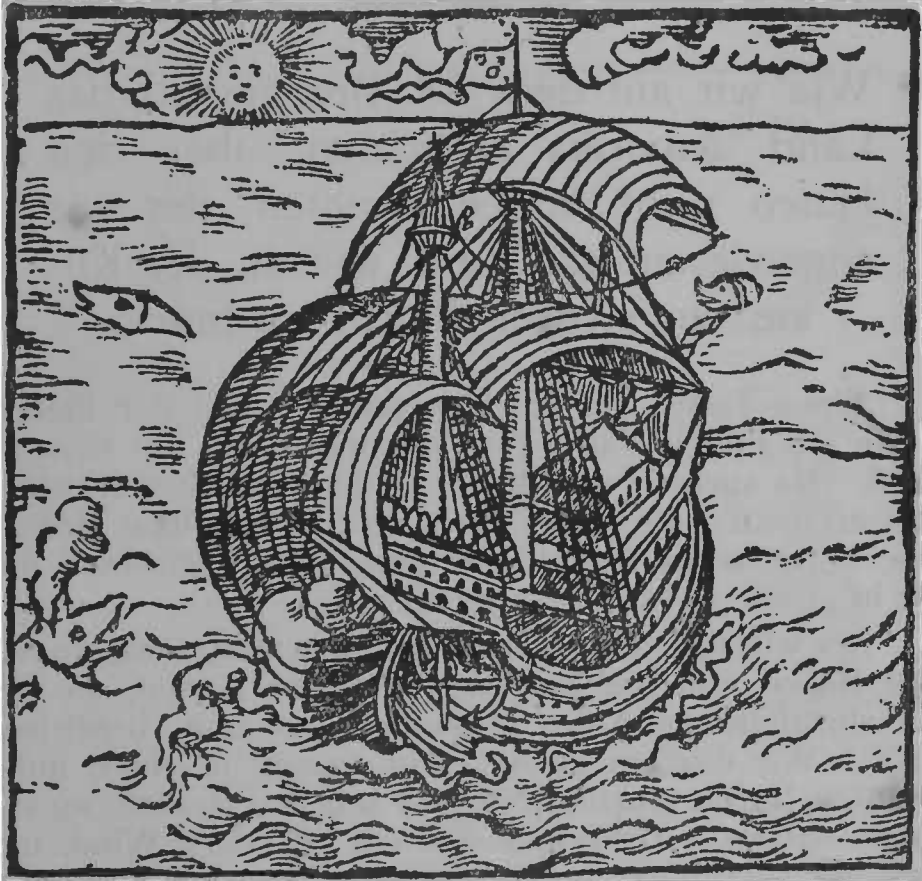
### Die Ausfahrt zu meiner zweiten Reise von Sevilla in Spanien nach Amerika.

Im Jahre des Herrn 1549, am vierten Tag nach Ostern, segelten wir von San Lucar ab. Da der Wind aber ungünstig war, fuhren wir nach Lissabon und erst von dort aus mit gutem Winde nach den Kanarischen Inseln. Vor der Insel Palma ankerten wir und übernahmen einigen Wein für die Reise. Die Steuerleute kamen überein, sich auf 28 Grad südlicher Breite an der Küste zu treffen, falls wir während der Reise auseinander kommen sollten.

Von Palma fuhren wir nach Kap Verde, dem Grünen Vorgebirge, das im Lande der Neger liegt. Dort erlitten wir beinahe Schiffbruch. Dann nahmen wir unseren Kurs nach der neuen Welt, aber der Wind war uns entgegen und verschlug uns mehrmals nach dem Lande Guinea, in dem gleichfalls Neger wohnen. Schliesslich gelangten wir nach São Thomé, einer dem König von Portugal gehörenden Insel, die reich an Zucker, aber ungesund ist. Auf São Thomé wohnen Portugiesen. Sie halten viele schwarze Sklaven. Wir nahmen frisches Wasser und segelten weiter. Während eines Sturmes verloren wir die beiden anderen Schiffe nachts aus den Augen und waren nun allein. Die Winde blieben sehr ungünstig. Sie wehen in jenen Meeren ganz allgemein von Süden, wenn die Sonne nördlich der Linie steht und umgekehrt von Norden, wenn die Sonne südlich des Aequators steht. Da sie fünf Monate lang stetig in einer Rich-



tung wehen, hielten sie uns vier Monate vom richtigen Kurs ab. Erst im September setzten sie vom Norden ein. Da konnten wir mit Südsüd west-Kurs auf Amerika zu-  
fahren.



8. Auf der zweiten Reise

## 7. KAPITEL

Wie wir auf dem 28. Breitengrad das Land Amerika erreichten, aber den Hafen nicht finden konnten, der uns angewiesen war, und wie an der Küste ein grosser Sturm ausbrach.

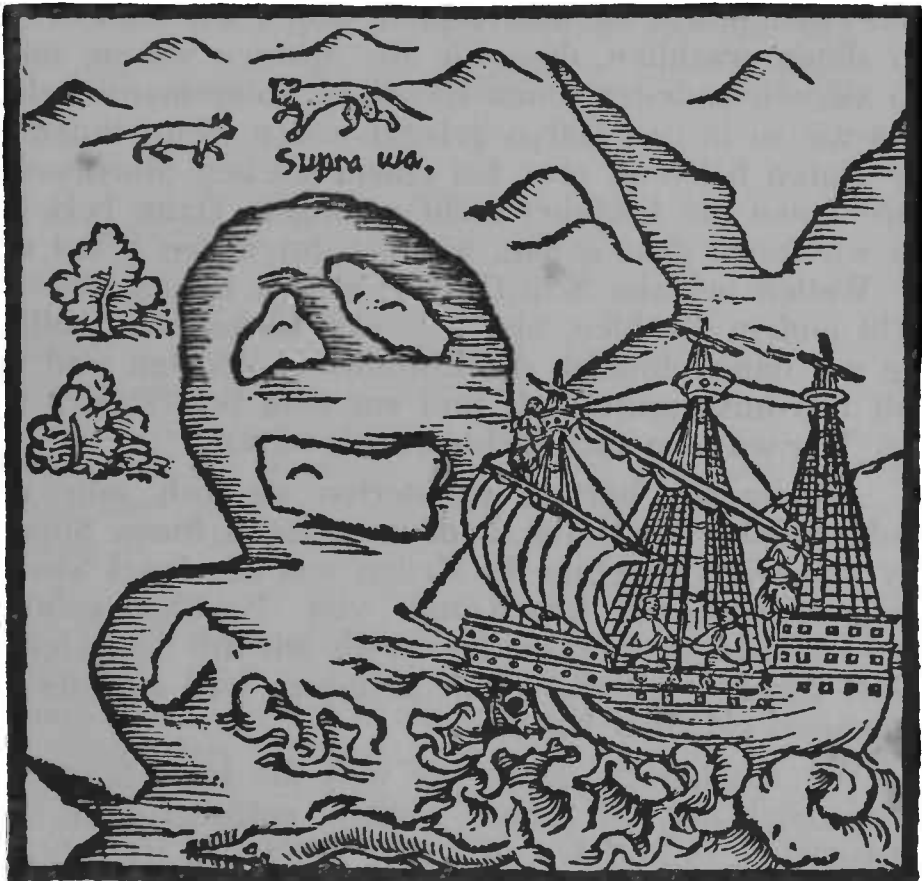
Eines Tages, am 18. November, nahm der Steuermann die Polhöhe ab. Wir befanden uns auf dem 28. Grad. Da suchten wir das Land in westlicher Richtung und erblickten die Küste auch am 24. desselben Monats. Wir waren sechs Monate auf dem Meere gewesen und oft in grosse Gefahr gekommen.

Als wir uns nun dem Lande näherten, konnten wir den Hafen und die Merkzeichen nicht finden, die der oberste Steuermann des Geschwaders uns bezeichnet hatte. Wir durften auch nicht wagen, in einen unbekannt<sup>n</sup> Hafen einzufahren und segelten deshalb an der Küste entlang. Da erhob sich ein heftiger Wind, und weil wir fürchteten, an den Klippen umzukommen, banden wir leere Fässer zusammen, taten Pulver hinein, stopften die Spundlöcher zu und banden unsere Waffen darauf. Wenn wir Schiffbruch erlitten hätten und einige von uns mit dem Leben davon gekommen wären, so hätten sie ihre Waffen dann am Lande gefunden, denn die Wellen hätten die Fässer an den Strand geworfen. Wir kreuzten gegen den Wind und hofften, so vom Lande abzukommen.

Doch es half nichts. Der Wind trieb uns auf die Klippen zu, die vier Klafter tief unter der Oberfläche

verborgen lagen, und die grossen Wogen drängten uns gegen die Küste. Wir glaubten, wir müssten alle mit einander umkommen.

Da schickte es Gott, als wir schon nahe bei den Klippen waren, dass einer unserer Kameraden einen Hafen entdeckte. Wir fuhren hinein und sahen drinnen ein



9. Im Hafen von Superaguy

kleines Schiff. Es floh vor uns und versteckte sich hinter einer Insel, sodass wir es aus den Augen verloren und nicht feststellen konnten, was es für ein Schiff war. Aber wir folgten ihm nicht, sondern liessen den Anker hinab. Dann dankten wir Gott, dass er uns aus dem Elend geholfen hatte, ruhten und liessen unsere Kleider trocknen.

Als wir vor Anker gegangen waren, mochte es wohl zwei Uhr nachmittags gewesen sein. Gegen Abend kam ein grosses Boot voller Wilden an das Schiff. Sie wollten mit uns reden, aber keiner von uns konnte ihre Sprache recht verstehen. Wir gaben ihnen einige Messer und Angelhaken, und sie fuhren wieder fort. In der Nacht kam wieder ein vollbesetzter Nachen heran, und dabei waren zwei Portugiesen, die uns fragten, woher wir kämen. Als wir ihnen erzählten, dass wir aus Spanien wären, meinten sie, wir müssten einen tüchtigen Steuermann haben, dass wir so in den Hafen gelangt wären, denn ihnen sei der Hafen bekannt, aber bei einem solchen Sturmwetter wäre ihnen die Einfahrt nicht gelungen. Dann berichteten wir ihnen ganz genau, wie wir durch den Wind und die Wellen beinahe Schiffbruch erlitten hätten, wie wir nicht anders glaubten, als dass wir umkommen sollten, wie wir dann plötzlich die Einfahrt entdeckten und wie Gott uns unvermutet half und vor dem Schiffbruch rettete. Wir wussten auch nicht, wo wir wären.

Als sie das hörten, wunderten sie sich sehr und dankten Gott. Der Hafen, in dem wir lägen, hiesse Supraguy und wäre ungefähr 18 Meilen von der Insel São Vicente entfernt, die dem König von Portugal gehörte. Dort wohnten sie, und die Leute, die wir mit dem kleinen Schiff gesehen hätten, wären geflohen, weil sie uns für Franzosen gehalten hätten.

Wir fragten sie dann, wie weit die Insel Santa Catarina, nach der wir fahren wollten, entfernt wäre. Sie antworteten, es könnten ungefähr 30 Meilen nach Süden sein. Dort lebte ein Stamm der Wilden, die Carijós hieszen. Vor denen sollten wir uns sehr vorsehen. Die Wilden in der Gegend von Supraguy aber, wo wir uns befanden, die Tupiniquins, wären ihre Freunde, und von denen hätten wir nichts zu befürchten.

Schliesslich fragten wir, auf welcher Breite Santa Catarina läge, und ihre Auskunft, auf dem 28. Grad, war richtig. Sie machten uns noch Angaben, wie wir das Land erkennen könnten.

## 8. KAPITEL

Wie wir den Hafen verliessen, um die Insel Santa Catarina zu suchen.

Als der Wind aus Ostsüdost sich gelegt hatte und ein Nordostwind einsetzte, wurde das Wetter gut. Wir gingen deshalb unter Segel, fuhren zurück und suchten den erwähnten Hafen von Santa Catarina. Nach einer Fahrt von zwei Tagen konnten wir ihn nicht finden, merkten aber an den Formen der Küste, dass wir an ihm vorbeigesegelt sein mussten. Da der Himmel bedeckt war, hatten wir die Polhöhe nicht nehmen können. Wir hätten nun umkehren müssen; das war aber nicht möglich, da der Wind uns hinderte.

Doch Gott ist ein Helfer in der Not. Als wir gegen Abend das Gebet sprachen und ihn um Gnade baten, erhoben sich, noch ehe das Gebet beendet war und ehe es dunkel wurde, dunkle Wolken im Süden, wohin der Wind uns trieb. Der Nordost legte sich, es war eine Zeitlang so still, dass man keinen Hauch verspürte, und dann fing der Südwind an zu wehen, der um diese Jahreszeit nur selten auftritt. Es donnerte und blitzte so gewaltig, dass uns ein Schrecken überkam.

Das Meer wurde sehr aufgereggt, denn der Süd traf gegen die Wellen des Nordwindes. Es wurde auch so finster, dass man nichts sehen konnte. Die Leute fürchteten sich vor den starken Blitzen und dem Donner. Niemand wusste, wo er zugreifen sollte, um die Segel zu wenden. Wir alle glaubten, wir müssten in dieser Nacht ertrinken. Gott aber gab, dass das Wetter sich änderte

und besserte. So segelten wir dieselbe Strecke, die wir am Tag gekommen waren, zurück, und hielten von neuem Ausschau nach dem Hafen. Wir konnten ihn jedoch nicht finden, weil viele Inseln vor dem festen Lande lagen.

Als wir wieder auf dem 28. Grad angelangt waren, trug der Kapitän dem Steuermann auf, hinter eine der Inseln zu fahren, zu ankern und nachzusehen, was es für ein Land wäre. Wir fuhren auch in eine Meerenge ein und fanden einen guten Hafen. Nachdem wir vor Anker gegangen waren, wurde beschlossen, ein Boot auszusetzen und den Hafen genauer zu erkunden.

---

## 9. KAPITEL

Wie einige von uns mit dem Boot  
ausfahren, um den Hafen zu erforschen,  
und ein Kruzifix fanden, das auf einer  
Klippe stand.

Es war am Tag der Heiligen Katharina im Jahre 1549, als wir den Anker hinabliessen. Am selben Tage fuhren einige von uns mit dem Boote wohlgerüstet aus und wollten die Bucht genauer erforschen. Wir nahmen an, es müsste die Mündung eines Flusses sein, den man den Rio São Francisco nennt und der zur selben Provinz gehört. Je weiter wir hineinfuhren, um so weiter dehnte das Gewässer sich aus. Hin und wieder hielten wir Ausschau, ob wir nicht Rauch sähen, entdeckten aber keinen. Da war es uns, als bemerkten wir vor dem Urwald in einem Tal einige Hütten. Wir fuhren hin. Es waren alte Hütten und keine Menschen darin. Dann fuhren wir weiter, bis es Abend wurde, und steuerten auf eine kleine Insel zu, um dort zu übernachten, weil uns das am sichersten erschien. Als wir anlangten, war es schon Nacht. Deshalb hielten wir es nicht für ratsam, zu landen und die Nacht dort zu verbringen. Erst als einige von uns rund um die Insel gegangen waren und niemanden bemerkt hatten, liessen wir uns nieder, machten Feuer, hieben eine Palme um und assen das Mark.

Am frühen Morgen ging es weiter in die Bucht hinein, denn wir wollten auf jeden Fall wissen, ob dort Menschen wohnten. Seit wir die alten Hütten entdeckt hatten, rechneten wir damit. Als wir weiter voran kamen, sahen wir in der Ferne ein Holz auf einer Klippe ste-

hen. Es schien ein Kreuz zu sein, und einige Kameraden stellten Vermutungen an, wer es wohl dahin gebracht habe. Wir fuhren näher. Es war ein grosses hölzernes Kreuz, durch Steine auf der Klippe befestigt. In einem daran festgebundenen Stück eines Fassbodens waren



10. Im Hafen von Santa Catarina

Buchstaben eingeschnitten, die wir jedoch nicht lesen konnten. Wir überlegten, was das für ein Schiff gewesen sein könnte, von dem solch ein Kreuz errichtet wurde, und wussten nicht, ob wir in dem Hafen waren, in dem wir uns versammeln sollten.



Darum fuhren wir weiter ins Innere der Bucht, um die Gegend zu erforschen. Den Fassboden aber nahmen wir mit. Währenddessen versuchte einer von uns, die Schrift zu entziffern, und es gelang ihm. In spanischer Sprache stand da eingeschnitten: „Si viene por ventura aqui' la armada de Su Majestad, tiren un tiro y habrán recado.“ Das heisst auf deutsch: „Wenn Schiffe Seiner Majestät zufällig hierher kommen, so sollen sie einen Schuss abgeben und werden dann weiteren Bescheid erhalten.“

Wir kehrten schnell nach dem Kreuz zurück, schossen ein leichtes Geschütz ab und wandten uns dem Lande zu. Bald sahen wir, als wir so dahinfuhren, fünf Boote voll von Wilden, die geradewegs auf uns zuruderten. Wir machten unser Geschütz bereit. Als sie aber näher kamen, erkannten wir einen Mann, der Kleider anhatte und einen Bart trug. Er stand vorn im Boot. Es musste ein Christ sein. Wir riefen ihm zu, er sollte mit seinem Boot herankommen, damit wir sprechen könnten; die anderen sollten zurückbleiben. Als das geschah, fragten wir, in welcher Gegend wir wären, und er sagte: „Ihr seid im Hafen von Jurumirim, wie die Wilden ihn nennen, oder, dass ihr es besser versteht, im Hafen von Santa Catarina, wie ihn die Entdecker genannt haben.“

Da freuten wir uns, denn das war der Hafen, den wir gesucht hatten. Wir waren darin und hatten es nicht gewusst und waren sogar am Tage der Heiligen Katharina angelangt. Daraus könnt ihr ersehen, wie Gott denen Hilfe und Rettung bringt, die ihn in der Not mit Ernst anrufen.

Der Christ fragte nun, woher wir kämen, und wir antworteten, wir gehörten zu den Schiffen des Königs von Spanien und wollten nach dem Rio de la Plata fahren. Es wären noch mehr Schiffe unterwegs; wir hofften, dass sie, so es Gott gefiele, auch bald kommen würden, denn wir wollten uns ja in diesem Hafen treffen. Darauf sagte er, das wäre ihm lieb zu hören und er dankte Gott dafür, denn er sei vor drei Jahren von der Ort-

schaft Asunción in der Provinz Rio de la Plata, die den Spaniern gehört, ans Meer herabgeschickt worden, eine Strecke von 300 Meilen. Er sollte den Stamm der Carijós, der den Spaniern befreundet ist, zum Anbau von den Mandiocapflanzen veranlassen, damit die Schiffe von den Wilden Lebensmittel erhielten, wenn sie welche brauchten. So hätte es der Kapitän Salazar angeordnet, der Nachrichten nach Spanien gebracht hatte und jetzt mit einem der anderen Schiffe zurückkehrte.

Wir fuhren mit den Wilden nach ihren Hütten, wo auch der Christ wohnte, und sie pflegten uns auf ihre Weise.



## 10. KAPITEL

### Wie ich mit einem Boot voller Wilden zu unserem grossen Schiff geschickt wurde.

Dann bat der Führer unseres Bootes den Mann, den wir unter den Wilden gefunden hatten, er möchte ein Boot mit Bemannung bestellen, die einen von uns nach dem Schiff ruderten, damit es auch herkäme. Mir gab er den Auftrag, mit den Wilden zu fahren. Wir waren schon drei Nächte fort, und an Bord konnte man nicht wissen, wie es um uns stand.

Als wir nur noch einen Armbrustschuss vom Schiffe entfernt waren, gab es an Bord ein grosses Geschrei. Die Leute stellten sich zur Wehr und wollten uns mit dem Boot nicht näher heranlassen, sondern riefen mir zu, was da los wäre, wo meine Kameraden geblieben seien und warum ich allein mit einem Boot voller Wilden käme. Ich schwieg still und gab keine Antwort, denn der Bootsführer hatte mir befohlen, ich sollte mich traurig stellen, um zu sehen, was die Leute an Bord tun würden. Wie sie gar keine Antwort erhielten, riefen sie einander zu: „Da ist etwas nicht in Ordnung, wahrscheinlich sind die anderen tot, und die Wilden kommen mit dem einen Mann und haben wohl noch andere Leute im Hinterhalt liegen, um das Schiff zu überfallen“ Sie wollten schiessen, riefen mir aber noch einmal zu. Da fing ich an zu lachen und sagte: „Seid nur ruhig. Gute Nachrichten! Lasst mich näher heran, dann will ich euch alles erzählen“ — Dann sagte ich

ihnen, wie die Sache stand, und sie freuten sich sehr. Die Wilden fuhren mit ihrem Boot nach Hause zurück. Wir gelangten mit dem grossen Schiff in die Nähe ihrer Wohnungen und liessen dort einen Anker hinab.

Nun lagen wir und warteten auf die anderen Schiffe, die wir bei dem Sturm verloren hatten und die noch kommen sollten. Das Dorf der Wilden heisst Cutia, der Mann, den wir gefunden hatten, war Juan Fernando, ein Baske aus der Stadt Bilbao, und die Wilden hiessen die Carijós. Sie brachten uns viel Wildpret und Fische. Dafür gaben wir ihnen Angelhaken.

---

## 11. KAPITEL

Wie das zweite Schiff, von dem wir während der Fahrt getrennt worden waren, mit dem obersten Steuermann unseres Geschwaders ankam.

Als wir ungefähr drei Wochen vor Anker gelegen hatten, kam das Schiff, auf dem der oberste Steuermann fuhr. Von dem dritten Schiff erfuhren wir nichts mehr; es war verloren gegangen.

Wir rüsteten nun für die Weiterreise und sammelten Lebensmittel für sechs Monate, denn bis zum Rio de la Plata waren es noch ungefähr dreihundert Meilen. Alles war fertig, da ging eines Tages das grosse Schiff im Hafen unter, und damit konnte die geplante Reise nicht durchgeführt werden.

Zwei Jahre lang lagen wir in der Wildnis und überstanden viele Gefahren. Wir litten grossen Hunger, mussten Eidechsen und Feldratten essen und andere fremdartige Tiere, die wir bekommen konnten, auch Schalthiere, die im Wasser an den Steinen hängen, und dergleichen ungewöhnliche Nahrung. Die Wilden trugen uns anfangs genügend Lebensmittel zu, bis sie von uns genug Tauschwaren dafür bekommen hatten. Dann zogen die meisten in andere Gegenden fort. Wir durften ihnen auch nicht recht vertrauen.

So hatten wir keine Lust, dazubleiben und umzukommen und beschlossen deshalb, dass die Mehrzahl von

uns über Land in die Provinz Asunción ziehen sollte, die noch 300 Meilen entfernt war; die anderen sollten mit dem übrig gebliebenen Schiff eben dahin fahren. Diese wählte der Kapitän sich aus, und ich gehörte zu ihnen.

Diejenigen, die über Land zogen, versorgten sich für den Marsch durch die Wildnis mit Lebensmitteln. Auch nahmen sie einige Wilde mit. Viele von ihnen sind Hungers gestorben, die übrigen erreichten ihr Ziel, wie wir später erfuhren.

Aber auch für uns, die wir zurückblieben, war das Schiff für eine Seereise zu klein.

---

## 12. KAPITEL

Wie wir nach São Vicente fahren wollten, das die Portugiesen innehaben, um von ihnen ein Schiff zu übernehmen und damit unsere Fahrt zu Ende zu führen, aber in einem grossen Sturm Schiffbruch erlitten und nicht wussten, wie weit es noch bis São Vicente war.

Nicht weit vom Festland haben die Portugiesen eine Insel besetzt, die São Vicente oder in der Sprache der Wilden, Upaû-nema heisst. Diese Provinz liegt an 70 Meilen von dem Ort entfernt, an dem wir zuletzt waren. Dorthin wollten wir fahren und sehen, ob wir von den Portugiesen ein Schiff für die Fahrt nach dem Rio de la Plata übernehmen könnten, denn das uns verbliebene Schiff war für uns zu klein.

In dieser Absicht segelten einige von uns unter Kapitän Salazar in der Richtung nach São Vicente. Niemand war in der Gegend gewesen ausser einem Mann namens Roman, der glaubte, er würde das Land wiederfinden.

Wir verliessen den Hafen Imbeaçã-pe, der 28 Grad südlicher Breite liegt, und erreichten nach ungefähr zwei Tagen und einer Fahrt von etwa 40 Meilen eine Insel, die Ilha dos Alcatrazes. Dort mussten wir ankern, weil wir widrigen Wind bekamen. Auf der Insel gab es viele Seemöven, Alcatrazes genannt. Da sie ihre Brutzeit hatten, waren sie leicht zu erlegen. Wir gingen an Land und

suchten die Insel nach Süßwasser ab, trafen auf verlassene Hütten, fanden Scherben von Töpfen der Wilden, die früher auf dieser Insel gewohnt hatten und entdeckten auch eine kleine Quelle an einem Felsen. Dann schlugen wir viele Möven tot, nahmen auch Eier mit an Bord und kochten Vögel und Eier.

Nach dem Essen kam im Süden ein schwerer Sturm auf, sodass wir uns kaum vor Anker hätten halten können und fürchten mussten, der Wind würde uns auf die Klippen werfen. Es war gegen Abend. Wir hofften, noch einen benachbarten Hafen zu erreichen, der Cananéa heisst, aber es wurde Nacht, ehe wir dahin kamen. Deshalb konnten wir nicht hinein und wandten uns vom Lande ab. Die Gefahr war gross. Wir glaubten nicht anders, als dass die Wellen das Schiff zerschlagen würden, denn wir befanden uns in der Nähe eines Vorgebirges, wo die Wellen höher sind als fern vom Lande auf der offenen See.

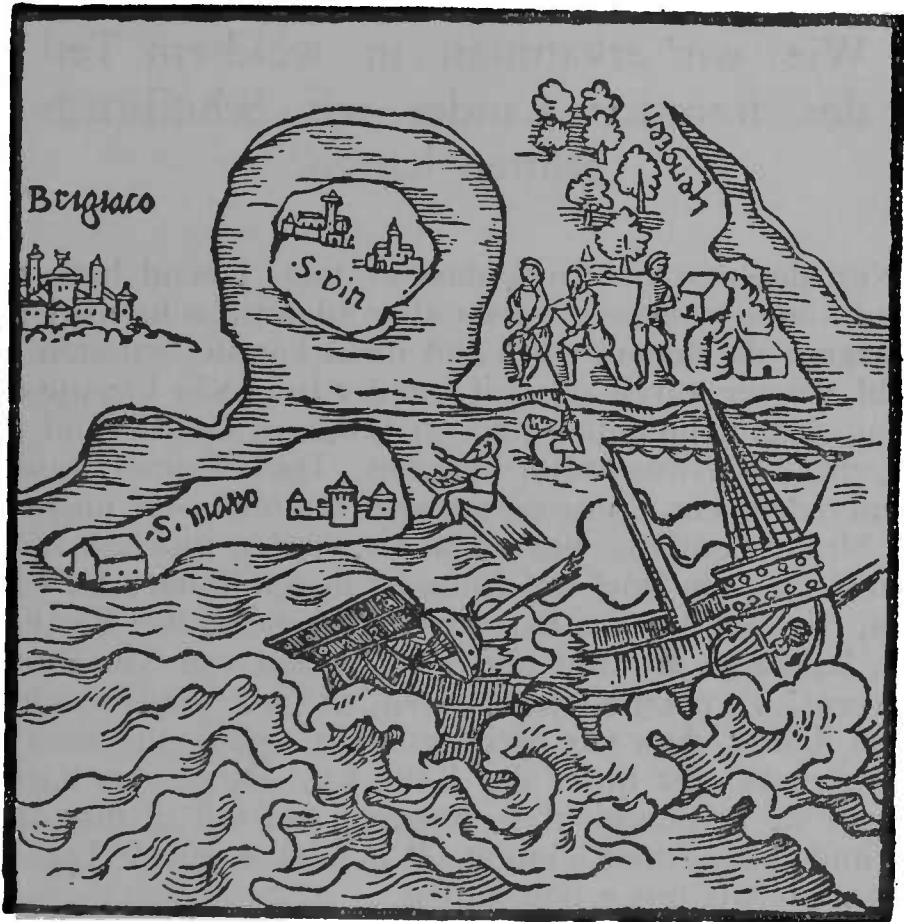
Während der Nacht waren wir so weit vom Lande abgekommen, dass es am Morgen nicht mehr zu sehen war. Nach längerer Zeit wurde es wieder sichtbar, aber der Sturm wurde so heftig, dass wir uns nicht länger halten konnten. Da schien es dem Mann, der das Land am besten kannte, als ob wir die Küste von São Vicente vor uns hätten. Wir fuhren näher, aber es kamen Nebel und Wolken, nichts liess sich genau erkennen, und wir mussten alle schweren Gegenstände, die wir an Bord hatten, ins Meer werfen, um wegen der hohen Wellen das Schiff zu erleichtern. In grosser Angst fuhren wir so dahin und hofften, den Hafen zu finden, in dem die Portugiesen wohnten. Aber wir verfehlten ihn.

Nachdem die Wolken sich wieder ein wenig verzogen hatten, sodass man das Land sehen konnte, sagte Roman, er glaube, der Hafen läge vor uns, wir sollten geradewegs auf eine Klippe zusteuern; der Hafen sei dahinter. Wir fuhren hin. Als wir jedoch nahe herankamen, sahen wir nichts als den Tod vor Augen. Es war nicht der Hafen. Nun mussten wir wegen des Windes gerade auf Land zuhalten und Schiffbruch erleiden. Die Wellen



schlugen gegen die Küste, dass es grauenhaft anzusehen war. Wir baten Gott um Gnade und Hilfe für unsere Seelen und taten wie es sich für Seeleute gehört, wenn sie Schiffbruch erleiden müssen.

Nahe an der Stelle, wo die Brandung ans Land schlug, fuhren wir hoch auf den Wellen dahin, dass wir



11. Schiffbruch bei Itanhaem

wie von einer Mauer steil hinabsahen. Beim ersten Aufstoss brach das Schiff auseinander. Da sprangen einige über Bord und schwammen ans Land, andere hielten sich an Holzstücken fest und kamen auch an den Strand. So half Gott uns allen lebend aus dem Wasser, und es wehte und regnete so heftig, dass wir vor Kälte ganz erstarrt waren.

## 13. KAPITEL

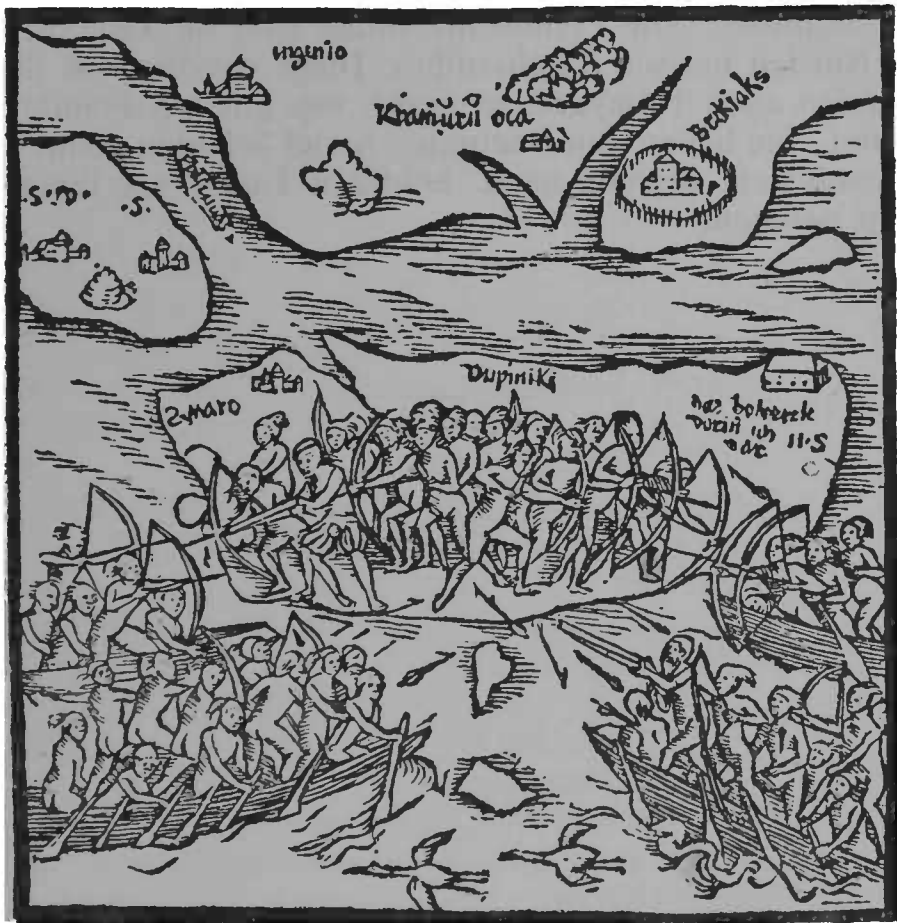
Wie wir erkannten, in welchem Teil  
des fremden Landes wir Schiffbruch  
erlitten hatten.

Nun dankten wir Gott, dass er uns lebend hatte ans Land kommen lassen, waren aber zugleich sehr niedergeschlagen; da Roman das Land nicht kannte, wussten wir nicht, wo wir waren, ob weit von der Insel São Vicente entfernt, oder nahe dabei, und ob Wilde in der Gegend lebten, die uns etwas antun konnten. Da lief einer unserer Kameraden, ein Franzose namens Claudio, von ungefähr am Strande entlang, um warm zu werden und sah hinter dem Gehölz ein Dorf mit Häusern in der Bauart der Christen. Er ging hinein. Es war eine Siedlung der Portugiesen, Itanhaem genannt und zwei Meilen von São Vicente entfernt. Er erzählte den Leuten, wie wir Schiffbruch erlitten hatten, dass wir nicht wussten wohin und dass die Mannschaft sehr unter der Kälte litt. Als sie das hörten, kamen sie herausgelaufen, nahmen uns mit in ihre Häuser und gaben uns Kleidung. Wir blieben einige Tage bei ihnen, bis wir uns erholt hatten.

Von dort zogen wir über Land nach São Vicente, wo die Portugiesen uns alle Ehre erwiesen und eine Zeit lang beköstigten. Dann suchte sich jeder irgend eine Arbeit, um den Unterhalt zu verdienen. Der Kapitän aber schickte, da alle unsere Schiffe verloren waren, ein portugiesisches Schiff nach dem Hafen Imbeaçã-pe, um den Teil der Besatzung zu holen, der dort zurückgeblieben war. Das wurde auch durchgeführt.

## 14. KAPITEL

### Wie São Vicente gelegen ist.



12. Kampf der Tupinambás gegen Tupiniquins und Portugiesen

São Vicente ist eine Insel, die nahe am Festland liegt und auf der sich zwei Siedlungen befinden. Die eine heisst im portugiesischen São Vicente und in der Sprache

der Wilden Upatû-nema, die andere, ungefähr zwei Meilen davon entfernt, wird Enguaguaçú genannt. Ausserdem gibt es auf der Insel noch einige Gehöfte, die man Engenhos nennt und in denen Zucker hergestellt wird.

Die dort wohnenden Portugiesen sind mit einem Stamm der brasilianischen Wilden befreundet, den Tupiniquins, deren Gebiet sich 80 Meilen in das Innere des Landes und ungefähr 40 Meilen an der Küste entlang erstreckt. Nördlich und südlich davon wohnen Feinde dieses Stammes. Die Feinde im Süden sind die Carijós, die im Norden heissen Tupinambás. Diese werden von ihren Feinden auch Tabayaras genannt, was einfach Feinde bedeutet. Sie haben den Portugiesen viel Schaden getan und müssen sich deshalb noch heutigen Tages vor ihnen in Acht nehmen.

---

## 15. KAPITEL

Wie der Ort heisst, vom dem aus die Portugiesen und die Tupiniquins am heftigsten bekämpft wurden, und wie er gelegen ist.

Fünf Meilen von São Vicente entfernt liegt der Ort Bertioga. Dorthin gelangen die Feinde der Portugiesen und der Tupiniquins auf ihren Kriegsfahrten vom Norden zuerst, und von Bertioga aus fahren sie zwischen der Insel Santo Amaro und dem Festlande weiter gegen São Vicente.

Diese Durchfahrt wollten einige Mamelucken, Abkömmlinge von Wilden und Christen, den Tupinambás versperren. Es waren fünf Brüder. Ihr Vater war ein Portugiese, ihre Mutter eine brasilianische Wilde. Sie waren Christen, in gleicher Weise geschickt und erfahren in der Kriegskunst der Christen wie der Wilden, und beherrschten beide Sprachen. Der älteste hiess João de Braga, seine Brüder hiessen der Reihe nach Diogo, Domingos, Francisco und André de Braga, und ihr Vater war Diogo de Braga. Etwa zwei Jahre vor meiner Ankunft hatten diese fünf Brüder sich vorgenommen, mit befreundeten Tupiniquins in Bertioga nach Art der Wilden ein Fort zum Schutz gegen die Feinde zu bauen, und hatten ihre Absicht durchgeführt. Auch einige Portugiesen hatten sich bei ihnen niedergelassen, denn das Land war gut.

Ihre Feinde, die Tupinambás, deren Grenze ungefähr 25 Meilen von Bertioga entfernt ist, hatten das beobach-

tet und sich gerüstet. Eines Nachts kamen sie in 70 Booten und griffen nach ihrer Gewohnheit in der Stunde vor Tagesanbruch an. Die Mamelucken und Portugiesen zogen sich in ein Haus aus Lehm zurück und wehrten sich. Die Wilden aber blieben in ihren Hütten zusammen und verteidigten sich dort so gut sie konnten, sodass viele Angreifer fielen. Schliesslich erhielten die Tupinambás jedoch die Oberhand. Sie steckten den Ort Bertioaga in Brand und nahmen die Wilden alle gefangen. Den Christen aber, es mochten acht gewesen sein, und den Mamelucken konnten sie in dem Hause nichts anhaben, denn Gott wollte sie beschützen.

Die Angreifer kehrten, sobald sie die Gefangenen getötet und in Stücke zerschnitten hatten, in ihr Land zurück.

---

## 16. KAPITEL

### Wie die Portugiesen Bertioga wieder aufbauten und auf der Insel Santo Amaro eine Befestigung anlegten.

Nach diesen Vorgängen erschien es den Befehlshabern und der Gemeinde angebracht, die Ortschaft nicht aufzugeben, sondern sie aufs stärkste auszubauen, da man von dort aus das ganze Land verteidigen konnte. Und so geschah es.

Als die Feinde nun merkten, dass der Ort zu stark war, als dass sie ihn angreifen konnten, fuhren sie eines Nachts heimlich vorbei und gelangten durch den Kanal zwischen der Insel und dem Festland bis in die Nähe von São Vicente. Dort nahmen sie gefangen wen sie nur bekommen konnten, denn die Bewohner von São Vicente hatten an keine Gefahr gedacht, weil sie sich durch das befestigte Bertioga geschützt glaubten. Das mussten sie büßen.

Sie beschlossen daraufhin, unmittelbar gegenüber Bertioga auf der Insel Santo Amaro nahe am Wasser ebenfalls ein Haus zu bauen und eine Besatzung mit Geschützen hineinzulegen, um die Durchfahrt der Wilden zu verhindern. Sie hatten auch schon mit dem Bau einer Befestigung auf der Insel begonnen, waren aber nicht zu Ende gekommen, weil, wie sie mir berichteten, kein portugiesischer Kanonier sich da hinein wagen wollte.

Ich fuhr hin und sah mir die Lage des Ortes an. Als die Bewohner hörten, dass ich ein Deutscher wäre und ein

wenig mit Geschützen unzugehen verstände, forderten sie mich auf, ich sollte mich in dem Haus auf der Insel niederlassen und ihnen helfen, auf die Feinde aufzupassen. Sie würden einige Leute hinzugeben und mich gut besolden. Auch sagten sie, wenn ich darauf einginge, würde der König von Portugal es mir zu danken wissen, denn der König pflegte besonders den Männern ein gnädiger Herr zu sein, die ihm in den neuen Ländern Hilfe und Rat liehen.

Ich vereinbarte mit ihnen, vier Monate in dem Hause zu dienen. Dann sollte ein Beauftragter des Königs mit Schiffen kommen und ein festes steinernes Haus bauen, das stärker sein sollte. Und das geschah.

Die meiste Zeit verlebte ich in dem Haus mit zwei anderen Männern. Wir hatten einige Geschütze, waren aber in grosser Gefahr und nie sicher vor den Wilden, denn das Haus war nicht besonders fest. Wir mussten auch fleissig Wache halten, damit die Wilden nicht heimlich in der Nacht vorbeifuhren. Das versuchten sie einige Male. Gott jedoch half uns, dass wir sie auf unserer Wacht entdeckten.

Nach einigen Monaten kam der Statthalter des Königs, denn die Gemeinde hatte dem König geschrieben, wie übermütig die vom Norden her kommenden Feinde sich benehmen, wie schön das Land ist, und dass es nicht angebracht wäre, es aufzugeben. Der Statthalter Thomé de Souza sollte Abhilfe schaffen. Er besichtigte das Gebiet von Bertioja und ebenfalls den Ort, den die Gemeinde gern befestigt hätte.

Man erzählte dem Statthalter auch von den Diensten, die ich der Gemeinde geleistet hatte, indem ich mich in das Haus begab, in das kein Portugiese hinein wollte, weil es so schlecht befestigt war. Das gefiel ihm sehr, und er sagte, er wollte dem König darüber berichten, wenn Gott ihm wieder nach Portugal ver helfe, und ich würde dafür belohnt werden.



Nun war meine Zeit um, nämlich vier Monate, die ich der Gemeinde zu dienen versprochen hatte, und ich forderte meinen Abschied. Aber der Statthalter und die Gemeinde wollten mich noch eine Zeit lang im Dienst behalten. Ich sagte zu, noch zwei Jahre zu bleiben. Wenn die Zeit um wäre, sollte man mich, ohne Schwierigkeiten zu machen, mit dem ersten Schiff, auf dem ich Platz finden würde, nach Portugal segeln lassen. Dort sollte ich die Belohnung für meinen Dienst erhalten. Darüber fertigte der Statthalter mir im Namen des Königs einen Vertrag aus, wie ihn die königlichen Kanoniere erhalten, wenn sie es beantragen.

Man baute die steinerne Befestigung und legte einige Geschütze hinein. Die Befestigung und die Geschütze wurden mir anvertraut; ich sollte sie beaufsichtigen und gute Wacht halten.

---

## 17. KAPITEL

Wie und warum wir zweimal im Jahre mehr mit den Feinden rechnen mussten, als zu anderen Zeiten.

Wir mussten uns vor den Tupinambás zweimal im Jahre besonders in Acht nehmen, weil sie dann mit Gewalt in das Gebiet der Tupiniquins eindringen. Eine dieser Zeiten liegt im November; dann wird der Mais reif, den sie Abatí nennen und mit dem sie ein Getränk bereiten, das Cauim heisst. Dabei verwenden sie auch die Mandioca-Wurzel, von der sie etwas hineinmengen. Sobald sie mit dem reifen Abatí von ihrem Kriegszug heimkehren, machen sie das Getränk zurecht und verzehren dabei ihre Feinde, wenn sie welche gefangen haben. Sie freuen sich ein ganzes Jahr im voraus auf die Abatizeit.

Ferner mussten wir im August mit ihnen rechnen. Dann folgen sie einer Art von Fischen, die aus dem Meer in die Süsswasserläufe ziehen, um darin zu laichen. Diese Fische heissen in ihrer Sprache Piratís, im Spanischen Liesses. Um diese Zeit unternehmen sie in der Regel einen Kriegszug, um sich besser mit Nahrungsmitteln versorgen zu können. Die Fische fangen sie in grosser Zahl mit kleinen Netzen. Sie schiessen sie auch mit Pfeilen und bringen viele gebraten nach Hause. Auch ein Mehl machen sie daraus, das sie Piracuí nennen.

## 18. KAPITEL

### Wie ich von den Wilden gefangen wurde.

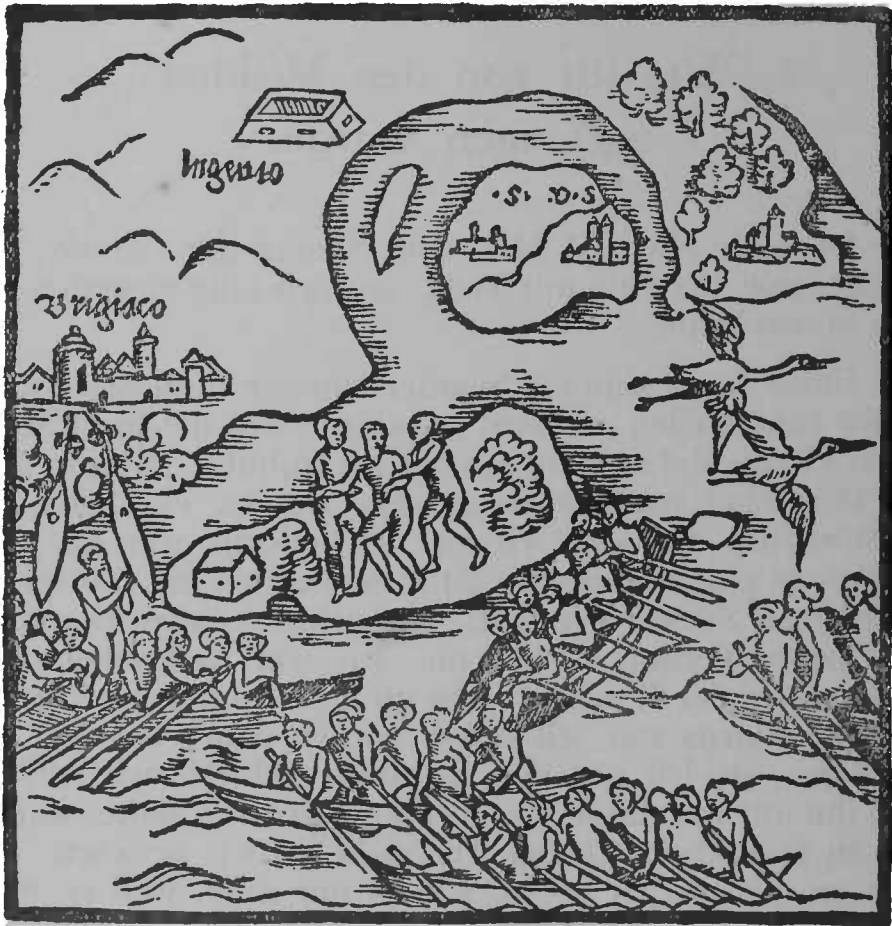
Ich hatte einen Wilden vom Stamm der Carijós; der gehörte mir. Er fing mir Wild, und ich ging zuweilen mit ihm in den Wald.

Eines Tages kam ein Spanier von der Insel São Vicente, die fünf Meilen entfernt ist, zu mir auf die Insel Santo Amaro in die Befestigung, in der ich wohnte. Mit ihm kam ein Deutscher namens Heliodoros Hesus, ein Sohn des verstorbenen Eobanus Hesus. Heliodoros war auf São Vicente in einem Engenho tätig; so heissen die Häuser, in denen man Zucker herstellt. Das gehörte einem Genueser mit Namen Guiseppe Adorno. Er war Schreiber und Zahlmeister der Kaufleute, die zu dem Engenho gehörten. Mit Heliodoros war ich schon vorher näher bekannt geworden; als ich mit den Spaniern Schiffbruch erlitten und ihn auf der Insel São Vicente getroffen hatte, war er mir in freundschaftlicher Weise behilflich gewesen. Er kam zu mir um zu sehen, wie es mir ging, weil er wohl gehört hatte, ich wäre krank.

Ich hatte meinen Sklaven tags zuvor in den Wald geschickt, wo er Wild fangen sollte und wollte selbst am folgenden Tag nachkommen und es holen, damit wir etwas zu essen hätten, denn dort zu Lande gibt es fast nur das, was man sich aus der Wildnis holt.

Als ich nun so durch den Wald ging, erhob sich auf beiden Seiten des Weges ein grosses Geschrei, wie es bei

den Wilden üblich ist. Die Leute liefen auf mich zu, und ich erkannte, dass es Wilde waren. Sie umzingelten mich, legten mit Bogen und Pfeilen auf mich an und schossen auf mich. Da rief ich: „Nun helfe Gott meiner Seele!“ Kaum hatte ich das Wort ausgesprochen, da schlugen sie mich



13. Gefangennahme Hans Stadens

auch schon zu Boden und schossen und stachen auf mich ein. Sie verwundeten mich — gottlob — nur an einem Bein, rissen mir aber die Kleider vom Leib, der eine den Kragen, der andere den Hut, der dritte das Hemd, und so fort. Dann fingen sie an, sich um mich zu zanken: der

eine sagte, er wäre der erste bei mir gewesen, der andere, er hätte mich gefangen. Unterdessen schlugen die übrigen mich mit dem Bogen, und schliesslich hoben mich zwei von der Erde auf, wo ich ganz nackt lag; einer fasste mich an einem Arm, der zweite am anderen, und einige vor mir, einige hinter mir, so liefen sie schnell mit mir durch den Wald nach dem Meere zu, wo ihre Boote lagen.

Als sie mich an den Strand brachten, sah ich in einer Entfernung von ein bis zwei Steinwürfen ihre Boote liegen, die sie ans Land und unter ein Gebüsch gezogen hatten. Nahe dabei war noch eine grosse Menge von Wilden, die mir alle entgegen liefen, sobald sie sahen, wie ich dahingebracht wurde. Sie waren, wie es bei ihnen üblich ist, mit Federn geschmückt und bissen sich in die Arme, um mir drohend zu bedeuten, dass sie mich auffressen würden. Vor mir her ging ein Häuptling mit einer Keule, wie sie zum Totschlagen der Gefangenen gebraucht werden. Der redete und erzählte ihnen, dass sie in mir einen Però — so nennen sie die Portugiesen — gefangen und zum Sklaven gemacht hätten und dass sie nun den Tod ihrer Freunde an mir rächen wollten. Bei den Booten schlugen mich einige mit der Faust. Dann beeilten sie sich, die Boote ins Wasser zu schieben, denn sie fürchteten, dass in Bertioga Alarm geschlagen würde, was auch geschah.

Ehe sie aber die Boote ins Wasser brachten, banden sie mir die Hände zusammen. Sie waren aus verschiedenen Dörfern, und einige ärgerten sich, dass sie ohne Beute heimfahren sollten. Sie zankten deshalb mit denen, die mich behielten. Einige sagten, sie wären ebenso nah bei mir gewesen wie die anderen, sie wollten darum auch einen Teil von mir haben und mich auf der Stelle totschiagen.

Ich stand da und betete und sah mich um, weil ich den Schlag erwartete. Schliesslich nahm der Häuptling, der mich behalten wollte, das Wort und sagte, sie wollten mich lebendig nach Hause bringen, damit auch ihre Frauen mich lebendig sähen und ihr Vergnügen an mir hätten.

Dann wollten sie mich cauim pepica töten, das heisst Getränke herrichten, ein Fest veranstalten und mich gemeinsam auffressen. Dabei blieben sie und banden mir vier Stricke um den Hals. Ich musste in eines der Boote steigen, während die Wilden noch am Ufer standen. Dann banden sie die Enden der Stricke am Boot fest und schoben es ins Wasser, um nach Hause zu fahren.

---

## 19. KAPITEL

Wie die Wilden mit mir zurückfahren wollten und die Unseren kamen, um mich ihnen abzunehmen. Ein Scharmützel. Vergleiche Bild 14.

In der Nähe der Insel Santo Amaro liegt eine kleine Insel, auf der Wasservögel mit roten Federn nisten, Guarás oder Reiher genannt. Die Wilden fragten mich, ob ihre Feinde, die Tupiniquins, in diesem Jahre schon dagewesen wären und Vögel bei ihren Jungen gefangen hätten. Ich sagte ja, aber trotzdem wollten sie nachsehen, denn sie schätzten die Federn dieser Vögel sehr. All ihr Schmuck wird ja im allgemeinen aus Federn hergestellt. Die jungen Guarás haben zuerst weissgraue Federn, dann, wenn sie flügge werden, schwarzgraue. Mit denen fliegen sie ungefähr ein Jahr, bis sie zuletzt so rot werden wie rote Farbe.

Die Wilden wandten sich also der Insel zu und hofften, dort Vögel anzutreffen. Als sie jedoch nur etwa zwei Büchenschuss weit von dem Anlegeplatz fortgekommen waren, sahen sie sich um: dort war alles voll von Tupiniquins, und unter ihnen sah man einige Portugiesen.

Mir war ein Sklave gefolgt, als ich gefangen wurde. Der war entkommen und hatte Lärm geschlagen. Nun wollte man mich befreien und rief den Tupinambás zu, sie sollten zurückkehren und mit ihnen kämpfen, wenn sie Mut hätten. Sie kehrten auch wieder um. Vom Lande

aus schoss man mit Büchsen und Pfeilen auf uns, und die Wilden in den Booten schossen zurück. Sie banden mir die Hände los, liessen die Stricke am Hals aber fest. Der Häuptling des Bootes, in dem ich war, besass eine Büchse und etwas Pulver; beides hatte ihm ein Franzose für Brasilholz gegeben. Ich musste die Büchse auf die Leute am Ufer abschiessen.

Als so eine Weile geplänkelt worden war, besorgten die Tupinambás, die anderen könnten sich auch mit Booten versehen und uns nachkommen. Darum fuhren sie wieder fort, nachdem drei erschossen worden waren. Sie ruderten ungefähr in der Entfernung eines Schusses aus einem leichten Geschütz an der Befestigung in Bertioga, in der ich gewesen war, vorbei, und währenddessen musste ich im Boot aufstehen, damit meine Kameraden mich sehen konnten. Diese schossen aus der Befestigung zwei grobe Geschütze auf uns ab, schossen aber zu kurz.

Mittlerweile kamen einige Boote aus Bertioga hinter uns her. Meine Freunde glaubten, uns noch erreichen zu können, kehrten jedoch um, als sie einsahen, dass es nicht zu schaffen war. Die Wilden ruderten zu schnell davon.

---



## 20. KAPITEL

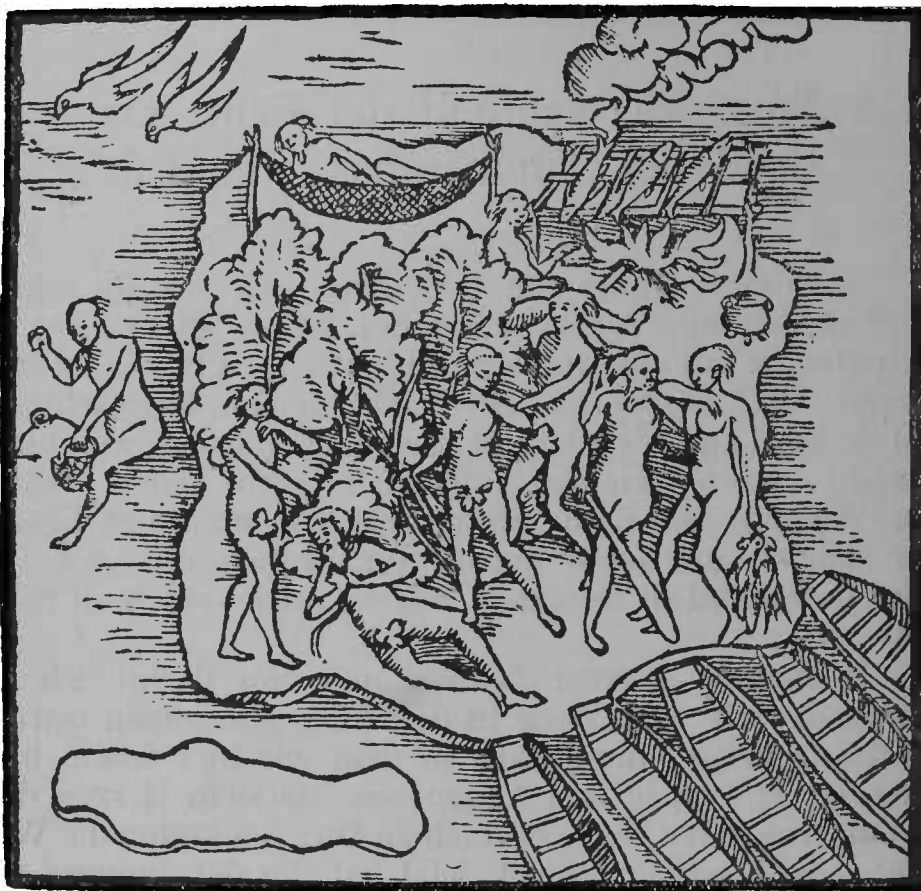
### Was sich während der Fahrt ins Land der Tupinambás ereignete.

Nach einer Fahrt von 7 Meilen — es war am selben Tage nachmittags 4 Uhr, nach der Sonne zu urteilen — steuerten sie auf eine Insel zu und zogen die Boote auf den Strand. Dort wollten sie über Nacht bleiben. Mich schlepp-ten sie ans Land. Ich konnte aber nichts sehen, weil mein Gesicht zerschlagen war, und nicht recht gehen wegen der Wunden am Bein. So musste ich im Sand liegen. Sie standen um mich herum und gaben mir mit Ge-bärden drohend zu verstehen, wie sie mich verzehren woll-ten.

In meiner grossen Trübsal und Not dachte ich an Dinge, die mir vorher nie in den Sinn gekommen waren, an das traurige Jammertal, in dem wir hier leben, und sang mit Tränen in den Augen aus tiefstem Herzen den Psalm: Aus tiefer Not schrei ich zu Dir. Da sagten die Wil-den: „Seht, wie er schreit, jetzt hat ihn der Jammer ge-packt.“

Dann überlegten sie, dass es nicht gut wäre, die Nacht auf der Insel zu bleiben und zu lagern, und sie fuhren nach dem Festland hinüber. Es war schon Nacht, als wir an-kamen. Dort standen Hütten, die sie früher gebaut hatten. Sie zogen die Boote ans Land, machten Feuer und legten mich in die Nähe. Ich musste in einer Hängematte schla-fen, die sie Ini nennen. Das sind ihre Betten. Sie binden sie an zwei Pfählen über dem Erdboden fest oder an zwei Bäumen, wenn sie im Walde sind. Die Stricke, die ich am

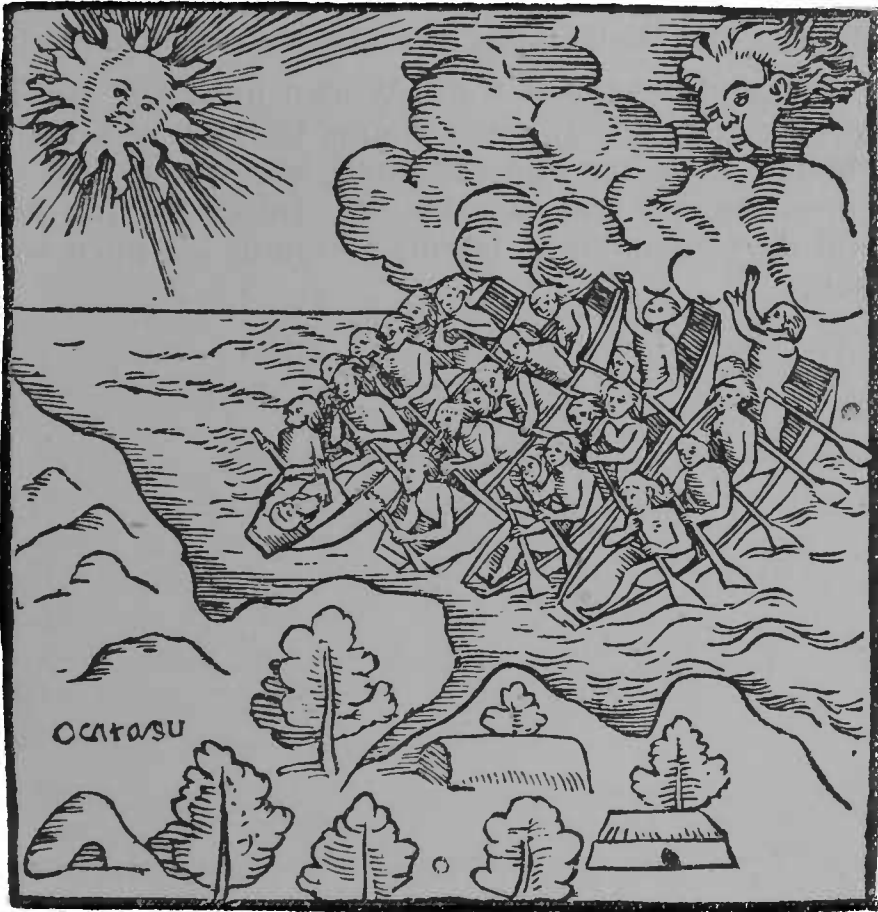
Halse hatte, banden sie oben an einen Baum. Sie lagen die Nacht um mich herum und verspotteten mich und nannten mich in ihrer Sprache: „Che remimbaba indé“, das heisst: „Du bist mein gefangenes Tier“



14. Gefangen auf einer Insel.

Noch ehe der Tag anbrach, fuhren sie weiter und ruderten den ganzen Tag. Als die Sonne etwa die Vesperzeit anzeigte und sie noch zwei Meilen von dem Ort entfernt waren, wo sie die Nacht lagern wollten, stieg eine grosse, schreckliche schwarze Wolke auf und kam hinter uns her. Sie fürchteten sich vor der Wolke und ruderten eilig, um das Land zu erreichen. Aber sie sahen, dass sie

ihr nicht entrinnen konnten und sagten zu mir: „E mongetá nde Tupã t'okuabé amanasu jandé momaran eyma resé“. Das bedeutet: „Rede mit deinem Gott, dass uns das grosse Unwetter keinen Schaden tue.“



15. Die grosse Wetterwolke.

Ich sammelte mich und betete zu Gott, wie sie es verlangten: „O Du allmächtiger Gott, Herr des Himmels und der Erden, der Du von Anbeginn die Menschen erhört und ihnen geholfen hast, wenn sie Deinen Namen anriefen. Beweise mir unter den Gottlosen Deine Barmherzigkeit. Lass mich erkennen, dass Du noch bei mir bist. Zeige den wil-

den Heiden, die nichts von Dir wissen, dass Du, mein Gott, mein Gebet erhört hast.“

Ich lag gebunden im Boot und sah nichts von der Wetterwolke. Die Wilden aber blickten zurück und sagten: „Okuá amō amanasu.“ Das bedeutet: „Das grosse Wetter zieht vorüber.“ Da richtete ich mich ein wenig auf und sah mich um. Die Wolke verschwand. Nun dankte ich Gott.

An Land behandelten die Wilden mich wie am Tage zuvor, banden mich an einen Baum, lagerten während der Nacht um mich her und erzählten, wir wären nun nahe bei ihrer Heimat und würden am folgenden Tag gegen Abend dort ankommen. Darüber konnte ich mich wenig freuen.

---

## 21. KAPITEL

### Wie die Wilden in ihrem Dorf am ersten Tag mit mir umgingen.

Am folgenden Tag, nach der Sonne zu urteilen war es um die Vesperzeit, sahen wir ihre Wohnungen. Wir waren drei Tage unterwegs gewesen und hatten von Bertioğa aus, wo ich gefangen worden war, 30 Meilen zurückgelegt.

Als wir näher kamen, erkannten wir ein kleines Dorf von sieben Hütten. Sie nannten es Ubatuba. Wir fuhren auf einen Strand am offenen Meer zu. Ganz in der Nähe arbeiteten die Frauen in einer Pflanzung von Wurzelgewächsen, die sie Mandioca nennen. Viele Frauen waren dabei, die Wurzeln auszureissen, und ich musste ihnen in ihrer Sprache zurufen: „Aju ne xé peẽ remiurama.“ das heisst: „Ich komme, euer Essen.“

Wir gingen an Land. Da liefen sie alle, jung und alt, aus den Hütten herbei, die auf einem Hügel lagen, und wollten mich sehen. Die Männer gingen mit ihren Bogen und Pfeilen in ihre Hütten und überliessen mich den Frauen, die mich zwischen sich nahmen. Einige gingen vor mir her, einige hinter mir, und dabei tanzten sie und sangen ein Lied, das sie nach ihrer Sitte den Gefangenen vorsingen, die sie verzehren wollen. So brachten sie mich bis an die Caiçara, das ist die Befestigung aus dicken und langen Knüppeln, die ihre Hütten umgibt wie der Zaun einen Garten. Die brauchen sie zum Schutz gegen ihre Feinde. Innerhalb der Caiçara stürzten die Frauen alle auf mich zu, schlugen mit den Fäusten auf mich ein,

rauften mir den Bart und sagten in ihrer Sprache: „Xe anama poepyka aé!“ „Mit diesem Schlag räche ich mich für den Mann, den deine Freunde uns getötet haben.“

Darauf führten sie mich in die Hütte, wo ich mich in eine Hängematte legen musste, und wieder kamen die Frauen heran, schlugen mich, rauften mir das Haar und zeigten mir drohend, wie sie mich auffressen wollten.

Die Männer waren indessen in einer anderen Hütte zusammen. Dort tranken sie Cauim und sangen zu Ehren ihrer Götzen, Maracá genannt; das sind Rasseln aus Flaschenkürbissen, die ihnen wohl geweissagt hatten, dass sie mich fangen würden.

Den Gesang hörte ich, aber während einer halben Stunde waren keine Männer bei mir, sondern nur Frauen und Kinder.

---

## 22. KAPITEL

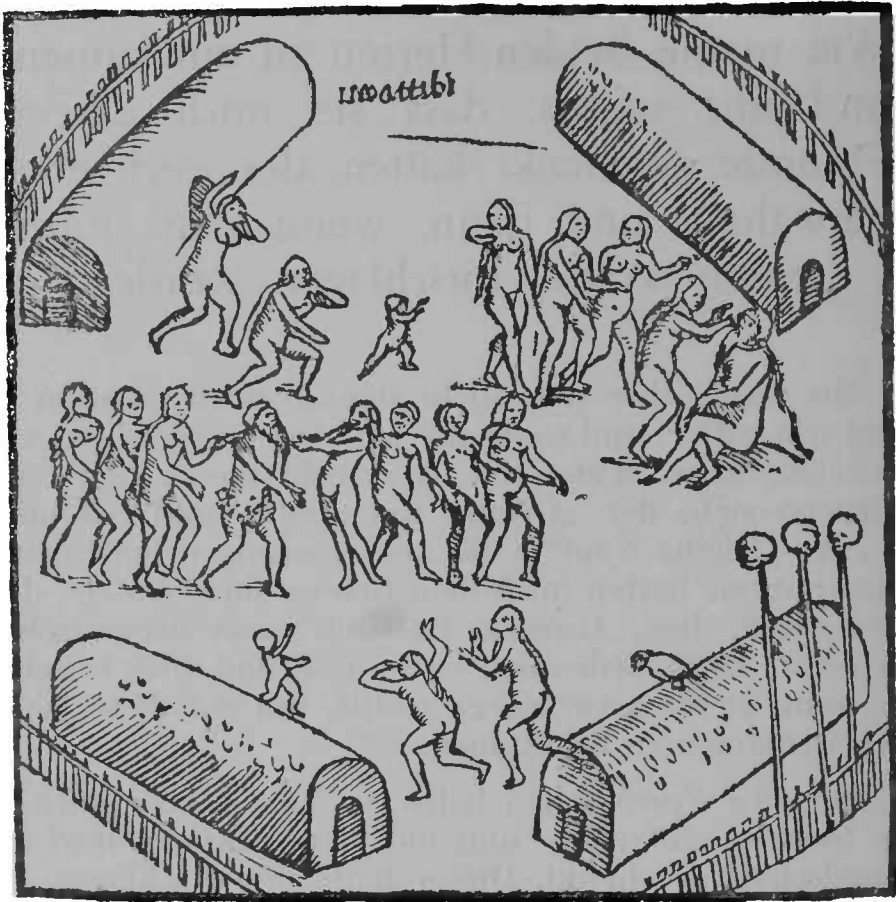
Wie meine beiden Herren zu mir kamen und mir sagten, dass sie mich einem Freunde geschenkt hätten, der mich erst verwahren und dann, wenn man mich essen wollte, totschiagen würde.

Mir waren ihre Gebräuche damals noch nicht so bekannt wie später, und so dachte ich, dass sie sich jetzt vorbereiteten, um mich zu töten. Aber bald kamen die Brüder Nhaêpepô-oaçú, der „Grosse Kochtopf“, und Alkindar-miri, der „Kleine Napf“, die mich gefangen hatten, und sagten mir, sie hätten mich dem Bruder ihres Vaters, dem Ypirú-guaçú, dem „Grossen Haifisch“, aus Freundschaft geschenkt. Der würde mich verwahren und mich totschiagen, wenn er mich verzehren wollte, um auf diese Weise einen Beinamen zu bekommen.

Derselbe Ypirú-guaçú hatte ein Jahr vorher auch einen Sklaven gefangen und ihn dem Alkindar-miri aus Freundschaft geschenkt. Dieser hatte ihn erschlagen, dadurch einen Beinamen erlangt und dafür dem Ypirú-guaçú versprochen, ihm den ersten Feind zu schenken, den er fangen würde. Das war ich.

Weiter sagten mir die Brüder: „Jetzt werden die Frauen dich zum Poracé führen.“ Das Wort verstand ich damals noch nicht. Es bedeutet Tanz und Vergnügen. Sie zogen mich an den Stricken, die ich um den Hals hatte, aus der Hütte auf den Platz hinaus. Es kamen alle Frauen, die

in den sieben Hütten waren und fassten mich an, während die Männer fortgingen. Sie zerrten mich, einige an den Armen und andere an den Stricken, die um den Hals gebunden waren, so stark, dass ich kaum Atem holen konnte. Wie sie so mit mir dahinzogen, wusste ich nicht,



16. Nach der Ankunft in Ubatuba.

was sie mit mir im Sinne hatten. Da dachte ich an das Leiden unseres Erlösers Jesu Christi, wie er von den schönen Juden unschuldig gemartert wurde. In dem Gedanken tröstete ich mich und nahm alles geduldiger hin. Sie brachten mich vor die Hütte des Häuptlings Guaratinga-

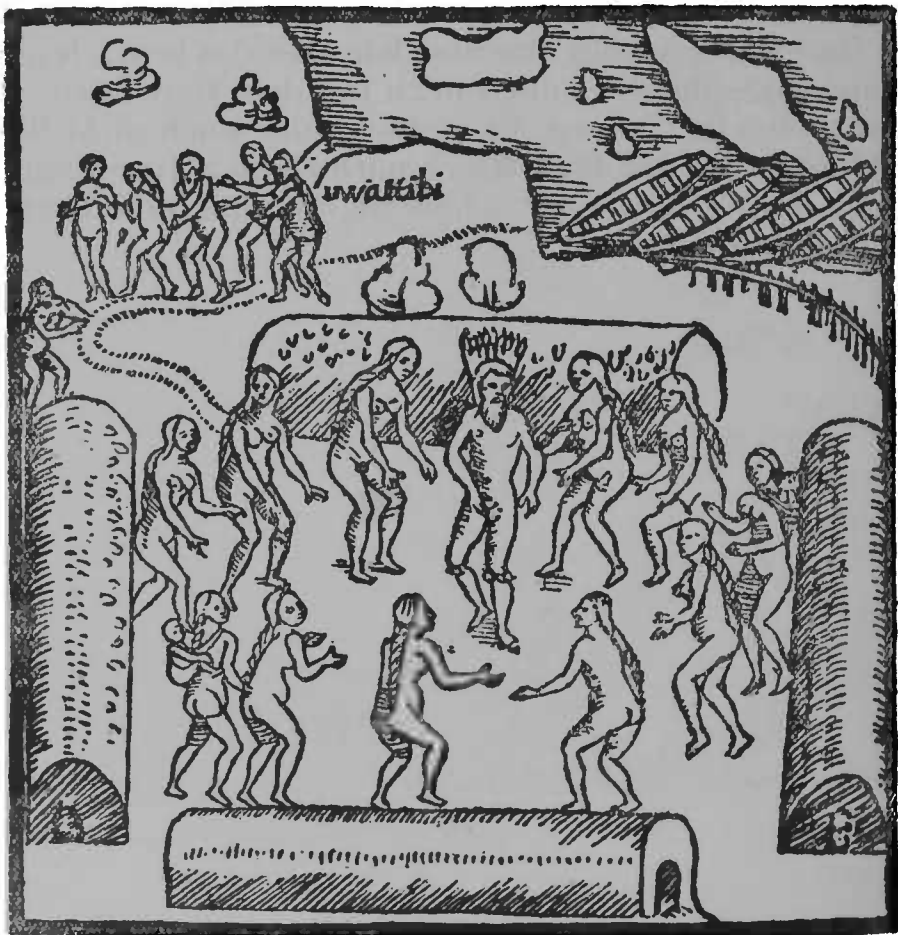


açú, auf deutsch: der Grosse Weisse Reiher. Vor dessen Hütte lag ein kleiner Haufen frischer Erde. Dahin führten sie mich und setzten mich darauf. Einige hielten mich fest. Nun glaubte ich nicht anders, als dass sie mich bald erschlagen würden und sah mich nach der Ibira-pema um, der Keule, mit der sie die Gefangenen töten. Ich fragte auch, ob sie mich bald totschiagen würden, sie antworteten aber: „Noch nicht.“ Da trat eine Frau aus der Gruppe an mich heran. Sie hatte einen Kristallsplitter, der in einem Gerät befestigt war, das wie ein gebogener Zweig aussah, und schor mir damit die Augenbrauen ab. Auch den Bart wollte sie mir abschneiden, aber das liess ich nicht zu und sagte ihr, sie sollten mich mit dem Bart töten. Da antworteten die Frauen, sie wollten mich noch nicht töten und liessen mir den Bart. Doch nach einigen Tagen schnitten sie ihn mir mit einer Schere ab, die ihnen die Franzosen gegeben hatten.

---

## 23. KAPITEL

Wie die Frauen vor der Hütte, in der die Götzen waren, mit mir tanzten.



17. Tanz der Frauen von Ubatuba.

Von dem Platz, an dem sie mir die Augenbrauen abgeschoren hatten, führten die Frauen mich vor die Hütte, in

der ihre Götzen waren, die Maracás, und bildeten einen Kreis um mich. Ich stand in der Mitte. Zwei Frauen neben mir banden mir mit einer Schnur einige rasselnde Geräte an ein Bein und hinten auf den Hals, so dass er mir über den Kopf hing, einen viereckigen Fächer aus Schwanzfedern von Papageien, den sie Araçoyá nennen. Darauf fing die Frauen alle an zu singen. Nach ihrem Takt musste ich mit dem Beine, an das die Rasseln befestigt waren, aufstampfen, sodass es rasselte und zu ihrem Gesang passte. Und das verwundete Bein tat mir so weh, dass ich kaum stehen konnte, denn ich war noch nicht verbunden.

---

## 24. KAPITEL

Wie sie mich nach dem Tanze zu  
Ypirú-guaçú brachten, der mich  
töten sollte.

Nach Beendigung des Tanzes wurde ich dem Ipirú-guaçú ausgeliefert und dort in sicherer Verwahrung gehalten. Man sagte mir, ich hätte noch einige Zeit zu leben. Sie brachten alle in der Hütte befindlichen Götzen heran, setzten sie um mich herum und erzählten, die hätten geweissagt, dass sie einen Portugiesen fangen würden. Darauf antwortete ich: „Die Dinger haben keine Macht. Sie können auch nicht reden, sie lügen, dass ich ein Portugiese bin. Ich bin ein Freund der Franzosen, und das Land, in dem ich daheim bin, heisst Deutschland.“ — Sie entgegneten, das müsste ich lügen, denn was täte ich unter den Portugiesen, wenn ich ein Freund der Franzosen wäre! Sie wussten sehr wohl, dass die Franzosen eben so sehr Feinde der Portugiesen waren, wie sie selbst, denn die Franzosen kommen alljährlich zu Schiffe und bringen ihnen Messer, Aexte, Spiegel, Kämmе und Scheren. Sie geben ihnen dafür Brasilholz, Baumwolle und andere Waren, wie Federn und Pfeffer. Deshalb waren sie gute Freunde.

Mit den Portugiesen stand es anders. Denn die sind — so erzählten sie weiter — in früheren Jahren ins Land gekommen und haben dort, wo sie jetzt noch wohnen, mit ihren Feinden, den Tupiniquins, Freundschaft geschlossen. Darnach sind die Portugiesen zu ihnen gekommen, um mit ihnen zu handeln. Sie, die Tupinambás, sind auch

voll Vertrauen an die Schiffe gefahren und an Bord gestiegen, wie sie es noch heutigen Tages bei den französischen Schiffen tun. Wenn die Portugiesen dann genug an Bord hatten, sind sie überfallen, gebunden und den Tupiniquins zugeführt und ausgeliefert worden. Von denen sind sie dann getötet und aufgefressen worden. Einige haben die Portugiesen mit ihren Geschützen erschossen und sonst noch viele Uebergriffe begangen; auch sind sie mit den Tupiniquins gekommen, um sie zu bekriegen und Gefangene zu machen.

---

## 25. KAPITEL

Wie die Brüder, die mich gefangen hatten, mir voll Zorn klagten, dass die Portugiesen ihren Vater erschossen hätten. Das wollten sie an mir rächen.

Ferner sagten sie, dass die Portugiesen dem Vater der beiden Brüder, die mich gefangen hatten, einen Arm abgeschossen hätten, sodass er daran gestorben wäre; den Tod ihres Vaters wollten sie nun an mir rächen. Ich erwiderte, an mir wäre nichts zu rächen, denn ich wäre kein Portugiese; ich wäre kurz zuvor mit den Kastilianern nach São Vicente gekommen. Wir hätten Schiffbruch erlitten und deshalb wäre ich bei den Portugiesen geblieben.

Nun war da ein junger Bursche ihres Stammes, der bei den Portugiesen als Sklave gelebt hatte. Bei einem Kriegszug gegen die Tupinambás hatten die Tupiniquins ein ganzes Dorf überwältigt und die alten Leute aufgefressen. Von den jungen hatten sie einige an die Portugiesen verhandelt, unter ihnen den erwähnten Burschen, der einen Herrn in der Gegend, von Bertioga bekommen hatte, einen Galizier namens Antonio Agudin. Dieser Sklave war ungefähr drei Monate vor mir wiederum von den Tupinambás gefangen, aber als Angehöriger ihres eigenen Stammes nicht getötet worden. Er kannte mich gut. Ihn fragten sie nach mir aus, und er sagte ihnen, es wäre wahr, dass ein Schiff gestrandet wäre und dass man die Schiffbrüchigen, zu denen ich gehörte, Kastilianer genannt hät-

te. Das wären Freunde der Portugiesen. Weiter wüsste er nichts von mir.

Schon vorher hatte ich erfahren, und man erzählte es mir nochmals, dass von Zeit zu Zeit französische Schiffe kamen und dass auch einige Franzosen unter den Wilden lebten. Sie waren zurückgeblieben, um Pfeffer zu sammeln. Deshalb blieb ich hartnäckig bei meiner Angabe, ich wäre ein Freund der Franzosen, man sollte mich nicht töten, ehe Franzosen kommen und mich anerkennen würden.

Sie hielten mich sehr streng bewacht.

---

## 26. KAPITEL

Wie ein zurückgelassener Franzose kam, um mich anzusehen, und wie er den Wilden riet, sie sollten mich auffressen, denn ich wäre ein Portugiese.

Vier Meilen von unserem Dorf entfernt war ein Franzose. Als der von mir erfuhr, kam er herbei und ging in die Hütte, die meiner Hütte gegenüber lag. Da kamen die Wilden zu mir und sagten: „Hier ist nun ein Franzose. Jetzt wollen wir sehen, ob du auch ein Franzose bist oder nicht.“ Ich freute mich, denn ich dachte: Er ist ja ein Christ und wird wohl ein gutes Wort für mich einlegen.

Darauf führten sie mich nackt zu dem Franzosen hinein. Es war ein junger Mann, den die Wilden Caruatá-uára nannten. Er redete mich französisch an, und ich konnte ihn nicht verstehen. Die Wilden standen um uns her und hörten uns zu. Wie ich ihm nun nicht antworten konnte, sagte er ihnen in ihrer Sprache: „Tötet und esst ihn, den schlechten Kerl; er ist ein richtiger Portugiese, euer und mein Feind.“ Das verstand ich gut und bat ihn deshalb um Gotteswillen, er möchte ihnen doch sagen, dass sie mich nicht ässen. Er antwortete aber: „Sie wollen dich essen.“ Da dachte ich an den Spruch Jeremiae, im 17. Kapitel, wo es heisst: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verlässt.“ Und damit ging ich wieder hinaus und war sehr niedergeschlagen. Zuvor aber riss ich ein Stück Leinentuch, das sie mir gegeben hatten — wer weiss, wie es zu ihnen gelangt war — von der Schulter; ich



hatte sie damit verbunden, weil ich so stark von der Sonne verbrannt war. Das warf ich dem Franzosen vor die Füsse. Wenn ich schon sterben soll, warum soll ich mein Fleisch denn für andere noch länger pflegen! So sagte ich mir. Sie führten mich in meine Hütte zurück, und ich legte mich wieder in meine Hängematte. Gott weiss, wie elend mir zu Mute war. Mit lauter Stimme sang ich den Vers:

Nun bitten wir den Heiligen Geist  
Um den rechten Glauben allermeist,  
Dass er uns behüte an unserem Ende,  
Wenn wir hinfahren aus diesem Elende.  
Kyrieleis!

Die Wilden aber sagten: „Er ist ein richtiger Portugiese. Jetzt schreit er, ihm graut vor dem Tode.“

Der Franzose blieb zwei Tage in dem Dorf und reiste am dritten Tage weiter. Die Wilden beschlossen, sich vorzubereiten und mich gleich an dem Tag zu töten, an dem sie alle Sachen für das Fest zusammen hätten. Sie bewachten mich sehr streng, und alle, jung und alt, taten mir viel Spott an.

---

## 27. KAPITEL

### Wie ich grosses Zahnweh hatte.

In meinem Elend geschah es, wie man sagt, dass ein Unglück nicht allein kommt und mir ein Zahn weh tat. Die grossen Schmerzen brachten mich ganz herunter. Da fragte mich mein Herr, wie es käme, dass ich so wenig ässe. Ich sagte, mir tät ein Zahn weh. Darauf holte er ein Werkzeug aus Holz und wollte mir ihn herausreissen. Ich aber sagte, der Zahn tät mir nicht mehr weh und wider-setzte mich, als er ihn mit Gewalt herausreissen wollte, so sehr, dass er davon abliess. Ja, meinte er da, wenn ich nicht ässe und wieder zunähme, würden sie mich vor der festgesetzten Zeit töten. Gott weiss, wie manches Mal ich von ganzem Herzen wünschte, wenn es sein göttlicher Wille wäre, möchte ich sterben, ohne dass die Wilden es merkten, damit sie ihren Willen an mir nicht durchsetzen könnten!

---

## 28. KAPITEL

Wie sie mich zu Cunhambebe führten,  
ihrem obersten Häuptling, und wie sie  
mich dort behandelten.

Nach einigen Tagen führten sie mich in ein anderes Dorf, das sie Arirabe nannten, zu dem Häuptling Cunhambebe. Das war der vornehmste unter allen Häuptlingen. Bei dem hatten sich noch einige andere eingefunden und auf ihre Weise ein grosses Fest veranstaltet. Die wollten mich auch sehen, deshalb hatte er den Befehl gegeben, mich an jenem Tage dorthin zu bringen.

Als ich in die Nähe der Hütten kam, hörte ich einen grossen Lärm; sie sangen und spielten auf ihren Blasinstrumenten. Vor den Hütten staken ungefähr fünfzehn Köpfe auf Pfählen. Es waren Köpfe von Maracajás, die zu ihren Feinden gehörten und die sie aufgefressen hatten. Während sie mich daran vorbeiführten, erzählten sie mir, die Köpfe wären gleichfalls von ihren Feinden, Maracajás genannt. Da wurde mir bang. Ich dachte, dass sie mit mir ebenso umgehen würden.

Bei unserem Eintritt in eine der Hütten ging einer meiner Wärter voran und rief mit lauter Stimme, damit alle es hörten: „Hier bring ich den Sklaven, den Portugiesen!“ Er meinte, es wäre schön anzusehen, wie jemand einen Feind in seiner Gewalt hat, und redete noch vieles andere. Das ist bei ihnen so üblich. Dann führte er mich zum Sitz des Häuptlings, der mit anderen dasass und zechte. Sie hatten sich an dem Cauim-Getränk berauscht,

sahen mich grimmig an und sagten: „Bist du als unser Feind gekommen?“ Ich antwortete: „Ich bin gekommen, aber nicht als euer Feind.“ Darauf gaben sie auch mir zu trinken.

Von dem Häuptling Cunhambebe hatte ich schon viel gehört. Er sollte ein grosser Mann sein und auch ein grosser Tyrann, der gern Menschenfleisch ass. Einer der Wilden sah mir aus, als ob er der Häuptling sein müsste. Ich ging auf ihn zu und redete mit ihm so, wie sie es in ihrer Sprache gern hören: „Bist du Cunhambebe, lebst du noch?“ „Ja,“ antwortete er, „ich lebe noch.“ „Nun gut“, sagte ich dann, „ich habe viel von dir gehört und dass du ein so berühmter Mann bist.“ Da stand er auf und stolzierte sehr geschmeichelt an mir vorüber. Nach ihrer Sitte trug er einen grossen runden Stein von grüner Farbe in der Lippe eingepflockt. Ausserdem hatte er eine weisse Halskette aus Seemuscheln, wie die Wilden sie zum Schmuck verwenden, um den Hals hängen; die war gut sechs Klafter lang. An diesem Zierat merkte ich, dass er einer der vornehmsten sein musste. Dann setzte er sich wieder und fragte mich, was für Anschläge seine Feinde planten, die Tupiniquins und die Portugiesen. Und weiter fragte er, warum ich in der Gegend von Bertioga auf sie hätte schiessen wollen, denn er hatte erfahren, dass ich als Kanonier gegen sie angestellt war. Ich antwortete, die Portugiesen hätten mich dahingestellt und ich hätte meinen Dienst tun müssen, worauf er entgegnete, ich sei ja selbst ein Portugiese. Den Franzosen, der mich besucht hatte, nannte er dabei seinen Sohn. Der hätte ihm gesagt, ich könnte nicht mit ihm sprechen und wäre ein richtiger Portugiese. Ich sagte dann: „Ja, es ist wahr, ich bin lange aus dem französischen Lande fortgewesen und habe die Sprache vergessen.“ Da meinte er, er hätte schon fünf Portugiesen fangen und verzehren helfen; die hätten alle vorgegeben, sie wären Franzosen, und hätten doch gelogen. Das war so deutlich, dass ich mein Leben verloren gab und mich dem Willen Gottes befahl. Denn ich konnte aus seinen Worten nur entnehmen, das ich sterben sollte.

Er fing aber noch einmal an zu fragen, was denn die Portugiesen von ihm sagten, sie müssten sich doch sehr vor ihm fürchten. Ich antwortete: „Ja, sie wissen viel von dir zu sagen und von den schrecklichen Kriegen, die du immer gegen sie führst, aber jetzt haben sie Bertioga bes-



18. Vor dem Häuptling Cunhambebe in Arirabe.

ser befestigt.“ Ja, meinte er, er würde sie im Walde einzeln so fangen, wie man mich gefangen hätte. Ich sagte ihm noch: „Deine richtigen Feinde, die Tupiniquins, rüsten 25 Boote und werden bald kommen und in dein Land einfallen.“ Das geschah auch.

Während er so fragte, standen die anderen dabei und hörten zu. Alles in allem: er fragte viel und erzählte mir viel. Er rühmte sich, wie manchen Portugiesen und wie viele andere Wilde, die seine Feinde waren, er bereits totgeschlagen hätte. Unterdessen war alles Getränk in der Hütte ausgetrunken worden. Darum beendete er die Unterhaltung, weil sie in eine andere Hütte gingen, um dort weiter zu trinken.

Dort trieben sie ihren Spott mit mir. Der Sohn des Häuptlings Cunhambebe band mir die Beine dreimal übereinander, und ich musste so mit zusammengedrückten Füßen durch die Hütte hüpfen. Darüber lachten sie und riefen: „Da kommt unser Essen hergehüpft!“ Da fragte ich meinen Herrn, der mich dort hingeführt hatte, ob er mich dahin gebracht hätte, um mich zu töten. Er antwortete nein, es wäre nur Brauch, so mit den fremden Sklaven umzugehen, und sie banden mir die Stricke von den Beinen wieder los. Darnach kamen sie an mich heran und befühlten mein Fleisch. Der eine sagte, die Kopfhaut stände ihm zu, ein anderer, ihm gehörte der Schenkel. Sodann musste ich ihnen etwas vorsingen und sang geistliche Lieder. Die sollte ich ihnen in ihrer Sprache erklären. Ich sagte: „Ich habe von meinem Gott gesungen.“ Sie entgegneten, mein Gott wäre ein Unflat, in ihrer Sprache teōuira. Die Worte taten mir weh, und ich dachte bei mir: O du gütiger Gott, du musst zeitweise viel dulden.

Am anderen Tage, als alle Leute im Dorf mich gesehen und ihren Uebermut an mir ausgelassen hatten, sagte der Häuptling Cunhambebe zu meinen Wärtern, sie sollten gut auf mich acht haben. Darnach führten sie mich zur Hütte hinaus, um mich wieder nach Ubatuba zu bringen, wo ich getötet werden sollte. Man rief mir spöttisch nach, man wollte bald in die Hütte meines Herrn kommen, mich aufessen und dazu trinken. Mein Herr aber tröstete mich immerfort und sagte, ich würde nicht so bald getötet werden.

## 29. KAPITEL

Wie die Tupiniquins in 25 Booten ankamen, was ich dem Häuptling vorausgesagt hatte, und das Dorf angriffen, in dem ich war.



19. Angriff der Tupiniquins auf Ubatuba.

Ich habe schon gesagt, dass die Freunde der Portugiesen, die Tupiniquins, bereits vor meiner Gefangennahme einen Kriegszug gegen die Tupinambás planten. Nun kamen sie mit 25 Booten und überfielen eines Morgens das Dorf.

Als sie die Hütten angriffen und allesamt anfangen zu schiessen, hatten die Ueberfallenen grosse Angst, und die Frauen wollten flüchten. Da sagte ich zu ihnen: „Ihr haltet mich für einen Portugiesen, für euren Feind. Gebt mir nun einen Bogen und Pfeile und nehmt mir die Fesseln ab. Dann will ich euch helfen, die Hütten zu verteidigen.“ Sie gaben mir auch einen Bogen und Pfeile, und ich schrie und schoss auf ihre Weise, so gut es mir möglich war, und sprach ihnen zu, sie sollten mutig sein; es würde keine Not haben. Meine Absicht war dabei, durch das Staket zu entkommen, das die Hütten umgab, und zu den Angreifern überzulaufen, denn die kannten mich gut und wussten auch, dass ich in dem Dorf war. Ich wurde aber zu gut bewacht.

Als die Tupiniquins sahen, dass sie nichts erreichen konnten, zogen sie sich in ihre Boote zurück und fuhren wieder fort. Sobald sie weg waren, wurde ich wieder in Verwahrung genommen.

---



## 30. KAPITEL

### Wie die Häuptlinge sich abends bei Mondschein versammelten.

Am Abend desselben Tages, bei Mondschein, versammelten sich die Vornehmsten auf dem Platz zwischen den Hütten. Sie berieten mit einander und beschlossen, wann sie mich töten wollten. Sie führten mich auch hinzu, verspotteten mich und drohten mir. Ich war traurig und sah nach dem Mond und dachte bei mir: O mein Herr und Gott, hilf mir aus diesem Elend zu einem seligen Ende. Da fragten sie mich, warum ich immer so nach dem Mond sähe, und ich antwortete: „Ich sehe ihm an, dass er zornig ist.“ Denn der Mann im Monde schien mir so schrecklich zu sein, dass ich, Gott vergeb' es mir! selbst glaubte, Gott und alle Kreaturen müssten mir böse sein. Darauf fragte mich Nhaêpepô-oaçú, einer der Häuptlinge und zugleich derjenige, der mich töten lassen wollte: „Ueber wen ist der Mond zornig?“ Ich antwortete: „Er sieht nach deiner Hütte.“ Hierüber regte er sich auf und fuhr mich in heftigen Worten an. Um den Fehler wieder gut zu machen, sagte ich: „Es ist wohl nicht deine Hütte. Er ist über die Carijós-Sklaven zornig.“ Carijós heisst auch ein Stamm der Wilden. „Ja,“ sagte er da, „über die komme alles Unglück. Es bleibt dabei.“ Ich gab mir Mühe, nicht mehr daran zu denken.



20. Versammlung der Häuptlinge bei Mondschein in Ubatuba.

## 31. KAPITEL

### Wie die Tupiniquins Mambucaba verbrannten, ein anderes Dorf.

Am folgenden Tag kam die Nachricht, dass die Tupiniquins nach ihrem Abzug von Ubatuba, wo ich gefangen lag, das Dorf Mambucaba überfallen hatten. Die Bewohner waren bis auf einen kleinen Jungen, der gefangen wurde, geflüchtet. Die Hütten wurden niedergebrannt.

Darauf zog Nhaêpepô-oaçu dorthin, denn es waren seine Verwandten und Freunde, und wollte den Leuten helfen, die Hütten wieder aufzubauen. Er nahm alle seine Freunde aus seiner Hütte mit. Bei der Rückkehr wollte er Ton und Wurzelmehl für das Fest mitbringen, bei dem ich aufgefressen werden sollte.

Nhaêpepô-oaçu konnte frei über mich verfügen und tat mir viel Leid an. Als er auszog, befahl er dem Ypirú-guaçu, dem er mich geschenkt hatte, er solle mich gut verwahren.

Sie waren länger als vierzehn Tage fort und bauten alles wieder auf.

## 32. KAPITEL

Wie ein Schiff von Bertioğa kam und man sich nach mir erkundigte, aber nur kurze Antwort erhielt.

Mittlerweile kam ein portugiesisches Schiff von Bertioğa und ankerte nicht weit von dem Ort, wo ich gefangen lag. Die Besatzung gab einen Kanonenschuss ab, damit die Wilden es hörten und zur Aussprache hinführen.

Als die Leute das Schiff sahen, sagten sie zu mir: „Da sind deine Freunde, die Portugiesen. Sie wollen wohl hören, ob du noch lebst und dich vielleicht auslösen.“ Ich antwortete: „Es wird mein Bruder sein.“ Denn ich hatte immer vermutet, dass die Portugiesen, die an dieser Gegend vorüberfuhren, nach mir fragen würden. Damit aber die Wilden nicht glauben sollten, ich wäre ein Portugiese, hatte ich ihnen schon früher erzählt, unter den Portugiesen lebte ein Bruder von mir, der auch ein Franzose wäre. Und als das Schiff nun wirklich ankam, sagte ich, das würde wohl mein Bruder sein. Sie blieben jedoch dabei, ich wäre ein Portugiese, und fuhren so nahe an das Schiff heran, dass sie sich verständigen konnten. Die Portugiesen fragten, wie es um mich bestellt sei, und erhielten eine derartige Antwort, dass sie nicht weiter fragten. Sie meinten wohl, ich wäre tot und fuhren wieder fort.

Was ich dachte, als ich das Schiff abfahren sah, weiss nur Gott! Die Wilden aber sagten sich: „Wir haben den richtigen Mann. Sie schicken schon Schiffe nach ihm,“

### 33. KAPITEL

Wie der Bruder des Häuptlings Nhaêpepô-oacú von Mambucaba kam und mir klagte, dass sein Bruder, seine Mutter und alle anderen Angehörigen krank geworden seien. Sie verlangten von mir, ich sollte bei meinem Gott bewirken, dass sie wieder gesund würden.

Ich rechnete täglich damit, dass die Wilden zurückkehrten, die sich in Mambucaba vorbereiteten, mich zu töten. Eines Tages hörte ich ein Geschrei in der Hütte des abwesenden Häuptlings. Mir wurde bang, denn ich meinte, sie wären wiedergekommen. Das ist ja ihre Gewohnheit: wenn einer auch nur vier Tage fort gewesen ist, veranstalten seine Freunde bei der Rückkehr ein Freudengeschrei. Nicht lange darnach kam einer zu mir und sagte: „Der Bruder eines deiner beiden Herren ist gekommen und erzählt, dass die anderen sehr krank geworden seien.“ Da freute ich mich und dachte: Jetzt wird Gott etwas tun wollen.

Kurz darauf kam der Bruder meines zweiten Herrn selbst in meine Hütte, setzte sich, fing an zu schreien und sagte, sein Bruder, seine Mutter, die Kinder seines Bruders, alle seien krank geworden, und sein Bruder habe ihn zu mir geschickt und lasse sagen, ich solle bei meinem Gott bewirken, dass sie wieder gesund würden. Er fügte hinzu: „Mein Bruder glaubt, dass dein Gott zornig sei.“ Ich antwortete: „Ja, mein Gott ist zornig, weil dein Bru-

der mich essen wollte, nach Mambucaba gezogen ist und dort meinen Tod vorbereitet. Ihr behauptet, ich sei ein Portugiese, und ich bin es doch nicht. Geh hin zu deinem Bruder. Er soll wieder herkommen in seine Hütte. Dann will ich mit meinem Gott reden, dass er gesund wird.“ Da sagte er, der wäre zu krank und könnte nicht kommen. Er hätte aber gemerkt und wüsste wohl, dass sein Bruder auch in Mambucaba gesund würde, wenn ich nur wollte. Endlich sagte ich ihm: „Dein Bruder wird so kräftig werden, dass er in seine Hütte zurückkehren kann, und dann wird er ganz gesund werden.“ Mit dieser Antwort ging er wieder nach Mambucaba, das vier Meilen von Ubatuba entfernt liegt, wo ich war.

---

## 34. KAPITEL

### Wie der kranke Häuptling Nhaêpepô-oaçú heimkam.

Nach einigen Tagen kamen sie alle krank zurück. Nhaêpepô-oaçú liess mich in seine Hütte führen und erzählte mir, wie sie alle krank geworden wären. Ich hätte es vorher gewusst, denn er erinnerte sich noch, dass ich ihm gesagt hätte, der Mond blicke zornig auf seine Hütte. Als ich ihn so reden hörte, dachte ich bei mir: Dass ich an jenem Abend so von dem Mond gesprochen habe, muss nach Gottes Vorsehung geschehen sein. Ich freute mich sehr und dachte weiter: Heut ist Gott mit mir!

Dann sagte ich ihm: „Es ist wahr. Ihr seid alle krank geworden, weil du mich essen wolltest, obgleich ich nicht dein Feind bin. Daher kommt Dein Unglück.“ Und er befahl, man sollte mir nichts antun, wenn er wieder gesund würde. Ich aber wusste nicht, was ich Gott am besten bitten sollte und überlegte: Werden sie wieder gesund, so töten sie mich trotzdem; sterben sie hingegen, dann werden die anderen sagen: Lasst uns ihn töten, ehe durch ihn noch mehr Unglück über uns kommt. So fingen sie schon an zu reden. Ich stellte es deshalb Gott anheim. Als der Häuptling mich aber dringlich bat, ich möchte alle gesund werden lassen, ging ich von einem zum anderen und legte ihnen die Hände auf das Haupt, wie sie es von mir begehrten.

Gott wollte es aber anders haben. Sie starben. Erst ein Kind, dann die Mutter des Häuptlings, eine alte Frau, welche vorhatte, die Töpfe zurechtzumachen, in denen man das Getränk zu meinem Totenschmaus bereiten

wollte. Nach einigen Tagen starb ein Bruder, dann wieder ein Kind und schliesslich der Bruder, der mir die Nachricht von der Krankheit gebracht hatte.

Wie der Häuptling nun sah, dass seine Kinder, seine Mutter und seine Brüder tot waren, fürchtete er sehr, dass er und seine Frauen auch sterben müssten. Er bat mich, meinem Gott zu sagen, er möge nun von seinem Zorn lassen und ihn am Leben erhalten. Ich tröstete ihn und



21. Das grosse Sterben in Ubatuba.

machte ihm Mut, es wäre keine Gefahr, aber wenn er wieder aufkäme, dürfte er nicht daran denken, mich zu töten. Da sagte er nein und befahl auch allen in seiner Hütte, dass sie weder Spott mit mir trieben, noch mich aufzufres-



sen drohten. Er blieb gleichwohl noch eine Zeit lang krank, wurde dann aber wieder gesund, wie auch eine seiner Frauen, die ebenfalls krank war. Von seinen Freunden starben etwa acht, und dazu noch andere, die mir viel Leid angetan hatten.

Es waren da noch zwei weitere Häuptlinge in zwei anderen Hütten. Der eine hiess Guaratinga-açu, der andere Carimã-cui. Dem Guaratinga-açu hatte geträumt, ich wäre zu ihm gekommen und hätte gesagt, er würde sterben. Darauf kam er eines Morgens früh zu mir und klagte mir sein Leid. Ich tröstete ihn, es sei keine Gefahr, aber er dürfe mich auch nicht töten wollen, noch anderen dazu raten. Er antwortete nein; wenn die Leute, die mich gefangen hatten, mich nicht töteten, so wollte er mir auch nichts Böses antun, und wenn sie mich schon töteten, so würde er doch nichts von mir essen.

Ebenso hatte auch der andere Häuptling, Carimã-cui, etwas von mir geträumt, was ihn sehr erschreckte. Er rief mich in seine Hütte, gab mir zu essen, erzählte von seiner Sorge und wie er einmal auf einem Kriegszug einen Portugiesen gefangen hätte. Den hätte er mit eigenen Händen totgeschlagen und von ihm so viel gegessen, dass ihm davon die Brust noch jetzt krank sei. Er wollte deshalb keinen mehr essen. Und nun wäre ihm ein schrecklicher Traum von mir gekommen, dass er meinte, er müsste sterben. Ich sagte auch ihm, es bestände keine Gefahr, nur dürfte er kein Menschenfleisch mehr essen.

Die alten Frauen in den verschiedenen Hütten, die mir mit ihrem Raufen, mit Schlagen und Drohungen, mich aufzufressen, auch viel Leid angetan hatten, nannten mich darnach Chê-raira, das heisst, mein Sohn, und baten: „Lass uns ja nicht sterben. Wir sind so mit dir umgegangen, weil wir glaubten, du wärest ein Portugiese, und denen sind wir gram. Wir haben auch schon einige Portugiesen gefangen und aufgegessen, aber ihr Gott ist nicht so zornig geworden wie deiner. Daraus erkennen wir, dass du kein Portugiese sein kannst.“

So liessen sie mich eine Zeit lang in Ruhe. Sie wussten nicht recht, was sie von mir halten sollten, ob ich ein Portugiese oder ein Franzose wäre, und sagten, ich hätte einen roten Bart wie die Franzosen; sie hätten auch Portugiesen gesehen, aber die hatten allesamt schwarze Bärte.

Nach dem Schrecken, den das Sterben so vieler Leute bewirkt hatte, und nachdem der eine meiner Herren wieder gesund geworden war, redeten sie mir nicht mehr vom Auffressen. Sie bewachten mich aber gleichwohl und liessen mich nie allein gehen.

---

## 35. KAPITEL

Wie der Franzose, der den Wilden befohlen hatte, mich zu essen, wiederkam und ich ihn bat, dass er mich mitnähme; wie meine Herren mich aber nicht freilassen wollten.

Ich habe schon von dem Franzosen Caruatá-uára berichtet, der von mir wegging, um mit den Wilden, die ihn begleiteten und Freunde der Franzosen waren, Pfeffer und eine Art Federn zu sammeln, die Handelsgüter der Wilden.

Um nach den Ortschaften zurückzukehren, wo ihre Schiffe anlegen, nach Manguape und Niteroi, musste er durch Ubatuba kommen, wo ich war. Als er mich damals verlassen hatte, glaubte er nicht anders, als dass die Wilden mich auffressen würden, denn er hatte es ihnen ja auch befohlen, und während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit hatte er mich für tot gehalten.

Er kam zu mir in die Hütte und redete mich in der Sprache der Wilden an. Auf seine Frage, ob ich noch lebte, antwortete ich: „Ja, und ich danke Gott, dass er mich so lange behütet hat.“ Er mochte von den Wilden gehört haben, was sich inzwischen zugetragen hatte, und da ich zu jener Zeit ohne Fesseln umhergehen durfte, führte ich ihn an eine Stelle, wo wir allein waren, denn die Wilden sollten unsere Unterhaltung nicht hören, und sagte ihm: „Du siehst also, dass Gott mich noch am Leben erhalten hat. Ich bin auch kein Portugiese, sondern ein Deutscher, habe

mit den Spaniern Schiffbruch erlitten und bin so unter die Portugiesen gekommen. Erzähle das doch den Wilden und dazu, dass ich zu deinen Freunden gehöre. Nimm mich mit dorthin, wo die französischen Schiffe anlegen.“ Denn ich fürchtete, wenn er sich weigerte, würden die Wilden doch alles für Lüge halten und mich töten, wenn sie einmal in Zorn gerieten.

Auch ermahnte ich ihn in der Sprache der Wilden und fragte ihn, ob er denn kein christliches Herz im Leibe hätte oder ob er nicht daran gedacht hätte, dass nach diesem Leben ein anderes kommen würde, als er den Rat gab, mich zu töten. Da bereute er und sagte, er hätte fest angenommen, ich wäre ein Portugiese, die so schlimme Bösewichte wären, dass die Franzosen jeden von ihnen aufhängen, den sie in der Provinz Brasilien zu fassen kriegen. So geschieht es auch. Dann fügte er hinzu, sie müssten sich den Wilden anpassen; wie die Wilden mit ihren Feinden umgingen, müssten die Franzosen gelten lassen, denn sie wären die Erbfeinde der Portugiesen.

Auf meine Bitte sagte er den Wilden, er hätte mich das erste Mal nicht recht erkannt, ich sei aber aus Deutschland und gehöre zu den Freunden der Franzosen und er wolle mich mit nach dem Hafen nehmen, in dem die französischen Schiffe anlegen. Da entgegneten meine Herren nein, sie wollten mich niemandem überlassen, es sei denn, dass mein Vater oder meine Brüder selbst kämen und ihnen ein Schiff voller Waren brächten, nämlich Aexte, Spiegel, Messer, Kämmе und Scheren, und ihnen die gäben. Denn sie hätten mich im Lande ihrer Feinde gefunden und ich wäre ihr Eigentum.

Als der Franzose das vernahm, sagte er mir, ich hörte nun ja, dass sie mich nicht freigegeben wollten. Da bat ich ihn um Gottes Willen, er solle mich mit dem nächsten Schiffe, das kommen würde, holen und nach Frankreich mitnehmen lassen. Das versprach er mir und trug den Wilden auf, mich gut zu pflegen und nicht zu töten. Meine Freunde würden bald kommen und mich holen. Damit zog er weiter.

Nach seiner Abreise fragte mich der eine meiner Herren, Alkindar-miri (das war nicht der Kranke), was der Caruatá-uára, wie die Wilden den Franzosen in ihrer Sprache nannten, gegeben hätte und ob er zu meinen Landsleuten gehörte. Ich bejahte die letzte Frage. Da wurde er zornig und fragte: „Warum hat er dir dann nicht ein Messer geschenkt, das du mir geben konntest?“

Als sie alle gesund geworden waren, fingen sie wieder an, über mich zu murren und sagten, die Franzosen taugten fast ebenso wenig wie die Portugiesen. Das war wieder sehr betrüblich für mich.

---

## 36. KAPITEL

### Wie die Wilden einen Gefangenen auffrassen und mich zu dem Fest mitnahmen.

Einige Tage später wollten sie in einem Dorf namens Ticoaripe, das ungefähr sechs Meilen von Ubatuba entfernt lag, einen Gefangenen auffressen. Auch aus meiner Hütte zogen mehrere dahin und nahmen mich mit. Wir fuhren in einem Boot. Der Sklave, den sie essen wollten, gehörte zu dem Stamme der Maracayás.

Nach ihrem Brauch bereiten sie ein Getränk aus Abati-Wurzeln, wenn sie einen Menschen auffressen wollen; erst nach dem Trinkgelage töten sie ihn.

Als nun die Zeit herankam, ging ich am Abend vor dem Gelage zu dem Sklaven und sagte ihm: „Du bist also zum Sterben vorbereitet.“ Da lachte er und antwortete: „Ja, ich bin wohl mit allem gerüstet, nur die Mussurana ist nicht lang genug. Bei uns haben wir bessere.“ Mussurana nennen sie eine mehr als fingerdicke Schnur aus Baumwolle, mit der die Gefangenen gebunden werden, und seine Schnur war ungefähr sechs Klafter zu kurz. Er redete, als ginge er zur Kirmes.

Ich hatte ein Buch in portugiesischer Sprache bei mir, das die Wilden in einem mit Hilfe der Franzosen eroberten Schiff gefunden und mir gegeben hatten. In diesem Buch las ich, als ich den Gefangenen verlassen hatte, und er tat mir leid. Deshalb ging ich wieder zu ihm hin und redete ihn nochmals an, denn die Maracayás gehören zu den Freunden der Portugiesen: „Ich bin auch ein Gefangener,

genau so wie du, und bin nicht hergekommen, weil ich von dir essen will, sondern meine Herren haben mich mitgebracht.“ Darauf sagte er, er wüsste wohl, dass wir kein Menschenfleisch essen. Weiter redete ich ihm zu, er solle getrost sein, denn sie würden nur sein Fleisch essen, sein Geist aber würde nach einem anderen Ort fahren, wohin auch der Geist unserer Leute fahre, und da gäbe es viel Freude.

Darauf meinte er, ob das auch wahr sei. Ich sagte ja, und er antwortete, er hätte Gott nie gesehen. Ich schloss, er würde Gott im anderen Leben sehen und ging von ihm fort, als die Unterhaltung beendet war.

In der folgenden Nacht kam ein grosser Wind und wehte so schrecklich, dass er Stücke von dem Dach der Hütte riss. Da wurden die Wilden mir böse und sagten in ihrer Sprache: „Aipó mair angaipaba ybytu guasu omou.“ Das heisst: Der böse Mensch, der Heilige, hat den Wind gemacht, denn er hat am Tag in die Donnerhäute gesehen. Damit meinten sie mein Buch. Und ich hätte es getan, weil der Sklave unser, der Portugiesen Freund wäre, und hätte gehofft, mit dem bösen Wetter das Fest vielleicht verhindern zu können. Nun bat ich Gott den Herrn und sagte: „Herr, Du hast mich bisher behütet, behüte mich auch weiterhin.“ Denn sie murrten sehr über mich.

Als der Tag anbrach, gab es schönes Wetter, und sie tranken und waren sehr zufrieden. Da ging ich zu dem Sklaven und sagte ihm: „Der grosse Wind war Gott. Er will dich zu sich nehmen.“ Am zweiten Tage darauf wurde er verzehrt. Wie das zugeht werdet ihr im 29. Kapitel des zweiten Buches erfahren.

## 37. KAPITEL

Was sich auf dem Heimweg ereignete,  
nachdem die Wilden den Sklaven  
gegessen hatten.

Als das Fest beendet war, fuhren wir wieder nach unseren Wohnungen in Ubatuba. Meine Herren namen etwas gebratenes Fleisch mit sich. Es wehte und regnete stark. Deshalb waren wir drei Tage unterwegs, während man die Strecke sonst in einem Tage zurücklegen kann. Als wir am Abend des ersten Tages im Walde Hütten aufrichteten, um zu lagern, sagten sie zu mir, ich sollte dafür sorgen, dass es nicht regnete. Da war ein Junge bei uns, der noch einen Knochen vom Bein des Sklaven mit etwas Fleisch daran hatte, das er ass. Dem sagte ich, er sollte den Knochen wegwerfen. Da wurde er mitsamt den anderen böse auf mich; sie sagten, das wäre ihr richtiges Essen, und ich müsste mich damit zufrieden geben.

Nach einer Fahrt von drei Tagen waren wir bis auf eine Viertelmeile an unsere Wohnungen herangekommen, konnten aber nicht weiter, denn die Wellen wurden zu gross. Wir zogen darum das Boot ans Land und hofften, es heimzubringen, wenn es am folgenden Tag gutes Wetter gäbe. Es blieb aber gleich ungestüm. Da beschlossen die Wilden, über Land nach Hause zu ziehen und das Boot später nachzuholen, wenn das Wetter sich gebessert hätte.

Ehe wir aufbrachen, assen sie, und der Junge nagte das Fleisch weiter von seinem Knochen herunter und warf ihn dann fort. Darauf zogen wir weiter, und bald klärte das Wetter sich auf. „Nun,“ sagte ich, „ihr wolltet mir nicht



glauben, als ich euch sagte, mein Gott wäre zornig, weil der Junge das Fleisch von dem Knochen ass.“ „Ja,“ meinten da die Wilden, „wenn er es gegessen hätte, ohne dass ich es gesehen hätte, dann würden wir wohl gutes Wetter behalten haben.“ Dabei blieb es.

Als ich wieder in die Hütte kam, fragte mich Alkindar, einer von meinen beiden Herren, ob ich nun gesehen hätte, wie sie mit ihren Feinden umgingen. Da sagte ich: „Ja. Dass ihr sie esst, erscheint mir schrecklich, nicht so sehr das Totschlagen.“ Er antwortete: „Nun, das ist so Sitte bei uns. Mit den Portugiesen machen wir es ebenso.“

Dieser Alkindar war mir gegenüber sehr gehässig und hätte gern gesehen, dass der Ypirú-guaçú, dem er mich geschenkt hatte, mich totschrüge. Wie schon berichtet wurde, hatte Ypirú-guaçú ihm einen Sklaven geschenkt, dass er ihn totschrüge und dadurch einen Namen mehr gewänne. Dafür hatte Alkindar versprochen, ihm den ersten Feind zu schenken, den er finge. Obgleich ihm also nicht zustand, mich zu töten, hätte er es doch gern getan. Aber sein Bruder verhinderte es immer, denn er fürchtete sich vor weiteren Plagen, die über ihn kommen könnten.

So hatte derselbe Alkindar, ehe die anderen mich zu der Stelle führten, wo sie den Sklaven aufzehrten, mir von neuem gedroht, mich zu töten. Und als ich nun wieder nach Ubatuba zurückkam, hatte er während meiner Abwesenheit Augenschmerzen bekommen. Er musste still liegen, konnte eine Zeit lang nichts sehen und sagte mir immer, ich solle mit meinem Gott reden, dass ihm die Augen wieder gut würden. Ich war dazu bereit, nur sollte er hinterher nicht wieder Böses gegen mich sinnen. Das versprach er. Einige Tage später war er wieder gesund.

## 38. KAPITEL

### Wie die Portugiesen wieder ein Schiff nach mir ausschickten.

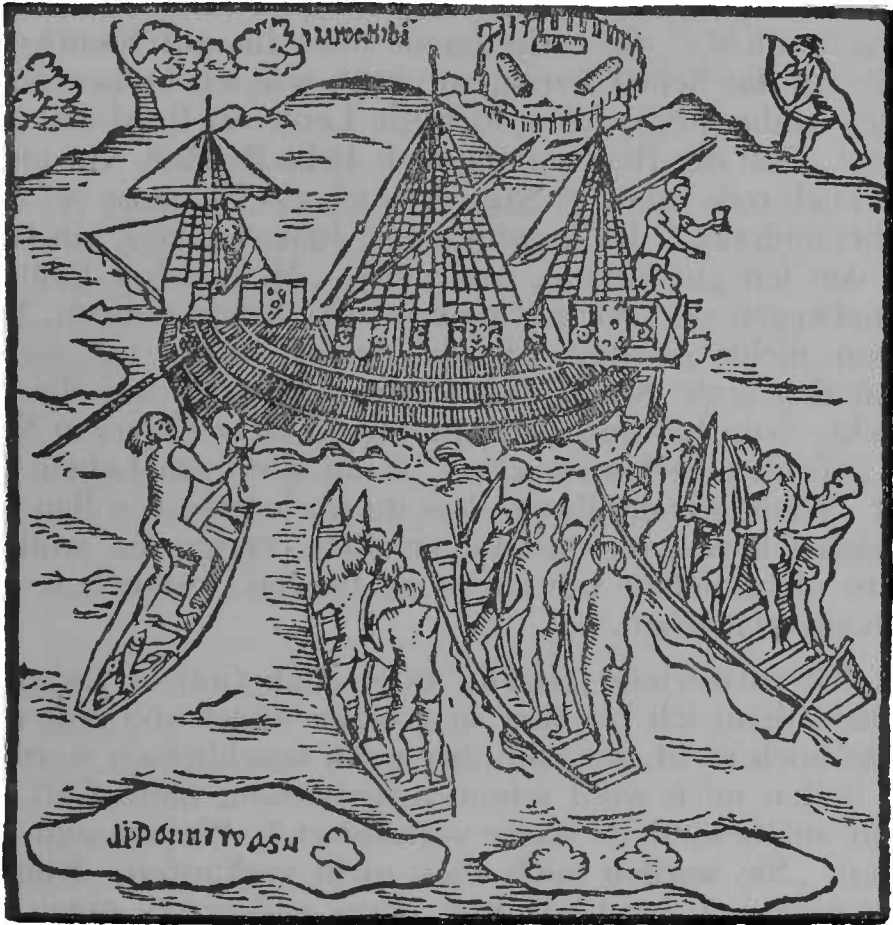
Als ich im fünften Monat bei den Wilden war, kam wieder ein Schiff von der Insel São Vicente dahin. Bei den Portugiesen ist es üblich, dass sie auch in das Land ihrer Feinde fahren, allerdings wohl gerüstet, und mit ihnen Handel treiben. Sie geben ihnen Messer und Sicheln für Mandiocamehl, das die Wilden in einigen Gegenden reichlich haben. Sie brauchen das Mehl, um die zahlreichen Sklaven zu ernähren, die sie in ihren Zuckerrohrpflanzungen halten. Wenn die Schiffe der Portugiesen kommen, fahren ein oder zwei Wilde in einem Boot heran und reichen ihnen die Waren so schnell wie möglich zu. Dann fordern sie, was sie dafür haben wollen, und das geben ihnen die Portugiesen. Während die beiden am Schiff sind, halten einige Boote voll von Wilden in der Ferne und beobachten. Wenn der Tauschhandel abgeschlossen ist, rudern die Wilden oftmals heran, scharmützeln mit den Portugiesen und schießen mit Pfeilen auf sie. Dann kehren sie wieder zurück.

Die Mannschaft des von São Vicente gekommenen Schiffes gab einen Kanonenschuss ab, damit die Wilden hörten, dass ein Schiff da wäre. Die Wilden fuhren hin und wurden nach mir gefragt, ob ich noch lebte. Sie antworteten ja. Da forderten die Portugiesen mich zu sehen, sie hätten eine Kiste voll Waren, die mein Bruder brächte, auch ein Franzose, der bei ihnen an Bord wäre.

Ein auf dem portugiesischen Schiff befindlicher Franzose namens Claude Mirande war nun früher mein Ka-

merad gewesen. Den gab ich den Wilden jetzt als meinen Bruder an und sagte ihnen, der würde vielleicht auf dem Schiff sein und nach mir fragen, da er bereits auf einer Reise dagewesen wäre.

Sie kamen vom Schiffe an Land zurück und berichteten mir, mein Bruder wäre wiedergekommen, er brächte



22. Ein portugiesisches Schiff vor Ubatuba.

mir eine Kiste voller Waren und wollte mich gern sehen. Da sagte ich: „Fahrt mich so weit heran, dass ich mit meinem Bruder sprechen kann. Die Portugiesen verstehen uns nicht. Ich will ihm auftragen, wenn er heimkehre, unseren Vater zu benachrichtigen, damit er mit einem Schiff

komme, viele Sachen mitbringe und mich abhole.“ Damit waren sie einverstanden, fürchteten aber, die Portugiesen möchten uns verstehen, denn sie hatten vor, etwa im August einen grossen Kriegszug in die Gegend von Bertioğa durchzuführen, wo sie mich gefangen hatten. Weil ich alle ihre Pläne kannte, sorgten sie, dass ich etwas davon verraten könnte. Ich sagte aber: „Nein, ich verrate nichts, und die Portugiesen verstehen meines Bruders und meine Sprache nicht.“ Da ruderten sie mich bis auf Steinwurfweite an das Schiff heran, so nackt, wie ich immer unter ihnen umherging. Ich sprach die Leute an Bord an und sagte: „Gott der Herr sei mit euch, liebe Brüder. Nur einer von euch rede mit mir. Sagt, dass ich ein Franzose sei und nichts anderes.“ Da begann einer, Juan Sanchez, ein Baske, den ich gut kannte, und sagte: „Mein lieber Bruder, deinetwegen sind wir mit dem Schiffe hergekommen. Wir haben nicht gewusst, ob du lebstest oder tot warst, denn das erste Schiff hat keine Nachricht von dir gebracht. Nun hat uns der Hauptmann Braz Cubas in Santos befohlen nachzuforschen, ob du noch am Leben wärest. Wenn wir erföhren, dass du noch lebstest, sollen wir zunächst hören, ob die Wilden dich verkaufen wollen; wenn nicht, sollen wir einige zu fangen versuchen, um dich einzutauschen.“

Ich antwortete: „Dafür möge euch Gott in Ewigkeit lohnen, denn ich bin hier in grosser Angst und Not und weiss noch nicht, was sie über mich beschliessen werden. Sie hätten mich wohl schon aufgefressen, hätte Gott es nicht auf besondere Weise verhindert.“ Weiter sagte ich ihnen: „Sie werden mich auch nicht verkaufen. Kommt aber nicht auf den Gedanken, etwas anderes zu sagen, als dass ich ein Franzose sei, und gebt mir um Gottes Willen einige Waren, Messer und Angelhaken.“ Das taten sie. Einer der Wilden fuhr im Boot bis an das Schiff und holte die Sachen.

Als ich sah, dass die Wilden mir nicht erlaubten, länger mit dem Portugiesen zu sprechen, sagte ich: „Seht euch gut vor. Die Wilden planen wieder einen Kriegszug

gegen Bertioga.“ Da entgegneten sie, auch ihre Wilden rüsteten sehr und würden gerade das Dorf angreifen, in dem man mich gefangen hielt. Ich solle nur guten Mut behalten, Gott würde alle Dinge zum Besten kehren. Ich sähe wohl, dass sie mir nicht helfen könnten. „Ja,“ sagte ich, „da ich es durch meine Sünden so verdient habe, ist es besser, dass Gott mich hier straft, als im ewigen Leben. Bittet Gott, dass er mir aus dem Elend helfe.“

Damit befahl ich sie Gott dem Herrn. Sie wollten weiter mit mir reden, aber die Wilden erlaubten mir nicht länger, mich mit ihnen zu unterhalten, und fuhren mit mir nach den Hütten zurück.

Da nahm ich die Messer und Angelhaken, gab sie ihnen und sagte: „Dies alles hat mir mein Bruder gegeben, der Franzose.“ Sie fragten, was mein Bruder alles mit mir besprochen hätte. Ich antwortete, ich hätte meinem Bruder befohlen, er solle sehen, dass er den Portugiesen entkäme, in unser Vaterland reiste und auf einem Schiff mit vielen Waren zurückkehrte, um mich zu holen. Denn sie, die Wilden, wären ordentliche Leute und hielten mich gut; dafür wollte ich ihnen lohnen, wenn das Schiff käme. Auf diese Weise musste ich ihnen immer das Beste vormachen, und das gefiel ihnen gut.

Darnach sprachen sie untereinander: „Er muss bestimmt ein Franzose sein. Wir wollen ihn von jetzt ab besser halten.“ So lebte ich weiter eine Zeitlang unter ihnen und redete ihnen zu, damit sie mich nur gut behandelten, dass bald ein Schiff meinetwegen kommen würde. Hin und wieder führten sie mich auch in den Wald, und wo sie etwas zu tun hatten, musste ich ihnen helfen.

### 39. KAPITEL

Wie die Wilden einen Sklaven bei sich hatten, der mich stets verleumdete und gern gesehen hätte, dass sie mich bald töteten. Er wurde in meiner Gegenwart selbst getötet und aufgefressen.

Unter den Wilden lebte ein Sklave vom Stamm der Carijós, die auch mit den Freunden der Portugiesen verfeindet sind. Es war ein Leibeigener der Portugiesen gewesen, aber entlaufen, und die Wilden töten niemand, der ihnen zuläuft, es sei denn, dass er etwas Besonderes verbricht. Er wird als Leibeigener gehalten und muss ihnen dienen.

Dieser Carijó, der schon seit drei Jahren unter den Tupinambás lebte, erzählte, er hätte mich unter den Portugiesen gesehen und ich hätte mehrmals auf die Tupinambás geschossen, wenn sie auf ihren Kriegszügen dahin gekommen wären.

Die Portugiesen hatten vor einigen Jahren einen der Tupinambá-Häuptlinge erschossen, und der Carijó behauptete, ich sei der Schütze gewesen. Er stachelte die Wilden immer wieder auf, mich zu töten, denn ich sei der eigentliche Feind, er hätte es gesehen. Und er log doch alles, denn er war schon drei Jahre unter den Tupinambás gewesen und erst ein Jahr war seit meiner Ankunft in São Vicente vergangen, von wo er entlaufen war. Ich bat Gott immer, dass er mich vor diesen Lügen behüten möchte.

Im Jahre 1554, ungefähr im sechsten Monat meiner Gefangenschaft, wurde der Carijó krank, und sein Herr bat mich, ich möchte ihm helfen, dass er wieder gesund würde und Wild fangen könnte, damit wir etwas zu essen bekämen. Denn ich wüsste wohl, sagte sein Herr, dass er mir auch ein Teil geben würde, wenn der Carijó ihm Wild brächte. Wenn ich aber glaubte, dass der Sklave nicht wieder gesund werden würde, wollte er ihn einem guten Freunde schenken, damit er ihn totschiüge und dadurch einen Namen gewönne.

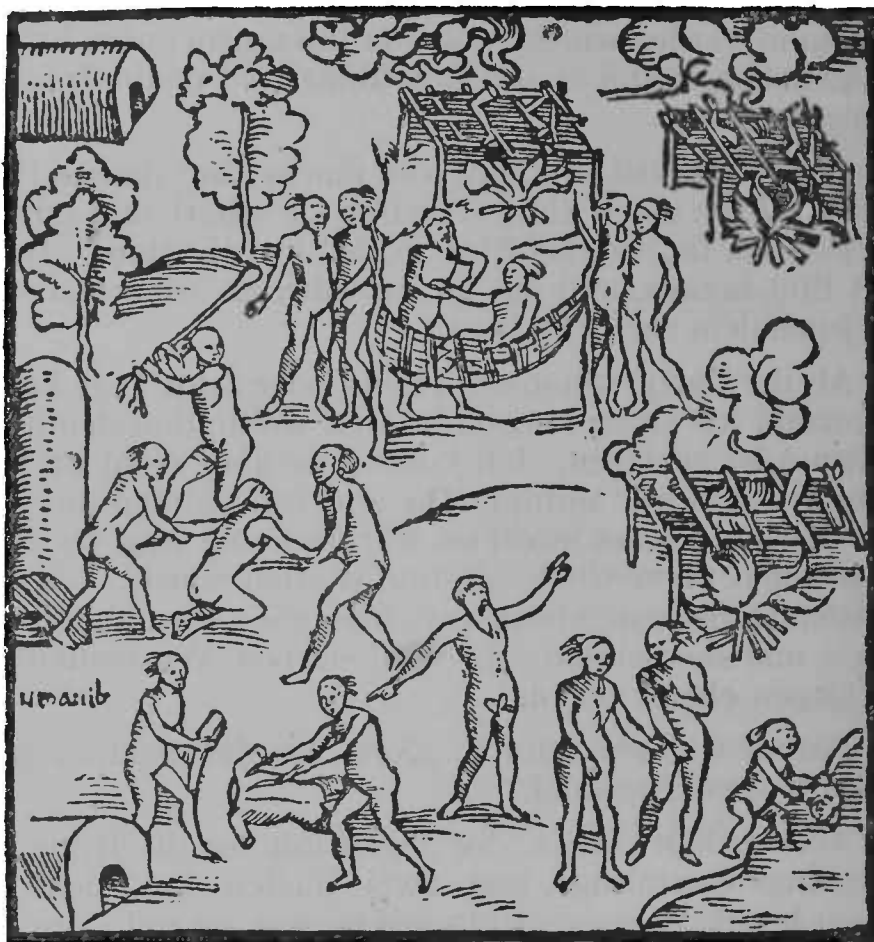
Die Wilden haben Zähne von einem Tier, das sie Paca nennen. Solch einen Zahn schleifen sie scharf und schneiden mit ihm da, wo das Blut stockt, in die Haut. Dann läuft Blut heraus, und das ist dasselbe, als wenn man bei uns jemandem zur Ader lässt.

Als der Carijó schon etwa neun oder zehn Tage krank war, nahm ich einen Paca-Zahn und wollte ihm damit die Median-Ader schlagen. Ich konnte sie aber nicht öffnen, denn der Zahn war stumpf. Die anderen standen um uns her. Ich sah, dass es zwecklos war und ging weg. Da fragten sie mich, ob er wieder gesund werden würde. Ich antwortete, ich hätte nichts ausgerichtet, wie sie wohl gesehen hätten, und sie meinten: „Er wird sterben. Wir wollen ihn totschiagen ehe er stirbt.“

Darauf widersprach ich: „Nein, tut das nicht, er wird vielleicht wieder gesund.“

Aber es half nichts. Sie zogen ihn vor die Hütte des Häuptlings Guaratinga, und zwei hielten ihn, denn er war so krank, dass er nicht merkte, was sie mit ihm tun wollten. Der Mann, dem er zum Totschiagen übergeben war, kam und schlug ihm auf den Kopf, dass das Hirn heraussprang. Dann liessen sie ihn vor der Hütte liegen und wollten ihn essen. Ich warnte, sie sollten es nicht tun, es wäre ein kranker Mensch gewesen und sie könnten ebenfalls krank werden. Da wussten sie nicht, was sie tun sollten, bis ein Mann aus meiner Hütte kam und den Frauen zurief, sie sollten bei dem Toten ein Feuer anzünden.

Er schnitt ihm den Kopf ab, denn der Carijó hatte nur ein Auge und sah von der Krankheit, die er gehabt hatte, hässlich aus. Den Kopf warf er fort, dem Körper sengte er über dem Feuer die Haut ab. Darnach zerschnitt er ihn und teilte ihn zu gleichen Teilen mit den anderen, wie es



23. Der Tod des kranken Carijó.

bei ihnen üblich ist. Sie assen ihn bis auf den Kopf und die Gedärme auf, vor denen sie einen Ekel hatten, weil er krank gewesen war.

Ich ging durch alle Hütten. In der einen brieren sie die Füße, in der anderen die Hände, in der dritten Stücke



vom Leibe. Da erzählte ich ihnen, wie der Carijó, den sie da brieren und essen wollten, mich immer verleumdet und ihnen gesagt hätte, ich hätte einige ihrer Freunde erschossen, während ich bei den Portugiesen gewesen war. Das wäre erlogen, und er hätte mich dort nie gesehen. „Nun wisst ihr wohl,“ fuhr ich fort, „dass er einige Jahre bei euch gewesen und nie krank geworden ist. Jetzt aber ist mein Gott wegen der Lügen, die er über mich verbreitet hat, zornig geworden. Er hat ihn krank werden lassen und euch in den Sinn gegeben, ihn zu töten und zu essen. Also wird mein Gott mit allen bösen Menschen umgehen, die mir ein Leid getan haben oder tun werden!“ Vor solchen Worten erschrakten viele von den Wilden. Dafür dankte ich dem Allmächtigen Gott, dass er sich mir in allem so gewaltig und gnädig erzeigte.

#### **Deshalb bitte ich den Leser,**

er möge auf das achten, was ich schreibe. Denn ich mache mir diese Mühe nicht, weil ich Lust hätte, etwas Neues zu schreiben, sondern allein, um die Wohltaten an den Tag zu bringen, die Gott mir erwiesen hat!

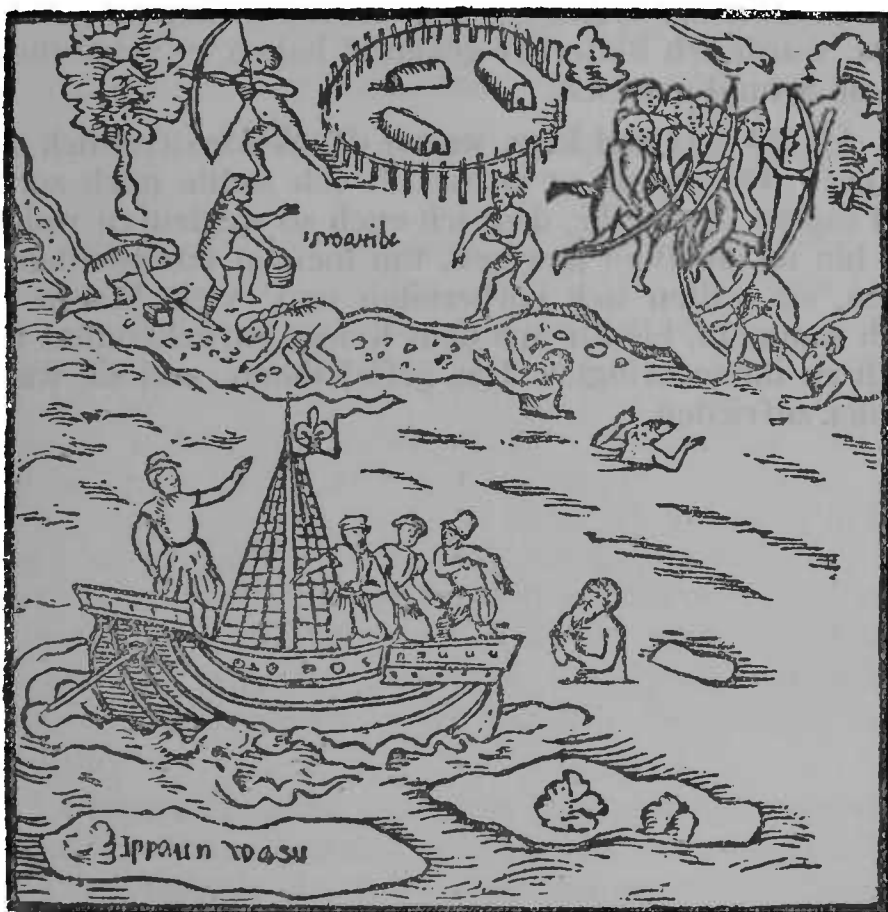
Mittlerweile kam die Zeit heran, dass sie in den Krieg ziehen wollten, für den sie seit drei Monaten gerüstet hatten. Ich hoffte dabei immer, dass sie mich mit den Frauen zu Hause lassen würden, wenn sie auszögen. Dann wollte ich während ihrer Abwesenheit fortlaufen.

## 40. KAPITEL

Wie ein französisches Schiff ankam und die Wilden Baumwolle und Brasilholz verhandelten. Wie ich gern auf das Schiff gegangen wäre, was von Gott aber nicht vorgesehen war.

Ungefähr acht Tage vor Beginn der Kriegsfahrt war ein französisches Schiff in einem Hafen angekommen, der acht Meilen von Ubatuba entfernt ist und den die Portugiesen Rio de Janeiro und die Wilden Niteroi nennen. Dort pflegten die Franzosen Brasilholz zu laden. In einem Boote kamen sie auch bis zu unserem Dorf und erhandelten von den Wilden Pfeffer, Meerkatzen und Papagaien. Einer aus dem Boot ging an Land. Er hiess Jacob, kannte die Sprache der Wilden und handelte mit ihnen. Den bat ich, mich mit auf das Schiff zu nehmen, aber meine Herren sagten nein, sie wollten mich so nicht hingeben, sondern Waren für mich haben. Da bat ich sie, dass sie mich selbst zum Schiff brächten, meine Freunde würden ihnen genug Waren geben, doch sie antworteten: „Nein, das sind nicht deine richtigen Freunde, denn sonst hätten die Franzosen, die hier im Boote sind, dir ja ein Hemd gegeben, weil du nackt gehst; sie kümmern sich aber nicht um dich.“ So war es auch, dennoch entgegnete ich, sie würden mich auf dem grossen Schiff einkleiden, wenn ich dorthin käme. Auch das liessen sie nicht gelten. Das Schiff würde so bald nicht fortfahren, sie müssten erst in den Krieg und würden mich hinbringen, wenn sie wiederkämen.

Nun wollten die Franzosen aber wieder abfahren, nachdem ihr Boot eine Nacht bei dem Dorfe vor Anker gelegen hatte. Als ich das sah, dachte ich: O du gütiger Gott, wenn das Schiff nun auch heimkehrt und mich nicht mitnimmt, dann werde ich doch unter den Wilden umkommen, denn auf dieses Volk ist kein Verlass.



24. Die Franzosen weisen Hans Staden zurück.

Mit dem Gedanken verliess ich die Hütte und ging nach dem Wasser zu. Sie wurden es gewahr und liefen mir nach, um mich zu fangen. Ich rannte vor ihnen her, schlug den ersten zurück, der mich einholte, und entkam, obwohl das ganze Dorf hinter mir her war.

Ich schwamm an das Boot heran. Als ich aber einsteigen wollte, stiessen die Franzosen mich zurück. Sie meinten, wenn sie mich gegen den Willen der Wilden mitnehmen würden, möchten sie sich erheben und ihre Feinde werden.

Da schwamm ich betrübt wieder an Land und dachte: Nun sehe ich, es ist Gottes Wille, dass ich noch länger im Elend bleibe. Wenn ich aber nicht zu fliehen versucht hätte, würde ich hinterher geglaubt haben, es wäre meine eigene Schuld gewesen.

Als ich an Land kam, waren die Wilden fröhlich und riefen: „Da kommt er zurück!“ Ich stellte mich zornig und sagte: „Meint ihr, dass ich euch so weglaufen wollte? Ich bin da am Boot gewesen, um meinen Landsleuten zu sagen, sie sollten sich vorbereiten und viele Waren für euch sammeln, bis ihr aus dem Krieg zurückkommt und mich zu ihnen bringt.“ Das gefiel ihnen, und sie waren wieder zufrieden.

---

## 41. KAPITEL

### Wie die Wilden in den Krieg zogen und mich mitnahmen, und was sich auf dem Zuge ereignete.

Vier Tage später versammelten sich einige Boote, mit denen sie in den Krieg ziehen wollten, bei dem Dorfe Ubatuba. Auch der Häuptling Cunhambebe kam mit seinen Booten dahin. Da sagte mein Herr, er wolle mich mitnehmen, ich bat aber, dass er mich zu Hause liesse, und er würde es wohl getan haben, wenn Cunhambebe ihm da nicht befohlen hätte, mich mitzunehmen. Ich tat so, als ob ich ungern mitzöge, weil sie, wenn ich gutwillig mitgegangen wäre, geglaubt hätten, ich würde ihnen bei der Ankunft im Land ihrer Feinde fortlaufen, und damit sie desto weniger auf mich acht geben sollten. Auch war meine Absicht, nach dem französischen Schiff zu entlaufen, wenn sie mich zu Hause lassen würden. Sie nahmen mich aber mit.

Es waren 38 Boote, und jedes Boot war mit mehr oder weniger 18 Mann besetzt. Einige von ihnen hatten sich durch ihre Götzen, durch Träume und andere Narrheiten, an die sie sich halten, über den Krieg weissagen lassen, so dass sie zuversichtlich an die Unternehmung gingen. Ihre Absicht war, in die Gegend von Bertioga zu fahren, wo sie mich gefangen hatten, sich in der Nähe des Ortes im Wald umher zu verstecken und die Feinde, die ihnen dabei in die Hände fielen, mitzunehmen.

Ungefähr am 14. August 1554 traten wir diesen Kriegszug an. Zu diesem Monat zieht, wie schon berich-

tet, eine Art von Fischen aus dem Meere in die Süßwasserläufe, um darin zu laichen. Im Portugiesischen heissen diese Tainhas, im Spanischen Liesses und in der Sprache der Wilden Piratis. Die Wilden nennen diese Laichzeit Piracema. Da ziehen sie alle in den Krieg, die Tupinambás sowohl wie ihre Feinde, und während der Fahrt fangen und essen sie die Fische. Auf der Hinfahrt nehmen sie sich Zeit, zurück aber fahren sie so schnell sie können.

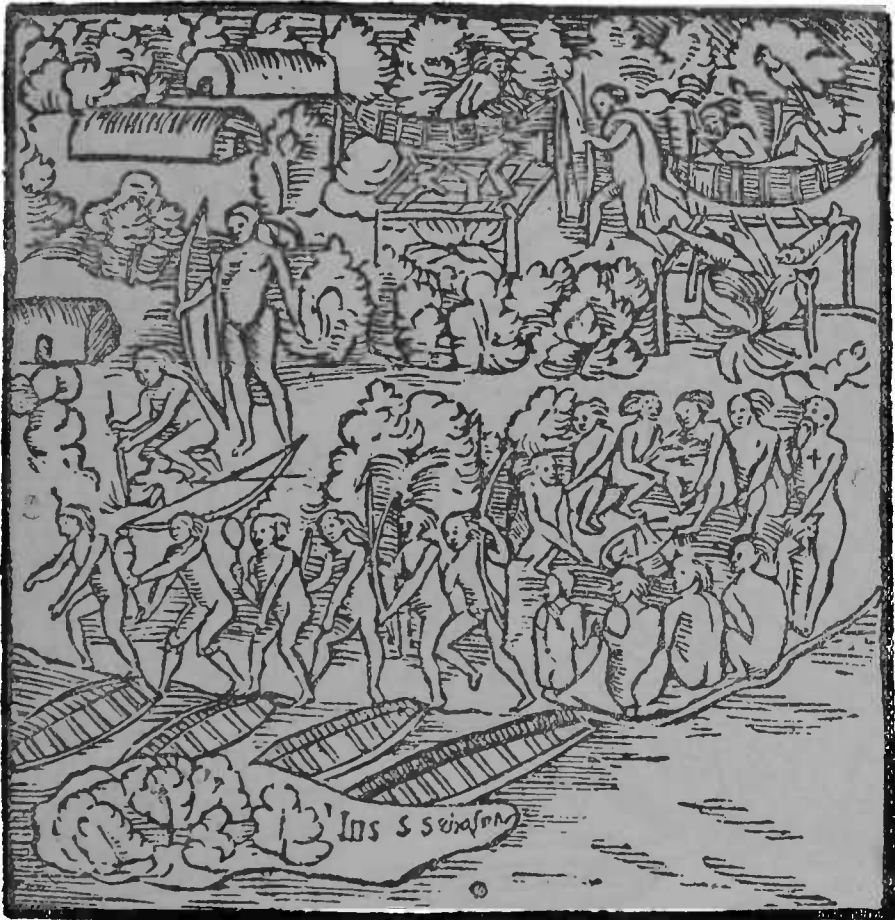
Ich hoffte nun immer, dass auch die Freunde der Portugiesen unterwegs wären, denn sie wollten ja in das Land der Tupinambás einfallen, wie mir die Portugiesen von ihrem Schiff aus vor kurzem mitgeteilt hatten.

Während der Fahrt fragten die Wilden mich öfters, ob ich glaubte, dass sie jemand fangen würden. Um sie nicht zu erzürnen, sagte ich ja und fügte hinzu, die Feinde würden uns beugen.

Eines Nachts lagen wir in einem Ort, der auch Ubatuba heisst. Dort fingen wir viele Fische, Piratis oder Tainhas, die so gross sind, wie gut ausgewachsene Hechte. Es wehte ein heftiger Wind. Sie schwatzten mit mir und hatten viel zu fragen. Da sagte ich: „Dieser Wind weht über viele Tote.“ Weil aber eine andere Gruppe von ihren Leuten, die auch in Booten unterwegs war, auf dem Fluss Parahyba in das Land hineingefahren war, meinten sie, die hätten das Gebiet der Feinde vielleicht schon überfallen und von ihnen könnten einige getötet worden sein. Wie ich später erfuhr, war das auch geschehen.

Als wir noch eine Tagereise von dem Ort entfernt waren, wo sie ihren Anschlag durchführen wollten, lagerten sie sich im Gehölz gegenüber einer Insel, die bei den Portugiesen São Sebastião und bei den Wilden Maembipe heisst. Gegen Abend ging der Häuptling Cunhambebe durch das Lager im Wald, ermahnte sie und sagte, sie seien jetzt nicht mehr weit vom Land der Feinde. Jeder solle sich den Traum merken, den er in der Nacht haben würde und zusehen, dass er etwas Glückliches träumte. Nachdem er ausgeredet hatte, tanzten sie mit ihren Götzen bis in die

Nacht. Dann gingen sie schlafen. Als mein Herr sich niederlegte, sagte er, ich sollte mir auch etwas Gutes träumen lassen. Ich antwortete aber: „Ich achte nicht auf Träume, die sind trügerisch.“ Da sagte er noch: „Dann Sorge trotzdem mit deinem Gott dafür, dass wir Feinde fangen.“



25. Lager der Tupinambás bei der Insel São Sebastião.

Bei Tagesanbruch versammelten die Häuptlinge sich um ein Becken mit gekochten Fischen, die sie assen und erzählten einander die Träume, soweit sie ihnen gefielen. Einige tanzten mit den Götzen. Sie wollten am selben Tage ganz in die Nähe des Landes ihrer Feinde fahren, bis zu ei-

nem Ort namens Boiçucanga, wo sie bis zum Abend still warten wollten.

Bei der Abfahrt von unserem Nachtlager gegenüber der Insel Maembipe fragten die Wilden mich noch einmal, was ich glaubte, dass geschehen würde. Ich sagte auf gut



26. Kampf zwischen Tupiniquins und Tupinambás bei Boiçucanga.

Glück: „Bei Boiçucanga werden uns die Feinde entgegenkommen. Seid nur mutig.“ Meine Absicht war, ihnen fortzulaufen, wenn wir nach Boiçucanga kämen, denn die Stelle, an der sie mich gefangen hatten, war nur sechs Meilen davon entfernt.



Während wir nun an der Küste entlang fuhren, sahen wir wirklich Boote, die hinter einer Insel hervor und uns entgegen kamen. Da riefen die Wilden: „Dort kommen unsere Feinde heran, die Tupiniquins!“ Sie wollten sich mit den Booten hinter einem Felsen verstecken, um die anderen arglos herankommen zu lassen. Die bemerkten uns jedoch und wendeten sich zur Flucht in ihre Heimat. Wir ruderten wohl vier Stunden lang mit aller Kraft hinter ihnen her, bis wir sie endlich einholten. Es waren fünf Boote voll, alle aus Bertioga.

Ich kannte sie alle. In einem der fünf Boote befanden sich sechs Mamelucken, die getauft waren, unter ihnen zwei Brüder, Diogo und Domingos de Braga. Diese beiden wehrten sich sehr tapfer, der eine mit einer Büchse, der andere mit dem Bogen, und hielten sich in ihrem Boote zwei volle Stunden gegen einige dreissig Boote der Unseren. Als sie aber ihre Pfeile verschossen hatten, überwältigten die Tupinambás sie und nahmen sie gefangen. Einige wurden bald darauf totgeschlagen und -geschossen. Die beiden Brüder wurden nicht verwundet, doch zwei von den Mamelucken erhielten sehr schwere Wunden, ebenso einige von den Tupiniquins, unter ihnen eine Frau.

---

## 42. KAPITEL

### Wie sie auf der Heimfahrt mit den Gefangenen umgingen.

Die Stelle, wo die Tupiniquins gefangen wurden, war reichlich zwei Meilen von der Küste entfernt. Wir ruderten nun so schnell wir konnten nach dem Lande zurück, um wieder an demselben Platz wie in der vergangenen Nacht zu lagern. Gegen Abend, kurz vor Sonnenuntergang, kamen wir bei Maembipe ans Land. Da führte jeder seinen Gefangenen in seine Hütte. Die Schwerverwundeten zogen sie an den Strand, schlugen sie sofort tot und schnitten sie nach ihrem Brauch in Stücke. Dann brieten sie das Fleisch. Unter denen, die in der Nacht gebraten wurden, befanden sich zwei Mamelucken, die Christen waren. Der eine war ein Portugiese namens Jorge Ferreira, der Sohn eines Hauptmanns, den dieser mit einer Wilden gezeugt hatte. Der andere hiess Jeronymo. Den hatte ein Wilder gefangen, der mit mir in einer Hütte wohnte und Paraguá hiess. Dieser briet den Jeronymo während der Nacht, ungefähr einem Schritt von meinem Lager entfernt. Jeronymo (Gott hab' ihn selig!) war ein Blutsverwandter des Diogo de Braga.

Als die Wilden sich nun an demselben Abend gelagert hatten, ging ich in die Hütte, in der sie die beiden Brüder hielten, um mit ihnen zu sprechen, denn es waren ja meine guten Freunde aus der Zeit, da ich in Bertioaga gefangen wurde. Sie fragten mich, ob sie auch gegessen würden, und ich sagte, das müssten sie dem Willen des himmlischen Vaters anheimstellen, und seines lieben Sohnes Jesu Christi, der um unserer Sünden willen gekreu-

zigt worden ist und in dessen Namen wir getauft seien. „An ihn glaube ich; er hat mich lange Zeit unter den Wilden behütet, und was der allmächtige Gott mit uns anfängt, damit müssen wir zufrieden sein,“ so sprach ich.

Weiter fragten mich die beiden Brüder, wie es um ihren Vetter Jeronymo stände. Ich sagte ihnen, er läge über



27. Lager der Tupinambás bei São Sebastião nach ihrem Siege.

dem Feuer und briete und ich hätte schon gesehen, wie ein Stück von dem Sohn des Hauptmanns Ferreira verzehrt wurde. Da weinten sie. Ich aber tröstete sie und sagte ihnen, sie wüssten doch, dass ich nun schon ungefähr im achten Monat unter den Wilden sei

und Gott mich bewahrt hätte. „Das wird er mit euch ebenso tun. Vertraut ihm nur.“ Dann fügte ich hinzu: „Mir könnte das alles eigentlich mehr zu Herzen gehen als euch, denn ich bin aus einem fremden Land und nicht an die schrecklichen Sitten dieser Leute gewöhnt. Ihr aber seid hier im Lande geboren und aufgezogen.“ Ja, meinten sie, ich wäre im Elend so hart geworden, dass es mich nicht mehr rührte.

Als wir uns so unterhielten, befahlen die Wilden mir, von den Brüdern fort und in meine Hütte zu gehen und fragten, was ich so lange mit ihnen zu reden hätte. Es tat mir leid, dass ich die beiden verlassen musste. Ich empfahl ihnen, sich ganz in den Willen Gottes zu ergeben; sie sähen ja, was es in diesem Jammertal für Elend gäbe. Darauf erwiderten sie, das hätten sie niemals so erfahren wie jetzt und meinten, da jeder Mensch nach Gottes Rat doch einmal sterben müsse, so würden sie um so leichteren Herzens sterben, weil ich auch bei ihnen wäre.

Damit ging ich aus der Hütte und durch das ganze Lager und sah mir die Gefangenen an. Ich ging allein. Niemand achtete auf mich. Da hätte ich wohl fortlaufen können, denn wir waren gegenüber der Insel Maembipe nur ungefähr 10 Meilen von Bertioga entfernt. Ich unterliess es aber mit Rücksicht auf die gefangenen Christen, von denen noch vier am Leben waren, denn ich dachte, wenn ich fortliefe, würden die Wilden zornig und die Gefangenen bald totschiagen; vielleicht erhielt Gott mittlerweile uns alle zusammen. Ich beschloss also, bei ihnen zu bleiben und sie zu trösten, und das tat ich. Dabei waren die Wilden mir sehr wohl gesinnt, denn ich hatte ihnen vorher auf gut Glück gesagt, die Feinde würden uns begegnen. Als das eintraf, sagten sie, ich wäre ein besserer Prophet als ihre Maracás.

## 43. KAPITEL

Wie die Wilden mit ihren Feinden tanzten,  
als wir am folgenden Tage lagerten.

Am folgenden Tage gelangten wir an ein hohes Vorgebirge, das Ocaraçú heisst und nicht weit von dem Lande der Tupinambás entfernt liegt. Die Wilden lagerten, um die Nacht über dort zu bleiben. Ich ging in die Hütte Cunhambebes, des obersten Häuptlings, und fragte ihn, was er mit den Mamelucken im Sinne hätte. Er sagte, sie sollten gegessen werden und verbot mir, mit ihnen zu reden, denn er wäre sehr zornig auf sie. Sie hätten daheim bleiben und nicht mit seinen Feinden gegen ihn in den Krieg ziehen sollen. Als ich ihn bat, er sollte sie leben lassen und ihren Freunden gegen Lösegeld zurückgeben, wiederholte er, dass sie gegessen werden sollten.

Cunhambebe hatte währenddessen einen grossen Korb voll Menschenfleisch vor sich stehen. Er ass von einem Bein, hielt es mir vor den Mund und fragte, ob ich auch essen wollte. Ich antwortete: „Ein unvernünftiges Tier frisst kaum das andere Tier, und ein Mensch sollte einen anderen auffressen?“ Da biss er hinein und sagte: „Jauára ichê. Ich bin ein Tiger. Es schmeckt gut.“ Damit ging ich von ihm.

Am selben Abend befahl er, ein jeder sollte seine Gefangenen auf einen Platz bringen, der vor dem Wald am Wasser lag. Das geschah. Die Wilden versammelten sich, bildeten einen grossen Kreis und stellten die Gefangenen hinein. Diese mussten allesamt singen und mit den Abgöttern, den Maracás, rasseln. Darnach redete einer nach dem

anderen ganz verwegen und sagte: „Ja, wir zogen aus, wie tapfere Männer tun, um euch, unsere Feinde, zu fangen und zu essen. Nun habt ihr aber die Oberhand gewonnen und habt uns gefangen. Doch wir fragen nichts darnach. Wehrhafte, tapfere Leute sterben im Land ihrer Feinde.



28. Im Lager bei Ocaracü. Tanz um die Gefangenen.

Und unser Land ist noch gross. Die unseren werden uns an euch schon rächen.“ Da sagten die anderen: „Ihr habt schon viele von den Unseren vertilgt. Das wollen wir an euch rächen.“ Als sie mit diesen Reden fertig waren, führte jeder seinen Gefangenen in seine Unterkunft zurück.

Am dritten Tage kamen wir wieder in ihr Land. Sie nahmen die Gefangenen mit in die Heimatdörfer. Die von Ubatuba, bei denen ich lebte, hatten acht Wilde lebendig gefangen und ausserdem drei Mamelucken, die Christen waren, nämlich den Diogo, dessen Bruder und einen dritten namens Antonio. Diesen hatte der Sohn meines Herrn gefangen. Zwei weitere Mamelucken, ebenfalls Christen, führten sie gebraten mit, um sie zu Hause zu essen. Für die Hin- und Rückfahrt hatten wir im ganzen elf Tage gebraucht.

---

#### 44. KAPITEL

Wie das französische Schiff noch da war, auf das sie mich bringen wollten, wenn sie aus dem Kriege zurückkämen. Das hatten sie mir ja gelobt.

Als wir in ihrer Heimat angelangt waren, forderte ich von ihnen, dass sie mich zu dem Schiff der Franzosen bringen sollten, denn ich wäre nun mit ihnen im Kriege gewesen und hätte ihnen bei der Gefangennahme der Feinde geholfen, von denen sie wohl erfahren hätten, dass ich kein Portugiese wäre.

Sie sagten zu, sie würden mich hinbringen, aber erst wollten sie ausruhen und den Moquem essen, das gebratene Fleisch der Christen.

---



## 45. KAPITEL

Wie sie den ersten der beiden gebratenen Christen assen, nämlich Jorge Ferreira, den Sohn des portugiesischen Hauptmanns.

Meiner Hütte gegenüber stand die Hütte des Häuptlings Tatámirí. Dieser hatte den einen gebratenen Christen und liess nach der Gewohnheit der Wilden Getränk herrichten. Viele Leute kamen zusammen, tranken, sangen und veranstalteten ein grosses Fest. Am folgenden Tag, nach dem Trinkgelage, wärmten sie das gebratene Fleisch wieder auf und assen es. Das Fleisch des anderen, des Jeronymo, hing aber in der Hütte, in der ich war, in einem Korb über dem Feuer im Rauch, wohl drei Wochen lang, bis es trocken war wie Holz. Dass es so lange vergessen über dem Feuer hing, hatte seinen Grund. Der Wilde, dem es gehörte, hiess Paraguá. Er war ausgezogen, um Wurzeln zur Zubereitung des Getränkes zu suchen, das man für das Gelage vor dem Essen braucht. So verging also die Zeit; sie wollten mich aber nicht eher nach dem Schiff führen, als bis sie das Fest abgehalten und den Jeronymo verzehrt hätten. Mittlerweile war das französische Schiff, das etwa acht Meilen entfernt gelegen hatte, wieder abgefahren.

Als ich das hörte, wurde ich sehr traurig. Doch die Wilden sagten mir, die Franzosen pflegten alle Jahre wiederzukommen, und damit musste ich zufrieden sein.

## 46. KAPITEL

Wie der allmächtige Gott ein Zeichen tat.



29. Das Kreuz in Ubatuba.

Ich hatte aus dicken Stangen ein Kreuz gemacht und vor der Hütte, in der ich wohnte, aufgerichtet. Dort betete ich oft zum Herrn. Den Wilden hatte ich empfohlen,

es nicht auszureissen, denn es könnte ihnen ein Unglück daraus erwachsen; sie achteten aber nicht auf mein Wort. Während ich mit ihnen einmal auf Fischfang aus war, riss eine Frau das Kreuz aus und gab es ihrem Mann. Der sollte ihr, da das Holz rund war, die Schalen von See-schnecken darauf reiben, aus denen sie eine Art Rosenkranz herstellen. Das verdross mich sehr. Bald darauf fing es heftig an zu regnen und regnete mehrere Tage fort. Da kamen sie in meine Hütte und verlangten, ich sollte mit meinem Gott dafür sorgen, dass der Regen aufhörte. Denn ihre Pflanzzeit war da, und wenn er nicht aufhörte, würden sie nicht pflanzen können.

Ich antwortete, es wäre ihre Schuld. Sie hätten meinen Gott erzürnt, indem sie das Holz ausgerissen hätten, bei dem ich mit ihm zu sprechen plegte. Da sie nun glaubten, dass sie selbst den Regen verursacht hätten, half der Sohn meines Herrn mir, ein neues Kreuz aufzurichten. Das war, nach der Sonne zu schliessen, ungefähr um ein Uhr nachmittags. Als es aufgerichtet war, wurde das Wetter von Stund an wieder schön, obgleich es am Vormittag sehr schlecht gewesen war. Sie wunderten sich alle und glaubten, mein Gott täte was ich wollte.

---

## 47. KAPITEL

Wie ich eines Abends mit zwei Wilden auf Fischfang war und Gott bei heftigem Regen und Ungewitter ein Wunder an mir erzeugte.



30. Fischfang bei Gewitter.

Ich stand mit Paraguá, einem der vornehmsten Wilden, der den Jeronimo gebraten hatte, und noch einem an-

deren beim Fischen. Zu Beginn der Abenddämmerung erhob sich ein heftiger Gewitterregen. Es regnete nicht weit von uns, und der Wind trug uns den Regen zu. Da baten die beiden Wilden mich, ich möchte mit meinem Gott reden, dass der Regen uns nicht behinderte. Dann würden wir vielleicht noch mehr Fische fangen. Denn ich wüsste wohl, dass wir in der Hütte nichts zu essen hätten.

Die Worte rührten mich, und ich bat den Herrn von ganzem Herzen, seine Macht an mir zu erweisen, da die Wilden es von mir verlangten und damit sie sähen, wie mein Gott allezeit bei mir ist. Als ich das Gebet beendet hatte, kam der Wind mit dem Regen herangebraust, und es regnete ungefähr bis auf sechs Schritt von uns. Aber da, wo wir standen, blieb es trocken, sodass Paraguá sagte: „Nun sehe ich, dass du mit deinem Gott geredet hast.“ Wir fingen dann auch einige Fische.

Bei der Rückkehr in die Hütte erzählten beide, dass ich mit meinem Gott geredet und was sich daraufhin begeben hätte. Da wunderten sich die anderen Wilden.

---

## 48. KAPITEL

### Wie sie den Jeronymo assen, den zweiten der beiden gebratenen Christen.

Als der Wilde Paraguá nun allen Zubehör beieinander hatte — den zu suchen er ausgezogen war, wie oben erwähnt — liess er Getränke herrichten. Diese waren für das Gelage bestimmt, nach dem das Fleisch des Jeronymo gegessen werden sollte. Nach dem Gelage brachten sie die beiden Brüder zu mir und dazu noch einen anderen Mann namens Antonio, den der Sohn meines Herrn gefangen hatte, sodass unser vier Christen beieinander waren. Wir mussten mit ihnen trinken, doch ehe wir anfangen, beteten wir zu Gott, dass er der Seele des Jeronymo gnädig sein möge und auch uns selbst, wenn unsere Stunde kommen würde. Die Wilden schwatzten mit uns und taten fröhlich, wir aber waren sehr unglücklich.

Früh am anderen Morgen kochten sie das Fleisch wieder auf und assen es. In kurzer Zeit war alles verschlungen.

Noch am selben Tage führten sie mich fort, um mich zu verschenken. Diogo und seine Brüder baten mich beim Abschied, zu Gott für sie zu beten, und ich gab ihnen Anweisungen für den Fall, dass es ihnen möglich sein würde zu fliehen. Ich erklärte ihnen, wohin sie sich im Gebirge wenden müssten, damit die Feinde ihnen nicht nachspüren könnten, denn ich wusste über das Gebirge Bescheid. Wie ich später erfuhr, haben sie es dann auch getan; sie sind frei gekommen und entflohen. Ob sie wieder gefangen wurden, weiss ich nicht.

## 49. KAPITEL

### Wie sie mich fortführten, um mich zu verschenken,

Die Wilden fuhren mit mir nach Taquaraçú-tiba, wo sie mich verschenken wollten. Als wir eine Strecke vom Land entfernt waren, wandte ich mich nach den Hütten um, die wir verlassen hatten, und sah eine schwarze Wolke über ihnen stehen. Das zeigte ich den Wilden und sagte, mein Gott wäre zornig über das Dorf, weil sie Christenfleisch gegessen hätten, usw.

Wie sie mich nun nach Itaquaquecetuba gebracht hatten, überlieferten sie mich einem Häuptling namens Abatí-poçanga. Dem sagten sie, er solle mir keine Gewalt antun oder antun lassen, denn mein Gott wäre schrecklich gegen diejenigen, die mir ein Leid täten. Das hätten sie gesehen, als ich noch bei ihnen gewesen wäre, und ich selbst vermahnte ihn auch: bald würden meine Brüder und Freunde mit einem Schiff voll Waren kommen, und wenn sie mich gut behandelten, würde ich ihnen Waren geben; ich wüsste bestimmt, dass mein Gott die Schiffe meiner Brüder bald herbringen würde. Das gefiel ihnen. Der Häuptling nannte mich seinen Sohn, und ich ging mit seinen Söhnen auf die Jagd.

## 50. KAPITEL

Wie die Wilden desselben Ortes mir von der Abfahrt des oben erwähnten französischen Schiffes berichteten.

Sie erzählten mir, wie man das letzte Schiff, die Marie Bel' Eté aus Dieppe, mit der ich gern gefahren wäre, da vollgeladen hätte mit Brasilholz, Pfeffer, Baumwolle, Federn, Affen, Papagaien und dergleichen Waren, die es in Dieppe nicht gibt. Im Hafen von Rio de Janeiro hätten die Franzosen ein portugiesisches Schiff genommen und einen Portugiesen dem Itavú gegeben, einem Häuptling der Wilden, der ihn aufgeessen hätte. Auch wäre der Franzose, der den Wilden nach meiner Gefangennahme geraten hatte, mich zu essen, auf demselben Schiffe und wollte in seine Heimat zurückkehren. Es war dasselbe Schiff, von dem ich oben berichtet habe, wie ich den Wilden fortlief, an das Boot kam und man mich nicht mitnehmen wollte. Es ist auf der Heimreise untergegangen. Als ich später mit einem anderen Schiff nach Frankreich kam, wusste niemand, wo es geblieben war. Darüber werde ich noch berichten.

---



## 51. KAPITEL

Wie ich kurz darnach verschenkt wurde und wie ein anderes Schiff aus Frankreich kam, die Catherine de Vatteville, welche mich nach Gottes Vorsehung loskaufte.

Ich war ungefähr vierzehn Tage in dem Flecken Taquaraçú-tiba bei dem Häuptling Abati-poçanga, als eines Tages einige Wilde zu mir kamen und sagten, sie hätten schiessen gehört. Es müsste im Hafen von Niteroi gewesen sein, der auch Rio de Janeiro genannt wird. Als ich nun sicher wusste, dass ein Schiff da war, bat ich sie, mich dorthin zu führen, denn es wären vielleicht meine Brüder. Sie sagten zu, hielten mich aber trotzdem noch einige Tage zurück.

Inzwischen hatten die Franzosen, die nach Niteroi gekommen waren, gehört, dass ich unter den Wilden lebte. Da schickte der Kapitän zwei Leute von seinem Schiff mit einigen Häuptlingen der ihnen befreundeten Wilden nach dem Flecken, in dem ich mich befand. Sie gingen in eine Hütte, die dem Häuptling Coó-uara-açú gehörte und ganz nahe bei der Hütte lag, in der ich war. Die Wilden meldeten mir, dass zwei Mann von dem Schiffe gekommen wären. Ich ging zu ihnen hin und hiess sie in der Sprache der Wilden willkommen. Als sie mich so elend herankommen sahen, hatten sie Mitleid mit mir und gaben mir etwas von ihrer Kleidung ab. Ich fragte, warum sie gekommen wären. Sie antworteten, meinethalben. Ihnen wäre befoh-

len, mich mit an Bord zu bringen, und das sollten sie mit allen Mitteln durchführen.

Da freute ich mich von Herzen über Gottes Barmherzigkeit und sagte zu einem der beiden, der Perot hiess und die Sprache der Wilden kannte, er sollte angeben, dass er mein Bruder wäre und mir einige Kisten voll Waren mitgebracht hätte, damit die Wilden mich zum Schiff brächten und die Kisten holten. Ferner sollte er angeben, dass ich bei ihnen bleiben wollte, um Pfeffer und andere Waren zu sammeln, bis das Schiff im nächsten Jahr wiederkäme.

Auf diese Angaben hin brachten sie mich auch nach dem Schiff, und mein Herr zog selbst mit. An Bord hatten alle Mitleid mit mir und taten mir viel Gutes.

Als wir nun etwa fünf Tage auf dem Schiff waren, fragte mich der Häuptling Abati-poçanga, dem ich geschenkt worden war, wo die Kisten wären; ich sollte sie mir geben lassen, auf dass wir bald wieder heimkehren könnten. Diesen Wunsch teilte ich dem Kapitän mit. Der befahl mir, ich sollte den Häuptling hinhalten, bis das Schiff seine volle Ladung hätte, damit sie nicht böse würden und Unannehmlichkeiten bereiteten, wenn sie sähen, dass man mich an Bord behalte, oder sonst eine Verrätereizettelten. Sie seien ein Volk, dem man nicht trauen könnte. Aber mein Herr, der Häuptling, wollte mich durchaus wieder mit nach Hause nehmen. Dennoch hielt ich ihn mit Worten so lange hin. Ich sagte ihm, er dürfte es nicht so eilig haben, denn er wüsste doch, dass gute Freunde, wenn sie zusammenträfen, sich nicht so schnell wieder trennen könnten. Wenn die Franzosen mit ihrem Schiffe wieder abfahren würden, wollten wir auch in seine Hütte zurückkehren. So hielt ich ihn hin.

Als das Schiff endlich reisefertig war, versammelten die Franzosen sich allesamt an Bord. Ich stand bei ihnen, und mein Herr, der Häuptling, stand mit den Leuten, die ihn begleitet hatten, auch dabei. Der Kapitän des Schiffes liess den Wilden durch seinen Dolmetscher sagen, es

gefielen ihm sehr, dass sie mich nicht getötet hätten, nachdem sie mich unter ihren Feinden gefangen hätten. Weiter liess er ihnen sagen, um mich leichter und auf eine anständige Weise von ihnen frei zu bekommen, er hätte mich vom Lande an Bord bringen lassen, um ihnen etwas zu geben, weil sie so gut für mich gesorgt hätten. Auch wäre seine Absicht, mir einige Waren zu geben, damit ich bei ihnen bliebe, bis er wiederkäme, weil ich ihnen ja bekannt wäre, um Pfeffer und andere Waren zu sammeln, die er brauchen könnte.

Wir hatten nun vorher abgemacht, dass etwa zehn Leute von der Mannschaft, die mir einigermaßen ähnlich sahen, sich daraufhin zusammentaten und vorgaben, sie wären meine Brüder und wollten mich mit nach Hause nehmen. Dieser Wunsch wurde den Wilden vorgetragen. Meine Brüder wollten auf keinen Fall, dass ich mit ihnen wieder an Land ginge. Ich sollte nach Hause kommen, denn unser Vater beehrte, mich noch einmal zu sehen, ehe er stürbe. Da liess der Kapitän den Wilden sagen, er wäre wohl der Kommandant auf dem Schiff und sähe gern, dass ich mit ihnen wieder an Land ginge, aber er wäre nur ein Einzelner und meine Brüder wären viele. Er könnte nichts gegen sie tun. Dieser Vorwand wurde nur gebraucht, um mich im guten von den Wilden freizubekommen. Und ich sagte auch meinem Herrn, dem Häuptling, ich wollte ja gern wieder mit ihm heimkehren, aber er sähe wohl, dass meine Brüder es nicht zulassen wollten. Da fing er an zu schreien und sagte, wenn sie mich durchaus mitnehmen wollten, dann sollte ich mit dem ersten Schiff wiederkommen, denn er hätte mich wie einen Sohn behandelt und wäre denen von Ubatuba sehr böse, weil sie mich hätten essen wollen. Und eine seiner Frauen, die mit an Bord war, musste mich nach ihrer Gewohnheit laut beklagen, und ich klagte ebenfalls, wie es bei ihnen Sitte ist. Nach alledem gab der Kapitän ihm einige Waren, Messer, Aexte, Spiegel und Kämme, im Wert von ungefähr fünf Dukaten. Damit zogen sie an Land und nach ihren Wohnungen.

**So half der allmächtige Herr, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, mir aus der Gewalt der grausamen Wilden. Ihm sei Lob, Preis und Ehre durch Jesum Christum, seinen lieben Sohn, unseren Erlöser. Amen.**

---

## 52. KAPITEL

Wie der Kapitän und der Steuermann hiessen, wo das Schiff her war, was sich vor unserer Ausreise ereignete, und wie lange wir auf der Fahrt nach Frankreich unterwegs waren.

Der Kapitän des Schiffes hiess Wilhelm de Moner, der Steuermann François de Schantz, das Schiff selbst Catherine de Vatteville.

Man machte das Schiff klar, um nach Frankreich zu segeln. Da kam eines Morgens, als wir noch im Hafen von Rio de Janeiro lagen, ein kleines portugiesisches Schiff und wollte aus der Bucht fahren. Es hatte mit den Marayás Handel getrieben, einem Stamme der Wilden, deren Portugiesen befreundet ist und deren Gebiet an das Land der Tupiniquins grenzt, der Freunde der Franzosen. Die beiden Stämme leben in heftiger Feindschaft. Es war das Schiff, das, wie schon gesagt, mich von den Wilden reikaufen sollte. Es gehörte einem Faktor namens Peter Loesel. Die Franzosen rüsteten ihre Boote mit Geschützen aus, fuhren zu den Portugiesen in die Bucht hinein und wollten das Schiff kapern. Sie nahmen mich mit. Ich sollte mit den Feinden sprechen und sie zur Uebergabe aufordern. Als wir das Schiff jedoch angriffen, schlugen die Portugiesen uns zurück. Einige Franzosen wurden dabei erschossen und einige verwundet. Auch ich wurde durch einen Schuss schwer getroffen, viel schwerer, als irgend einer der anderen Verwundeten, die am Leben blieben. In

meiner Angst rief ich den Herrn an, denn ich glaubte sterben zu müssen, und bat den gütigen Vater, er möchte mich, nachdem er mir aus der Gewalt der grausamen Heiden geholfen hätte, doch am Leben erhalten, damit ich in das Christenland zurückkommen und die Wohltaten, die er



31. Gefecht zwischen Franzosen und Portugiesen in der Bucht von Rio de Janeiro.

mir erzeigt hätte, auch anderen Leuten verkünden könnte. Und ich wurde auch wieder vollkommen gesund. Gelobt sei der gütige Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Im Jahre des Heils 1554, am letzten Oktober, richteten wir im Hafen von Rio de Janeiro die Segel und fuhren

nach Frankreich. Wir hatten auf See, guten Wind, sodass die Schiffsleute sich wunderten und meinten, ein solches Wetter müsste ein besonderes Geschenk Gottes sein, was es auch war. Der Herr tat sichtlich ein Wunder an uns auf dem Meere.

Am Tage vor Weihnachten kamen viele Fische, die man Schweinsfische nennt, in die Nähe des Schiffes. Von denen fingen wir so viele, dass wir uns einige Tage daran sattessen konnten. Auch für den heiligen Dreikönigsabend bescherte Gott uns reichlich mit Fischen. Ausser dem, was Gott uns aus dem Meere gab, hatten wir nicht viel zu essen.

Ungefähr am 20. Februar des Jahres 1555 kamen wir in Frankreich an, in dem Städtchen Honfleur, das in der Normandie liegt. Auf der ganzen Heimreise hatten wir fast vier Monate lang kein Land gesehen. Als sie nun das Schiff ausluden, half ich ihnen, und als wir fertig waren, dankte ich allen für die erwiesene Wohltat. Darnach bat ich den Kapitän um einen Pass. Es wäre ihm viel lieber gewesen, wenn ich noch eine Reise mit ihm gemacht hätte. Als er aber sah, dass ich nicht bleiben wollte, besorgte er mir einen Pass von dem Herrn Admiral, dem Obersten Befehlshaber in der Normandie. Dieser liess mich zu sich kommen, als er von mir gehört hatte, und gab mir den Pass. Mein Kapitän gab mir ein Zehrgeld. Ich verabschiedete mich und reiste von Honfleur nach Le Havre Neuf und dann nach Dieppe.

---

## 53. KAPITEL

Wie ich in Dieppe in das Haus des Kapitäns der Bel' Eté geführt wurde, des Schiffes, das vor uns von Brasilien abgefahren und noch nicht heimgekommen war.

Aus Dieppe war das vorige Schiff, die Marie Bel' Eté, mit welchem der Dolmetscher, der den Wilden befohlen hatte, sie sollten mich essen, nach Frankreich zurückfahren wollte. Auch waren dort die Männer zu Hause, die mich nicht in ihr Boot hatten nehmen wollen, als ich den Wilden fortgelaufen war, und ebenso der Kapitän dieses Schiffes. Wie mir die Wilden erzählten, hatte er ihnen einen Portugiesen zum Essen gegeben, als er, wie oben berichtet, den Portugiesen ein Schiff genommen hatte.

Das Schiff Bel' Eté und seine Besatzung waren noch nicht heimgekehrt, als ich nach Dieppe kam, obwohl sie schon drei Monate vor uns hätten zu Hause sein müssen, wenn man berechnet, dass unser Schiff, die „Catherine de Vatteville“, drei Monate nach ihnen in Brasilien gewesen war und mich freigekauft hatte.

Die Frauen, Verwandten und Freunde dieser Leute kamen zu mir und fragten, ob ich nichts von ihnen erfahren hätte. Ich antwortete: „O ja, ich habe etwas von ihnen erfahren. Es sind zum Teil gottlose Leute auf dem Schiff. Mir ist gleich, wo sie geblieben sind.“ Dann erzählte ich ihnen, wie einer von der Besatzung, der in dem fremden Land bei den Wilden war, den Wilden befohlen hat, mich zu essen. Doch hätte mich der allmächtige Gott behütet. Weiter berichtete ich ihnen, wie die Leute mit ihrem Boot



zu den Hütten gefahren sind, in denen ich gefangen war, um den Wilden Pfeffer und Affen abzuhandeln, wie ich den Wilden fortgelaufen und zu ihnen ans Boot geschwommen bin, sie mich aber nicht aufnehmen wollten, sodass ich deshalb zu den Wilden an Land zurückschwimmen musste, was mir damals viel Schmerz und Kummer bereitet hat. Auch hätten diese Leute den Wilden einen Portugiesen übergeben, der aufgeessen wurde. Mit mir hätten sie gar kein Erbarmen gehabt. Aus alledem ersähe ich nun, wie der liebe Gott es so gut mit mir gemeint hat, dass ich, gottlob, vor diesen Leuten angekommen bin, um ihren Angehörigen diese Nachrichten zu überbringen. „Sie mögen kommen, wenn sie wollen“, so fuhr ich fort, „ich kann euch prophezeien, dass Gott solche Unbarmherzigkeit und Grausamkeit, die sie mir gegenüber in dem fremden Land bewiesen haben — Gott vergeb' es ihnen! — nicht ungestraft lässt. Ueber kurz oder lang kommt die Strafe, denn Gott der Herr im Himmel hat sich ganz offenbar über mein Seufzen erbarmt!“ Und weiter: „Denen, die mich von den Wilden freigekauft haben, ist es auf der Rückreise gut ergangen. Das ist die Wahrheit. Gott gab uns schönes Wetter und guten Wind und gab uns Fische aus der Tiefe des Meeres.“

Das machte tiefen Eindruck, und sie fragten, ob ich glaubte, dass ihre Angehörigen noch lebten. Um ihnen nicht jeden Trost zu nehmen, sagte ich, sie könnten vielleicht noch wiederkommen, obwohl alle, auch ich, damit rechnen müssten, dass sie mit dem Schiff umgekommen wären.

Nach diesen Unterhaltungen verabschiedete ich mich von ihnen und sagte, sie möchten ihren Angehörigen, wenn sie kämen, mitteilen, Gott hätte mir geholfen und ich wäre dagewesen.

Von Dieppe fuhr ich zu Schiffe nach London in England. Dort blieb ich einige Tage und fuhr dann nach Seeland und von Seeland nach Antwerpen. So hat der allmächtige Gott, dem alle Dinge möglich sind, mir in die Heimat zurückverholfen. Ihm sei ewig Lob! Amen.

Mein Gebet zu Gott dem Herrn, als ich  
in der Gewalt der Wilden war,  
die mich auffressen wollten.

O du Allmächtiger, der du Himmel und Erde geschaffen hast, du Gott unserer Vorväter Abraham, Isaak und Jakob, der du dein Volk Israel so machtvoll aus seiner Feinde Hand durch das Rote Meer geführt hast, der du Daniel unter dem Löwen behütet hast: dich bitte ich, du ewiger Herrscher, du wollest mich erlösen aus der Hand dieser grausamen Menschen, die dich nicht kennen, um Jesu Christi, deines lieben Sohnes willen, der die Gefangenen erlöst hat aus ewiger Gefangenschaft. Doch, Herr, ist es dein Wille, dass ich solch einen gewaltsamen Tod erleiden soll von diesem Volk, das dich nicht kennt und, wenn ich ihm von dir erzähle, mir antwortet, du habest keine Macht, mich aus seiner Hand zu befreien — so stärke mich in der letzten Stunde, wenn sie ihren Willen an mir vollbringen, dass ich nicht zweifele an deiner Barmherzigkeit. Soll ich in diesem Elend so viel leiden, so gib mir darnach Ruhe und behüte mich vor dem Elend im künftigen Leben, vor dem alle unsere Vorväter sich gefürchtet haben.

Doch, Herr, du kannst mich gewiss aus ihrer Gewalt erretten. Hilf mir, ich weiss, du kannst mir helfen! Und wenn du mir geholfen hast, will ich es nicht dem Glück zuschreiben, sondern allein deiner gewaltigen Hand, dass sie mich befreit habe. Denn jetzt kann mir keines Menschen Macht beistehen. Und wenn du mich ihrer Gewalt entrisen hast, so will ich deine Wohltat preisen und an den Tag bringen unter allen Völkern, zu denen ich komme. Amen.

Ich glaube nicht, das jemand innig beten kann,  
Wenn nicht Gefahr, Verfolgung und Leid ihn greifen an.  
Kein Toter kann nach seinem Willen leben  
Und kein Geschöpf sich gegen den Schöpfer erheben.  
Just mit dem Menschen, dem er Leid antut,  
Meint Gott es wahrhaft herzlich gut,

Und niemand daran Zweifel habe:  
Das Leid ist eine Gottesgabe.  
Nicht Trost noch Waffen findet, zu keiner Frist,  
Als wer mit Glauben und Gottes Wort gerüstet ist.  
Darum ein jeder gottesfürchtige Mann  
Seine Kinder nichts Besseres lehren kann,  
Als dass sie Gottes Wort erfassen,  
Sich in der Not darauf zu verlassen.  
Zum Schluss, lieber Leser, denke nicht,  
Dass ich, auf Ruhm und Ehren erpicht,  
Dies Büchlein hätte geschrieben;  
Ein andres hat mich zu der Mühe getrieben:  
Es geschah dem Allmächtigen zu Lob und Preis,  
Der alle Herzen kennt und der Menschen Gedanken weiss.  
Dem, lieber Leser, befehl' ich Dich;  
Er wolle auch ferner behüten mich!

---

Ende des ersten Teiles.





## II. TEIL

# Land und Leute

Wahrheitsgetreuer kurzer Bericht  
über Leben und Sitten der Tupinambás,  
deren Gefangener ich gewesen bin.

Sie wohnen in Amerika,  
ihr Land liegt auf dem 24. Grad südlicher Breite und  
grenzt an ein Gebiet, das Rio de Janeiro genannt wird.

---



33. Tupinambás mit Keule und Federschmuck.

## 1. KAPITEL

Wie man von Portugal nach Rio de Janeiro fährt, das in Amerika ungefähr auf dem 24. Grad südlicher Breite liegt.

Lissabon ist eine Stadt in Portugal und liegt auf dem 39. Grad nördlich vom Aequator. Wenn man von Lissabon nach der Provinz Rio de Janeiro im Lande Brasilien, das man auch Amerika nennt, reisen will, so fährt man zuerst nach den Kanarischen Inseln. Sie gehören dem König von Spanien, und sechs von ihnen sollen hier genannt werden: Gran Canaria, Lanzarote, Fuerteventura, Ferro, Palma und Tenerifa.

Von dort fährt man nach einer Inselgruppe, die Kapverdesche Inseln genannt wird, das bedeutet, die Inseln des Grünen Vorgebirges. Dieses Grüne Vorgebirge liegt im Lande der Schwarzen, das man auch Guinea nennt; die Inselgruppe liegt unter dem Wendekreis des Krebses und gehört dem König von Portugal.

Von den Kapverdeschen Inseln aus segelt man nach Südsüdwest auf das Land Brasilien zu. Das Meer ist gross und weit. Man segelt oft drei Monate, bis man das Land erreicht, erst über den Wendekreis des Krebses, der zurückbleibt, dann über den Aequator. Wenn man diesen im Norden zurücklässt, kann man den Nordstern, der auch der nördliche Polarstern heisst, nicht mehr sehen. Dann kommt man in die Höhe des Wendekreises des Steinbocks und fährt unter der Sonne her. Wenn man über den Wen-

dekreis des Steinbocks hinaus ist, in der Richtung nach Süden zu, sieht man nach Norden auf die Sonne hinab.

Zwischen den beiden Wendekreisen herrscht stets grösste Hitze, und das erwähnte Land Brasilien liegt zum Teil innerhalb der Tropen.





## 2. KAPITEL

Wie das Land Amerika oder Brasilien gelegen ist, das ich zum Teil gesehen habe.

Amerika ist ein grosses Land. Dort gibt es viele Stämme wilder Menschen mit vielen verschiedenen Sprachen und zahlreiche seltsame Tiere. Es hat ein freundliches Aussehen. Die Bäume sind immer grün. Hölzer, die unseren hessischen Hölzern gleich sind, wachsen dort nicht. Die Menschen gehen nackt. In dem Teil des Landes, das zwischen den Wendekreisen liegt, wird es zu keiner Jahreszeit so kalt, wie hier um Michaelis, aber das Land südlich vom Wendekreis des Steinbocks ist etwas kälter. Da wohnt ein Stamm von Wilden, die Carijós heissen. Sie benutzen die Felle von wilden Tieren, bereiten sie fein zu und bedecken sich damit. Ihre Frauen stellen Gewebe aus Baumwollgarn her, wie Säcke, die oben und unten offen sind. Die ziehen sie an und nennen sie in ihrer Sprache Tipoy.

Es gibt in jenem Land auch einige Erd- und Baumfrüchte, von denen Menschen und Tiere sich nähren. Die Leute sind von rotbrauner Körperfarbe. Das kommt von der Sonne, die sie so verbrennt. Es ist ein tüchtiges Volk, listig und boshaft und immer bereit, die Feinde zu verfolgen und aufzufressen.

Das Land Amerika dehnt sich viele hundert Meilen nach Norden und Süden in die Länge. Wohl fünfhundert Meilen weit bin ich an der Küste entlang gesegelt, und in einem Teil des Landes, in vielen Orten, bin ich selbst gewesen.

### 3. KAPITEL

## Von einem grossen Gebirge, das in dem Lande liegt.

Es gibt dort ein Gebirge, das bis auf drei Meilen an das Meer heranreicht, an manchen Stellen auch weiter oder weniger weit. Es beginnt ungefähr auf der Höhe von Bahia de Todos os Santos, einem Ort, den die Portugiesen erbaut haben und bewohnen und erstreckt sich im ganzen 204 Meilen an der Küste entlang, bis es auf dem 29. Grad südlich vom Aequator endet. Stellenweise ist es acht Meilen breit. Jenseits dieses Gebirges liegt ebenfalls Land. Zwischen den Bergen kommen viele schöne Wasserläufe hervor, und es gibt dort viel Wild.

In dem Gebirge hält sich eine Art von Wilden auf, die Guayanas heissen. Sie haben keine festen Wohnsitze wie die anderen Wilden, die vor und hinter den Bergen wohnen, und führen Krieg gegen alle anderen Stämme. Wenn sie Leute von fremden Stämmen in ihre Gewalt bekommen, essen sie dieselben. Ebenso machen es die anderen mit ihnen. Sie ziehen im Gebirge dem Wilde nach, schiessen es gewandt mit dem Bogen und stellen sich auch mit anderen Dingen sehr geschickt an, so mit Schlingen und Fallen, in denen sie Wild fangen. Es gibt auch viel wilden Honig im Gebirge, den sie essen. Die Leute kennen ganz allgemein die Rufe der Tiere und den Gesang der Vögel und benutzen das, um sie desto besser zu beschleichen und zu schiessen. Das Feuer entzünden sie mit zwei Hölzern, wie die anderen Wilden auch. Das Fleisch, das sie essen, braten sie in der Regel. Sie ziehen mit Weibern und Kindern umher.

Wenn sie in der Nähe feindlichen Gebietes lagern, errichten sie dicht um ihre Hütten einen Astverhau, dass man sie nicht ohne weiteres überrennen kann, und auch wohl zum Schutz gegen Tiger. Sie stecken ebenfalls scharfe Dornen, Maracá-ibá genannt, um ihre Hütten in den Boden, so, wie man hier Fussangeln legt. Das geschieht aus Furcht vor ihren Feinden. Die ganze Nacht hindurch unterhalten sie ein Feuer. Wenn der Tag anbricht, machen sie es aus, damit man nicht den Rauch sieht und ihnen nachspürt.

Das Kopfhaar und die Fingernägel lassen sie lang wachsen. Wie andere Wilde haben sie die Maracá genannten Rasseln, die sie für Götter halten. Auch veranstalten sie Trinkgelage und Tänze. Sie schneiden mit den Zähnen wilder Tiere und hacken mit Steinkeilen, wie die anderen Stämme sie auch gehabt haben, ehe sie mit den Schiffen Tauschhandel trieben.

Sie ziehen oft gegen ihre Feinde aus. Wenn sie Feinde fangen wollen, setzen sie sich hinter dürres Gehölz in der Nähe der feindlichen Hütten. Kommen dann Leute heraus, um Holz zu holen, so versuchen sie, sie zu fangen. Sie gehen mit ihren Feinden viel grausamer um, als diese mit ihnen, und schneiden ihnen oft voller Hass Arme und Beine bei lebendigem Leibe ab. Die anderen aber schlagen ihre Feinde erst tot, ehe sie sie zerschneiden und essen.

---

#### 4. KAPITEL

### Von den wilden Tupinambás, deren Gefangener ich war.

Die Tupinambás wohnen vor dem erwähnten grossen Gebirge dicht am Meer, aber auch jenseits der Berge erstreckt sich ihr Wohngebiet über etwa sechzig Meilen. Am Fluss Parahyba, der aus dem Gebirge kommt, in gleicher Richtung mit der Küste dahinfliesst und dann in das Meer mündet, haben sie ebenfalls Land, das sie bewohnen, ein Gebiet von ungefähr achtundzwanzig Meilen Länge.

Sie werden allenthalben von Feinden bedrängt. Im Norden ist ihr Nachbar ein Stamm der Wilden, die Guyatácás heissen. Das sind ihre Feinde. Ihre Feinde im Süden heissen Tupiniquins; die landwärts wohnen werden Carajás genannt; nahe bei ihnen im Gebirge wohnen die Guayanás, und dazwischen wohnt noch ein anderer Stamm, die Maracayás, von denen sie sehr verfolgt werden. Alle diese Stämme führen unter einander Krieg, und wenn jemand einen Feind fängt, dann isst er ihn auf.

---

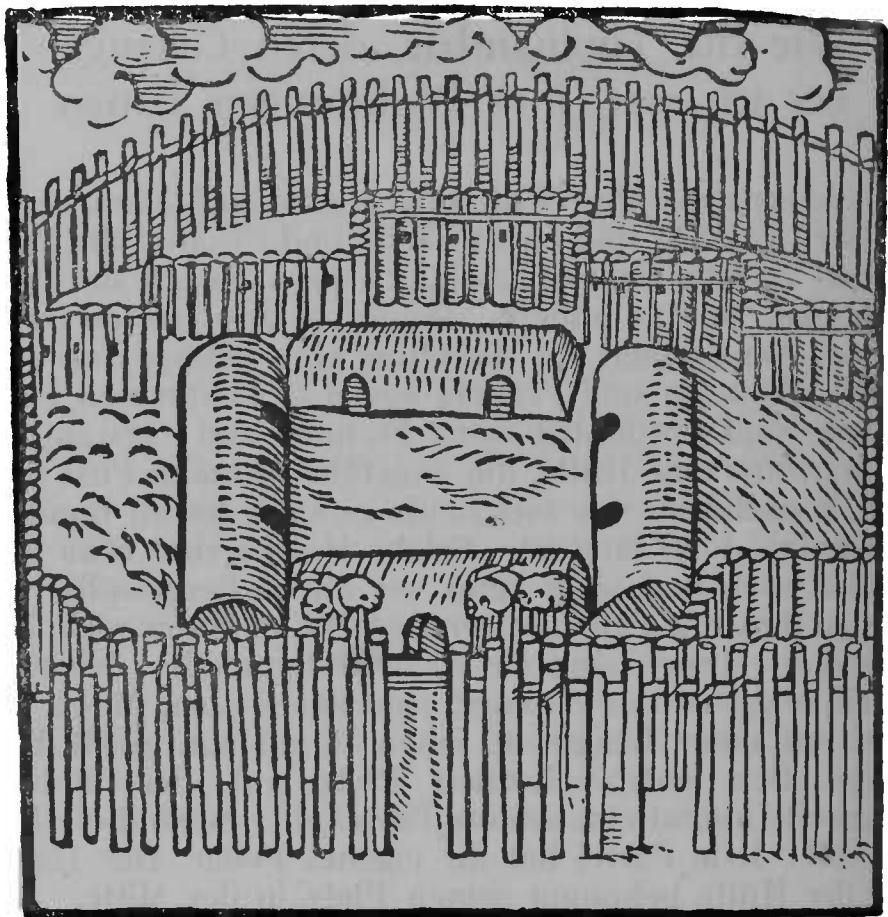
## 5. KAPITEL

### Wie die Tupinambás, deren Gefangener ich war, ihre Wohnungen bauen.

Sie errichten ihre Wohnungen gern an Stellen, wo sie Wasser und Holz und ebenso Wild und Fisch in der Nähe haben. Ist eine Gegend erschöpft, so verlegen sie ihren Wohnplatz in eine andere. Wenn sie ihre Hütten bauen wollen, versammelt ein Häuptling eine Gruppe von etwa vierzig Männern und Frauen, soviel er bekommen kann, und das sind gewöhnlich seine Freunde und Verwandten; die errichten eine Hütte, die ungefähr vierzehn Fuss breit und, je nachdem, wie viel Leute es sind, bis zu hundert- undfünfzig Fuss lang ist. Solche Hütten sind etwa zwei Klafter hoch und oben rund wie ein Kellergewölbe und werden dick mit Palmlättern bedeckt, damit es nicht hineinregnet. Innen sind sie nicht untergeteilt. Niemand hat ein abgetrenntes Zimmer, jede Partei aber, Mann und Frau, auf einer Längsseite einen Raum von zwölf Fuss Länge. Den entsprechenden Platz auf der anderen Längsseite nimmt eine andere Partei ein. So sind die Hütten voll. Jede Partei hat ihr eigenes Feuer. Der Häuptling der Hütte bekommt seinen Platz in der Mitte. Jede Hütte hat in der Regel drei kleine Pforten, eine an jedem Ende und eine in der Mitte. Die sind so niedrig, dass die Wilden sich beim Ein- und Ausgehen bücken müssen.

Wenige Dörfer zählen mehr als sieben Hütten. Zwischen den Hütten lassen sie einen freien Platz, auf dem sie ihre Gefangenen totschiessen. Gern umgeben sie die Hütten mit einer Befestigungsanlage, und zwar so: sie errichten um die Hütten einen Lattenzaun aus gespaltenen

Palmstämmen. Diesen Zaun, der etwa anderthalb Klafter hoch ist, machen sie so dicht, dass kein Pfeil hindurch kann. Sie haben aber kleine Schiesslöcher darin, durch die sie hinausschiessen. Um diesen Lattenzaun her errichten sie noch einen anderen Zaun, eine Palisade aus dicken,



34. Befestigtes Dorf.

langen Knüppeln, setzen jedoch die Knüppel nicht dicht nebeneinander, sondern in einem Abstand, dass ein Mensch nicht hindurchkriechen kann. Bei manchen Wilden ist es Brauch, die Köpfe der verzehrten Feinde auf die Latten am Eingang zu den Hütten zu stecken.

## 6. KAPITEL

### Wie sie Feuer machen.

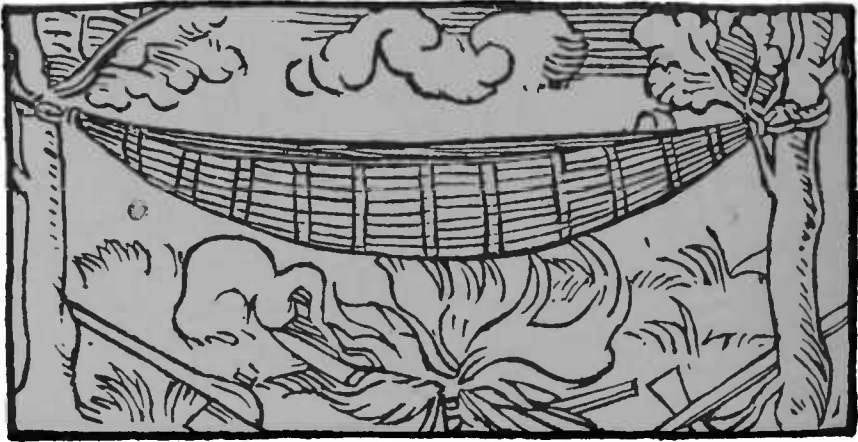


35. Beim Feuermachen.

Sie haben eine Art Holz, das Ubaçú-iba heisst. Das trocknen sie, nehmen zwei fingerdicke Stücke davon und reiben eines auf dem anderen. Das gibt dann Staub, und die Hitze vom Reiben entzündet den Staub. Damit machen sie Feuer, wie das Bild zeigt.

## 7. KAPITEL

### Worin sie schlafen.



36. Hängematte.

Sie schlafen in Hängematten, die in ihrer Sprache Ini heissen und aus Baumwollgarn gemacht werden. Die binden sie über dem Erdboden an zwei Pfählen fest.

Nachts unterhalten sie stets ein Feuer und gehen auch im Dunkeln nicht gern ohne Feuer aus den Hütten, um ihre Notdurft zu verrichten. So sehr fürchten sie sich vor dem Teufel, den sie Anhanga nennen und oft zu sehen glauben.



## 8. KAPITEL

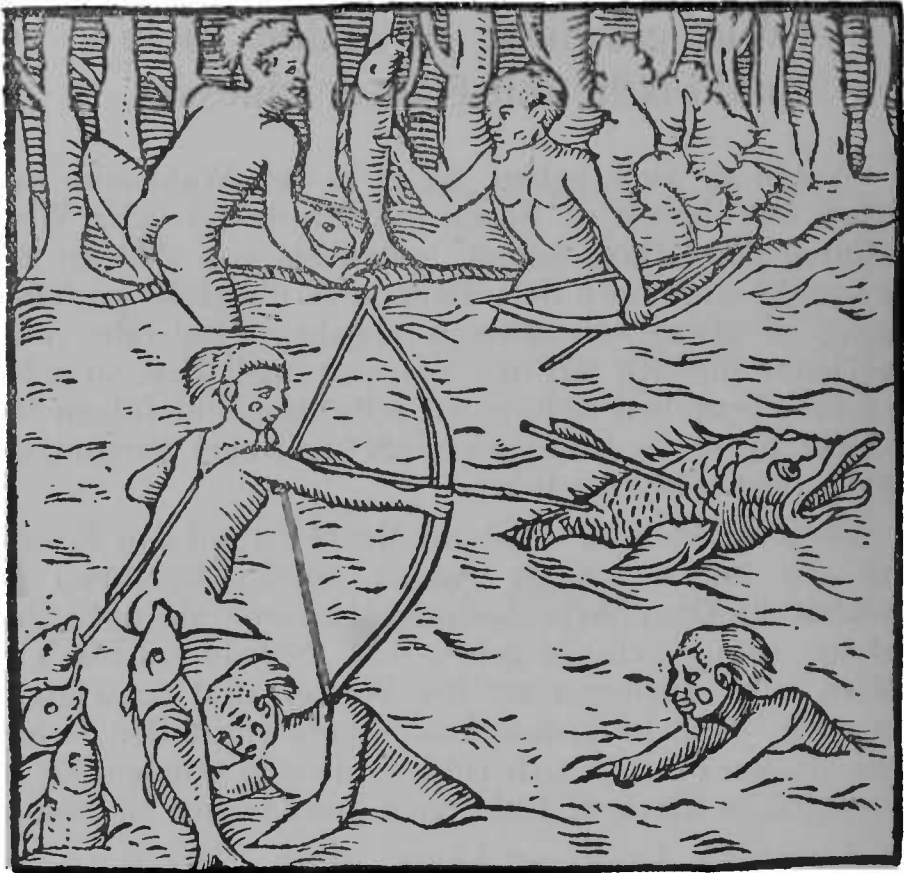
### Wie geschickt sie wilde Tiere und Fische mit Pfeilen schiessen.

Wohin sie auch gehen, sei es in den Wald oder zum Wasser, stets haben sie Bogen und Pfeile bei sich. Wenn sie durch das Gehölz gehen, halten sie von Zeit zu Zeit das Gesicht starr nach den Bäumen in die Höhe gerichtet. Merken sie etwas von grossen Vögeln, Affen oder anderen Tieren, die sich auf den Bäumen aufhalten, so gehen sie hinzu, bemühen sich, es zu schiessen und folgen ihm so lange, bis sie es bekommen. Selten kehrt jemand, der auf die Jagd geht, leer heim.

Ebenso ziehen sie nahe am Meeresstrand den Fischen nach. Sie haben scharfe Augen. Wenn irgendwo ein Fisch an die Oberfläche kommt, schiessen sie nach ihm, und nur wenige Schüsse gehen fehl. Sobald ein Fisch getroffen wird, springen sie ins Wasser und schwimmen ihm nach. Manche grosse Fische gehen auf den Grund, wenn sie den Pfeil in sich fühlen. Denen tauchen sie bis zu etwa sechs Klaftern Tiefe nach und bringen sie herauf.

Ausserdem haben sie kleine Netze. Das Garn, mit dem sie diese Netze stricken, ziehen sie aus langen spitzen Blättern, die sie Tucum nennen. Wenn sie mit diesen Netzen fischen wollen, kommen mehrere zusammen und stellen sich im Kreise in flachem Wasser so auf, dass jeder einen bestimmten Abschnitt erhält. Dann gehen einige in den Kreis und schlagen ins Wasser. Will ein Fisch daraufhin ins Tiefe flüchten, so kommt er ihnen ins Garn. Wer viele Fische fängt, gibt den anderen, die weniger haben, davon ab.

Oftmals kommen auch die Leute herbei, die weit vom Meer entfernt wohnen, fangen viele Fische, dörren sie über dem Feuer, zerstoßen sie und machen Mehl daraus, das sie gut trocknen, damit es sich lange hält. Das nehmen sie mit heim und essen es zusammen mit Mandiocamehl.



37 Fischfang.

Würden sie die Fische gebraten mit nach Hause nehmen, dann würden sie nicht lange halten, denn sie salzen sie nicht. Auch geht in ein Gefäß mehr Fischmehl, als ganze gebratene Fische hineingehen würden.

## 9. KAPITEL

### Was für eine Gestalt die Leute haben.

Es sind von Körper und Gestalt schöne Menschen, Frauen und Männer gleicherweise, so wie die Leute hierzulande, nur dass sie von der Sonne gebräunt sind, denn sie gehen alle nackt, jung und alt, und tragen auch gar nichts vor der Scham. Sie entstellen sich aber selbst durch Bemalen. Bärte haben sie nicht, denn sie zupfen das Bart haar mit den Wurzeln aus, so oft es ihnen wächst. Durch die Unterlippen, Backen und Ohren bohren sie Löcher und hängen Steine hinein. Das ist ihr Schmuck. Ausserdem behängen sie sich mit Federn.

---

## 10. KAPITEL

Womit sie hacken und schneiden, wenn sie von den Christen keine Äxte, Messer, Scheren und ähnlichen Waren bekommen können.

Früher, ehe Schiffe zu ihnen ins Land kamen, benutzten die Wilden eine Art schwarzblauer Steine, um Keile herzustellen, und in vielen Gegenden, die von den Schiffen nicht aufgesucht werden, tun sie es noch heute. Die breiteste Kante der Steine schärfen sie an. Solche Keile sind ungefähr eine Spanne lang, eine Hand breit und zwei Finger dick; manche sind grösser, manche kleiner. Dann nehmen sie einen kleinen Stock, biegen ihn oben um den Keil und binden ihn mit Bast zusammen.

Dieselbe Form haben auch die eisernen Keile, die ihnen die Christen an manchen Orten geben. Da aber machen sie den Stiel auf andere Weise zurecht, indem sie den Stock durchlöchern und den Keil in das Loch stecken. Das ist dann ihr Beil, mit dem sie hacken.

Sie nehmen auch Zähne von Wildschweinen, wetzen sie in der Mitte, bis sie scharf werden und binden sie dann zwischen zwei Hölzern fest. Damit schaben sie ihre Pfeile und Bogen so rund, als ob sie gedrechselt wären.

Schliesslich verwenden sie den Zahn von einem Tier, das Paca genannt wird. Den wetzen sie vorn scharf, und wenn sie eine Krankheit haben, die aus dem Blut kommt, kratzen sie damit an der Stelle, die ihnen weh tut. Das blutet dann, und das ist ihre Art zu schröpfen.

## 11. KAPITEL

### Was die Wilden als Brot essen und wie sie die Mandiocawurzeln pflanzen und zubereiten.

Wenn sie pflanzen wollen, schlagen sie an den dazu ausgewählten Stellen die Bäume nieder und lassen sie etwa drei Monate trocknen. Dann legen sie Feuer daran und verbrennen sie. Darauf pflanzen sie die Stecklinge der Wurzelpflanzen, die sie als Brot verwenden, zwischen die Baumstümpfe. Diese Pflanze heisst Mandioca. Es ist ein Busch, der eine Klafter hoch wird und drei Wurzeln bildet. Wenn sie die Wurzeln zubereiten wollen, reissen sie den Busch aus, brechen die Wurzeln ab und stecken Stücke der Stämmchen wieder in die Erde. Diese schlagen dann Wurzeln und wachsen in sechs Monaten soweit heran, dass man sie verwenden kann.

Sie verarbeiten die Mandioca auf dreierlei Weise. Erstens: Sie zerreiben die Wurzeln auf einem Stein ganz und gar in kleine Krumen und pressen den Saft mit einem Schlauch heraus, der aus den Schalen von Palmzweigen gemacht wird und Tipití heisst. Dadurch wird die Masse, die sie dann durch ein Sieb geben, trocken. Von dem Mehl backen sie dünne Kuchen. Das Gefäss, in dem sie ihr Mehl dörren und backen, wird aus Ton gebrannt und hat die Form einer grossen Schüssel.

Zweitens: Sie nehmen die frischen Wurzeln, legen sie ins Wasser, lassen sie darin faul werden, nehmen sie dann wieder heraus und trocknen sie im Rauch über einem Feuer. Diese getrockneten Wurzeln nennen sie Carimã.

Sie halten sich lange Zeit. Wenn die Wilden sie dann verwenden wollen, zerstoßen sie sie in einem aus Holz hergestellten Mörser. Das gibt ein weisses Mehl. Daraus backen sie Fladen, die Beijú genannt werden.

Drittens: Sie nehmen gut gefaulte Mandioca, trocknen sie aber nicht, sondern vermengen sie mit trockener und grüner. Daraus erhalten sie durch Dörren ein Mehl, das sich reichlich ein Jahr aufbewahren lässt. Es ist ebenso gut zu essen. Sie nennen es Uyatán.

Eine Art Mehl bereiten sie auch aus Fisch und Fleisch auf folgende Weise: sie braten das Fleisch oder den Fisch über einem Feuer im Rauch, lassen es ganz dürr werden, zerpfücken es, dörren es darnach noch einmal über dem Feuer in Gefässen, die zu diesem Zweck gebrannt werden und Inhêpoan heissen, stossen es dann in einem hölzernen Mörser klein und machen es zu Mehl, indem sie es durch ein Sieb reiben. Das hält sich auf lange Zeit. Den Brauch, Fisch und Fleisch zu salzen, kennen sie ja nicht. Solches Mehl essen sie dann zu dem Mandiocamehl, und das schmeckt ganz gut.

---

## 12. KAPITEL

### Wie sie ihre Speisen garmachen.

Es gibt viele Stämme unter den Wilden, die kein Salz essen. Von den Stämmen, bei denen ich gefangen war, essen einige Salz; sie haben es den Franzosen, die mit ihnen handeln, abgesehen. Sie berichteten mir aber, wie die Carajás, ein ihnen benachbarter Stamm, die im Binnenland weit vom Meere wohnen, aus Palmen Salz gewinnen und es essen. Wer indessen viel davon zu essen gewohnt wäre, lebte nicht lange. Sie stellen es auf folgende Weise her — ich selbst habe es gesehen und dabei geholfen:

Sie hauen eine dicke Palme um und zerschlagen sie in kleine Späne. Dann machen sie ein Gestell von trockenem Holz, legen die Späne darauf und verbrennen sie in dem dürren Holz zu Asche. Von der Asche machen sie eine Lauge und kochen sie. Dann scheidet sich etwas ab, das wie Salz aussieht. Ich meinte, es wäre Salpeter, und probierte es im Feuer. Es war aber keiner. Es schmeckte wie Salz und war von grauer Farbe.

Die meisten Völkerstämme essen jedoch kein Salz.

Wenn die Wilden Fisch oder Fleisch kochen, tun sie gewöhnlich grünen Pfeffer daran. Sobald es einigermaßen gar ist, nehmen sie es aus der Brühe und machen einen dünnen Brei daraus. Der heisst Mingao. Den trinken sie aus Kürbissen, die sie als Gefässe benutzen.

Wenn sie eine Speise aus Fisch oder Fleisch zubereiten wollen, die sich eine Zeitlang halten soll, dann legen sie den Fisch oder das Fleisch auf kleine Hölzer vier Spannen hoch über ein Feuer. Sie machen ein angemessen star-

kes Feuer darunter und lassen die Speise braten und räuchern, bis sie ganz trocken wird. Wollen sie später davon essen, so kochen sie sie wieder auf. Solche Speise nennen sie Moquem.

---



### 13. KAPITEL

## Was für eine Regierung und Obrigkeit und was für Ordnung und Recht sie haben.

Die Wilden haben keine besondere Regierung und kein besonderes Recht. Eine jede Hütte hat einen Obersten. Das ist der Häuptling. Alle ihre Häuptlinge sind von gleicher Abstammung und haben gleiches Recht zu befehlen und zu regieren. Daraus mag man entnehmen, was man will. Falls einer sich vor dem anderen durch kriegerische Taten ausgezeichnet hat, findet er mehr Gehör als andere, wenn sie einen Kriegszug unternehmen, wie der oben erwähnte Cunhambebe. Sonst habe ich bei ihnen keine Vorrechte kennen gelernt, es sei denn, dass die Jüngeren den Aelteren Gehorsam schulden, was ihre Sitte erfordert.

Wenn etwa einer jemanden erschlägt oder erschiesst, sind die Freunde des Toten bereit, jenen auch zu töten, doch geschieht es selten. Dem Häuptling seiner Hütte ist jeder gehorsam. Was der Häuptling anordnet, wird getan, aber nicht aus Zwang oder Furcht, sondern allein aus gutem Willen.

---

## 14. KAPITEL

### Wie sie die Töpfe und Gefässe brennen, die sie gebrauchen.

Die Weiber stellen die Gefässe, die sie benutzen, folgendermassen her: Sie nehmen Ton, kneten ihn wie Teig und machen daraus die Gefässe, die sie haben wollen. Dann lassen sie sie eine Zeit lang trocknen. Sie verstehen auch, sie fein zu bemalen. Wenn sie die Gefässe brennen wollen, stülpen sie sie auf Steine, legen viel trockene Baumrinde darum und stecken diese an. So werden die Gefässe gebrannt, dass sie glühen wie heisses Eisen.

---

## 15. KAPITEL

Wie sie die Getränke herstellen, mit denen sie sich betrinken, und wie sie es mit dem Trinken halten.

Die Weiber machen die Getränke. Sie nehmen Mandiocawurzeln und kochen grosse Töpfe voll. Wenn sie gekocht ist, nehmen sie die Mandioca aus den Töpfen, giessen sie in andere Töpfe oder Gefässe und lassen sie ein wenig kalt werden. Dann setzen die jungen Mädchen sich daran, kauen sie und tun das Gekaute in ein besonderes Gefäss.

Sind alle gekochten Wurzeln gekaut, so tun sie das Gekaute wieder in den Topf, giessen Wasser dazu, vermengen beides und lassen es dann wieder warm werden.

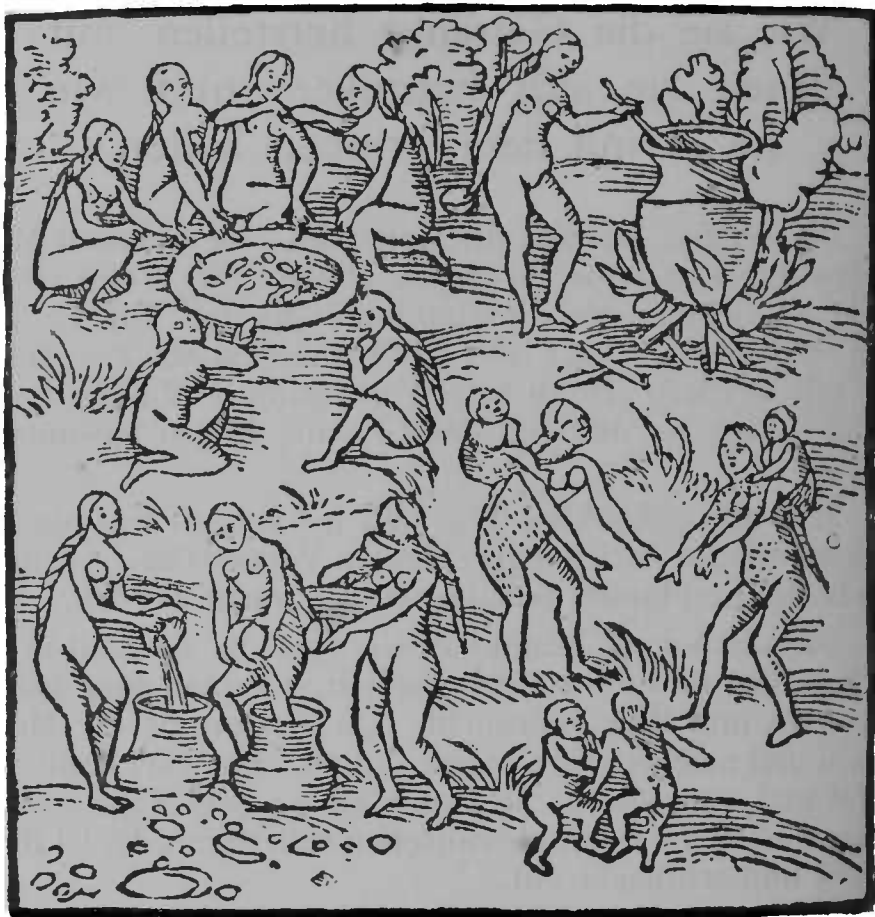
Dann haben sie besondere Gefässe, die sie halb in die Erde graben und die sie gebrauchen, wie man hier Fässer für Wein und Bier gebraucht. Da giessen sie die Masse hinein und machen die Gefässe gut zu. Das gärt dann von selbst und wird stark. So lassen sie es zwei Tage stehen. Dann trinken sie es und berauschen sich daran. Es ist dickflüssig und schmeckt gut.

Eine jede Hütte stellt ihr eigenes Getränk her, und wenn ein ganzes Dorf feiern will, was gewöhnlich einmal im Monat geschieht, dann ziehen alle erst in eine Hütte und trinken da alles aus, und das geht so der Reihe nach, bis sie das Getränk in allen Hütten ausgetrunken haben.

Sie setzen sich um die Gefässe, aus denen sie trinken, manche auf Brennholz, andere auf den Boden. Die Weiber reichen ihnen das Getränk ganz so, wie ihre Sitte es

verlangt. Manche stehen auf und singen und tanzen um die Gefässe herum. An der Stelle, wo sie trinken, schlagen sie auch ihr Wasser ab.

Das Trinken währt die ganze Nacht. Sie tanzen auch wohl zwischen den brennenden Feuern her, rufen und bla-



38. Frauen bereiten Getränke.

sen auf ihren Instrumenten und machen ein schreckliches Geschrei, wenn sie betrunken werden. Man sieht aber selten, dass sie uneins werden. Sie sind untereinander sehr wohlwollend; was der eine an Essen mehr hat als der andere, gibt er ihm ab.

## 16. KAPITEL

Was die Männer als Schmuck verwenden, wie sie sich bemalen und was für Namen sie haben.



39. Lippen- und Backenpflöcke.

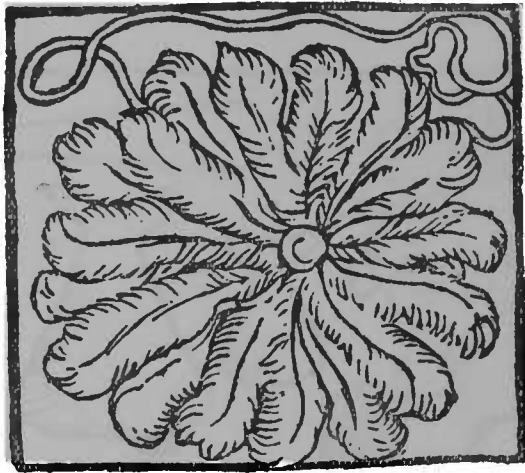
Auf dem Kopf machen sie sich eine Platte und lassen rings herum einen Kranz von Haaren stehen wie die Mönche. Ich habe sie oft gefragt, woher sie die Haartracht hätten, und sie sagten, ihre Vorfäter hätten sie bei einem Manne gesehen, der Meire Humane geheissen und unter ihnen viele Wunder getan hätte. Man hält ihn für einen Propheten oder Apostel.

Weiter fragte ich, womit sie die Haare abschneiden konnten, ehe die Schiffe ihnen Scheren gebracht hätten. Sie antworteten, man hätte einen Steinkeil genommen, einen anderen Gegenstand darunter gehalten und auf die-

sem die Haare abgeschlagen. Die Platte in der Mitte hätten sie dann mit einem Spitter eines dazu geeigneten Steines gemacht, den sie viel zum Scheren brauchen.

Ferner machen sie sich einen Schmuck aus roten Federn. Der heisst Acangatara und den binden sie um den Kopf.

In der Unterlippe haben sie ein grosses Loch, und zwar von Jugend auf. Sie stechen den Knaben mit einem spitzen Stück von einem Hirschhorn ein kleines Loch



40. Enduape.

durch die Lippe. Dahinein stecken sie ein Steinchen oder ein Stückchen Holz und schmieren es mit ihren Salben aus. Das kleine Loch bleibt dann offen. Wenn die Knaben heranwachsen und wehrhaft werden, macht man es ihnen grösser. Dann steckt der junge Mann einen grossen grünen Stein hinein. Das schmale, obere Ende kommt nach innen, also in den Mund, und das dicke hängt heraus. Von dem Gewicht des Steines hängt ihnen die Lippe immer herab. Zu beiden Seiten des Mundes, in den Backen, tragen sie ausserdem noch je einen kleinen Stein. Alle Steine schleifen sie länglich und rund. Einige haben statt der gewöhnlichen Steine Kristalle. Die sind schmal, aber ebenso lang

Einen anderen Schmuck stellen sie aus den Schalen grosser Meerschnecken her, die sie Matapú nennen. Er hat die Form eines Halbmondes und ist schneeweiss. Sie hängen ihn um den Hals. Er heisst Bojecí. Aus dem Gehäuse von Meerschnecken machen sie auch kleine weisse Scheibchen, die sie um den Hals hängen. Die sind so dick wie ein Getreidehalm, und es bereitet viel Mühe, sie herzustellen.

Auch binden sie Federbüsche an die Arme und bemalen sich schwarz. Rote und weisse Federn, bunt durcheinander, kleben sie sich auf den Leib mit einem Klebstoff, der aus Bäumen quillt. Den Stoff streichen sie auf diejenigen Stellen, die sie befiedern wollen, und darauf drücken sie die Federn, die festkleben. Sie malen sich auch einen Arm schwarz an und den andern rot. Ebenso machen sie es mit den Beinen, und der Leib wird gleichfalls bemalt.

Weiterhin benutzen sie einen Schmuck aus Straussenfedern. Das ist ein grosses rundes Ding, das sie auf den Hintern binden, wenn sie gegen ihre Feinde in den Krieg ziehen oder wenn sie ein Fest feiern. Es heisst Enduape.

Ihre Namen nehmen sie von wilden Tieren, und sie legen sich viele Namen zu, aber mit einem Unterschied: nach der Geburt wird ein Name gegeben, den der Knabe nur so lange behält, bis er wehrhaft wird und Feinde tötet. Dann erhält er so viele Namen als er Feinde getötet hat.

---

## 17. KAPITEL

### Was die Frauen als Schmuck verwenden.

Die Frauen bemalen sich den unteren Teil des Gesichtes und den ganzen Leib auf dieselbe Weise, wie die Männer sich bemalen. Aber sie lassen das Haar, wie andere Frauen, lang wachsen. Sie tragen keinen besonderen Zierat. Nur in den Ohren haben sie Löcher, und da hinein hängen sie Schmuckstücke, die ungefähr eine Spanne lang, rund und einen Daumen dick sind. Sie nennen sie in ihrer Sprache Nambipai und machen sie auch aus Meer-schnecken, Matapús genannt.

Ihre Namen nehmen sie von Vögeln, Fischen und Baumfrüchten. In der Kindheit haben sie nur einen Namen, als Frauen geben sie sich aber so viele, als ihre Männer Gefangene totschiagen.

Wenn eine Frau jemand anders laust, so essen sie die Läuse. Ich habe oftmals gefragt, warum sie das tun, und sie antworteten, es wären ihre Feinde, die ihnen etwas vom Kopfe ässen, und sie wollten sich an ihnen rächen.

Es gibt keine besonderen Hebammen. Wenn eine Frau in Kindsnöten ist, so läuft hinzu, wer der nächste dabei ist, ganz gleich, ob Mann oder Frau. Ich habe Frauen ungefähr vier Tage nach einer Geburt umhergehen sehen.

Sie tragen ihre Kinder in Tragbändern aus Baumwollgarn auf dem Rücken und tun dabei ihre Arbeit. Die Kinder schlafen indes und sind zufrieden, wie sehr die Frauen sich mit ihnen auch bücken und bewegen.



## 18. KAPITEL

### Wie sie den kleinen Kindern den ersten Namen geben.

Die Frau eines der Wilden, die mich gefangen nahmen, hatte einige Tage darnach einen Sohn geboren. Der Mann holte die nächsten Nachbarn aus seiner Hütte zusammen und beriet mit ihnen, was er dem Kinde wohl für einen Namen geben sollte, der tapfer und schrecklich klänge. Sie schlugen viele Namen vor, die ihm nicht gefielen. Er meinte, er wolle dem Sohn einen Namen seiner vier Vorväter geben und sagte, die Kinder, die deren Namen trügen, gediehen gut und hätten Erfolg beim Sklavenfangen. Er nannte die vier Vorväter: Der erste hiess Kirimã, der zweite Eíramitan, der dritte Coema, und den Namen des vierten habe ich nicht behalten. Als er von Coema sprach, dachte ich, dass sollte Cham oder Ham sein, — aber Coema bedeutet in ihrer Sprache: Der Morgen —, und ich riet ihm, dem Kind diesen Namen zu geben, denn das wäre sicher einer seiner Vorväter gewesen. Einen der Namen bekam das Kind.

So geben sie ihren Kindern Namen ohne Taufe oder Beschneidung.

---

## 19. KAPITEL

### Wie viele Frauen ein Mann hat und wie er sie behandelt.

Die meisten Männer haben nur eine Frau, manche aber auch mehr, und einige ihrer Häuptlinge haben dreizehn oder vierzehn. Der Häuptling Abatí-poçanga, dem ich zuletzt geschenkt wurde, und von dem die Franzosen mich loskauften, hatte viele Frauen, und eine, die seine erste gewesen war, war die oberste unter ihnen. Eine jede hatte ihren eigenen Raum in der Hütte, ein eigenes Feuer und ihre eigenen Mandiocapflanzen. Mit welcher er zu tun hatte, in deren Raum hielt er sich auf, und die gab ihm zu essen. Das ging so um.

Die Kinder, die sie haben, erziehen sie, wenn es Knaben sind und sie gross werden, für die Jagd. Jedes Kind gibt alles, was es von der Jagd bringt, seiner Mutter. Die kocht es und teilt es dann mit den anderen.

Die Frauen vertragen sich gut unter einander. Bei den Wilden ist es üblich, dass einer dem andern eine Frau schenkt, wenn er ihrer müde ist. Auch kommt es vor, dass einer dem andern eine Tochter oder Schwester schenkt.

---

## 20. KAPITEL

### Wie sie sich verloben.

Sie verloben ihre Töchter, wenn sie noch jung sind. Wenn sie gross und mannbar werden, schneiden sie ihnen das Kopfhaar ab, kratzen ihnen Wunden von bestimmter Form in den Rücken und binden einige Zähne von wilden Tieren um den Hals. Wenn dann das Haar wieder gewachsen ist und die Wunden verheilt sind, kann man das eingekratzte Zeichen trotzdem noch sehen, denn sie tun etwas in die Wunden, dass es nach dem Heilen schwarz bleibt. Das halten sie für eine Ehre. Nach Beendigung solcher Zeremonien überliefern sie das Mädchen dem, der es haben soll, und ohne besondere Feierlichkeit. Mann und Frau halten sich gebühlich und machen ihre Sachen heimlich.

Ich habe auch gesehen, dass ein Häuptling früh am Morgen durch alle Hütten ging und den Kindern mit einem scharfen Fischzahn in die Beine kratzte, um sie dadurch furchtsam zu machen, damit die Eltern ihnen, wenn sie ungezogen würden, drohen könnten: Der kommt wieder! So will man die Kinder zum Schweigen bringen.

---

## 21. KAPITEL

### Was ihre Güter sind.

Es gibt unter ihnen keinen Privatbesitz, und sie kennen auch kein Geld. Ihre Schätze sind Vogelfedern. Wer viele hat, ist reich, und wer Kristalle für die Lippen und die Backen hat, der gehört zu den Reichsten. Jede Familie hat ihre eigenen Mandiocawurzeln zum Essen.

---

## 22. KAPITEL

### Was ihre grösste Ehre ist.

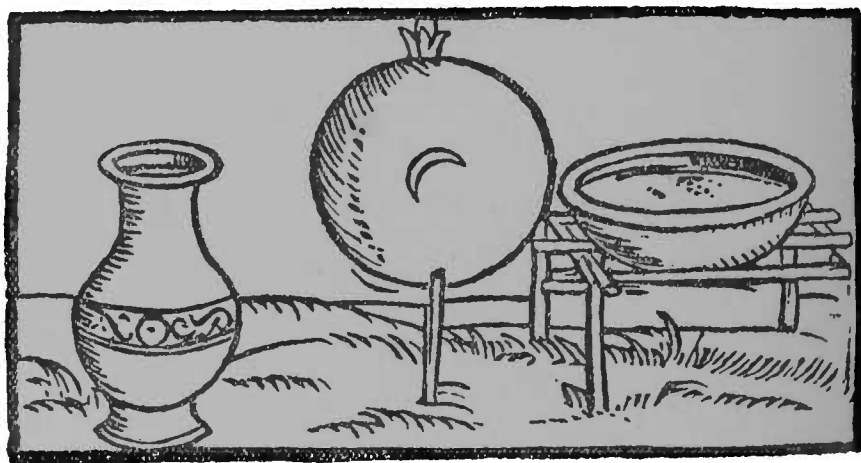
Seine Ehre sieht ein Mann darin, dass er viele Feinde fängt und totschrägt, denn das ist bei ihnen gebräuchlich. Er trägt so viele Namen, als er Feinde erschlagen hat, und die Vornehmsten sind unter ihnen diejenigen, die viele Namen haben.

---

## 23. KAPITEL

### An was sie glauben.

Die Wilden glauben an ein Ding, das wie ein Kürbis wächst. Es ist so gross wie ein Topf von einem halben Mass und innen hohl. Sie stecken ein Stöckchen hindurch, schneiden ein Loch wie ein Mund hinein und tun kleine Steine hinein, dass es rasselt. Damit rasseln sie, wenn sie singen und tanzen. Sie nennen es Maracá. Jeder Mann hat ein eigenes. Es sieht aus, wie die folgende Figur zeigt.



41. Maracá und Tongefässe.

Nun gibt es einige Leute unter ihnen, die sie Pajé nennen. Die werden bei ihnen geachtet, wie man hier die Wahrsager achtet. Sie ziehen einmal im Jahr durch das Land, gehen in alle Hütten und geben an, ein Geist sei bei

ihnen gewesen, der weit her aus der Fremde gekommen sei und ihnen die Macht verliehen habe, dass alle Rasseln, die Maracás, von denen sie es wollten, sprechen können und Macht bekommen sollten; wenn sie, die Pajés, darum bäten, so würde es ihnen gewährt werden. Ein jeder wünscht dann, dass seine Rassel Macht bekomme. Sie veranstalten ein grosses Fest, trinken, singen und weissagen dabei und üben viele seltsame Gebräuche.

Darnach bestimmen die Wahrsager einen Tag. Eine Hütte, in der keine Frauen und Kinder bleiben dürfen, wird geräumt. Die Wahrsager befehlen, dass ein jeder seine Maracá rot bemale und mit Federn schmücke und dahin komme. Dann wolle er den Rasseln die Macht geben, dass sie sprechen können.

Wenn sie in die Hütte kommen, setzen die Wahrsager sich obenan und stecken ihre Maracás neben sich in den Boden. Die anderen stecken ihre dazu, und jeder gibt den Wahrsagern ein Geschenk, Pfeile, Federn oder Sachen, die sie an die Ohren hängen, damit seine Maracá ja nicht vergessen werde. Sobald sie alle bei einander sind, nimmt der Wahrsager die Maracá eines jeden besonders und beräuchert sie mit einem Kraut, das sie Pitim nennen. Dann hält er die Rassel dicht vor den Mund, rasselt mit ihr und sagt zu ihr: „Né cora“, nun rede und lass dich hören, wenn du darin bist. Dann spricht er mit hoher Stimme und schnell ein Wort, sodass man nicht gut unterscheiden kann, ob die Rassel oder er es tut. Die Leute glauben, die Rassel tue es, aber der Wahrsager tut es selbst. So macht er es mit allen Rasseln, mit einer nach der anderen, und jeder meint dann, dass seine Rassel grosse Macht habe. Dann gebieten ihnen die Wahrsager, in den Krieg zu ziehen und Feinde zu fangen, denn die Geister, die in den Maracás seien, gelüste es, Sklavenfleisch zu essen. Darnach ziehen sie in den Krieg.

Wenn der Pajé, der Wahrsager, nun aus allen Rasseln Götter gemacht hat, dann nimmt ein jeder seine eigene Rassel zurück, nennt sie „lieber Sohn“, macht ihr eine ei-

gene kleine Hütte, in der sie aufgestellt wird, setzt ihr Essen vor und verlangt von ihr alles, was er nötig hat, ganz so wie wir den wahrhaftigen Gott bitten. Das sind nun ihre Götter.

Um den wahrhaftigen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, kümmern sie sich nicht. Sie glauben, dass nach alter Ueberlieferung Himmel und Erde schon immer dagewesen seien. Sie wissen auch sonst nichts Besonderes vom Anfang der Welt, nur erzählen sie, es sei einmal ein grosses Wasser gewesen, in dem alle ihre Vorväter ertrunken seien. Nur einige seien in einem Nachen davongekommen und einige auf hohen Bäumen. Ich denke, das muss die Sintflut gewesen sein.

Zuerst, als ich zu ihnen kam und sie mir von den Maracás erzählten, meinte ich, es wäre vielleicht ein Zauber des Teufels. Denn sie erzählten mir oftmals, wie die Dinger sprächen. Als ich dann in die Hütte kam, in der die Weissager waren, die die Dinger zum Sprechen bringen sollten, mussten sich alle niedersetzen. Ich aber ging zur Hütte hinaus, als ich den Betrug erkannte, und dachte bei mir: Was für ein armes, verblendetes Volk ist das!

---



## 24. KAPITEL

### Wie sie aus Frauen Wahrsagerinnen machen.

Die Wilden gehen zunächst in eine Hütte, nehmen alle Frauen der Hütte eine nach der anderen vor und beräuchern sie. Darnach muss die Frau kreischen, springen und umherlaufen, bis sie so erschöpft ist, dass sie wie tot zu Boden fällt. Dann sagt der Weissager: „Seht, jetzt ist sie tot. Bald will ich sie wieder lebendig machen.“ Wenn sie wieder zu sich kommt, sagt er, sie sei nun fähig, künftige Dinge wahrzusagen, und wenn sie dann in den Krieg ziehen, so müssen die Frauen ihnen über den Krieg wahr-sagen. Derartige Gebräuche haben sie viele.

Die Frau meines Herrn, dem ich zum Töten geschenkt worden war, fing eines Nachts an zu weissagen und erzählte ihrem Manne, zu ihr wäre ein Geist aus fremden Landen gekommen. Der hätte von ihr wissen wollen, wann ich getötet werden sollte, und gefragt, wo die Keule wäre, mit der ich totgeschlagen werden sollte. Mein Herr antwortete der Frau, es würde nicht mehr lange dauern und alles wäre fertig. Allein es käme ihm vor, als ob ich kein Portugiese, sondern ein Franzose wäre.

Als die Frau mit ihrer Weissagung zu Ende war, fragte ich sie, warum sie mir so nach dem Leben trachtete, obwohl ich doch kein Feind wäre; ob sie nicht fürchtete, dass mein Gott ihr eine Plage zuschicken könnte. Sie antwortete, ich sollte mich nicht daran kehren, denn es wären fremde Geister, die über mich Bescheid wissen wollten.

## 25. KAPITEL

### Worin sie auf dem Wasser fahren.

Es gibt dortzulande eine Baumart, die sie Igá-ibira nennen. Die Rinde dieses Baumes lösen sie von oben bis unten in einem Stück ab und errichten auch ein besonderes Gerüst um den Baum her, um sie heil loszulösen. Danach nehmen sie die Schale und tragen sie aus den Bergen an das Meer. Sie erhitzen sie durch ein Feuer und biegen sie vorn und hinten empor, binden aber zuvor in der Mitte Hölzer querüber, damit sie sich nicht ausweitet. So stellen sie Boote her, in denen ihrer dreissig in den Krieg fahren können. Die Rinden sind einen Daumen dick, ungefähr vier Fuss breit und vierzig Fuss lang, manche länger und manche kürzer. Mit diesen Booten rudern sie schnell und fahren damit, soweit es ihnen gefällt. Wenn das Meer stürmisch ist, ziehen sie die Boote auf den Strand, bis das Wasser wieder gut wird. Sie rudern nicht mehr als zwei Meilen auf See hinaus, fahren aber weit an der Küste entlang.

---

## 26. KAPITEL

### Warum sie ihre Feinde aufessen.

Das tun sie nicht, um ihren Hunger zu stillen, sondern aus Feindseligkeit und grossem Hass, und wenn sie im Kriege gegen einander scharmützeln, rufen sie einander hasserfüllt zu: Debe marã pá, xe remiu ram begué, über dich komme alles Unglück, du bist mein Essen. Nde akanga juká aipotá kuri ne, ich will dir noch heute deinen Kopf zerschlagen. Xe anama poepyka ke xe aju, den Tod meiner Freunde an dir zu rächen bin ich hier. Nde roó, xe mokaen serã ar eyma riré, usw., dein Fleisch soll noch heute, ehe die Sonne untergeht, mein Braten sein. Das alles tun sie aus grosser Feindschaft.

---

## 27. KAPITEL

Wie sie sich vorbereiten, wenn sie einen Kriegszug in das Land ihrer Feinde unternehmen wollen.

Wenn sie einen Kriegszug in das Land ihrer Feinde unternehmen wollen, so versammeln ihre Häuptlinge sich und beraten, wie es zu machen sei. Das geben sie den Männern in allen Hütten bekannt, damit sie sich rüsten, und sie nennen dabei eine Art von Baumfrüchten; wenn die reif werden, wollen sie aufbrechen. Jahre und Tage können sie ja nicht bestimmen. Für den Aufbruch legen sie bisweilen auch die Zeit fest, in der eine Art von Fischen laicht, die in ihrer Sprache Piratí heissen. Die Laichzeit nennen sie Piracema.

Zu dieser Frist machen sie Boote und Pfeile zurecht und grobes Wurzelmehl, das sie Uyatan nennen und als Nahrung verwenden. Darnach beraten sie mit den Pajés, den Weissagern, ob sie auch siegen werden. Die sagen dann wohl ja, doch befehlen sie ihnen, auf die Träume zu achten, in denen sie von den Feinden träumen. Wenn den meisten träumt, dass sie das Fleisch ihrer Feinde braten sehen, so bedeute das den Sieg. Wenn sie aber ihr eigenes Fleisch braten sehen, so bedeute das nichts Gutes, und dann sollten sie zu Hause bleiben.

Wenn die Träume ihnen nun gefallen, rüsten sie, veranstalten in allen Hütten grosse Trinkgelage, trinken und tanzen mit ihren Goetzen, den Maracás, und jeder bittet seinen Götzen, dass er ihm helfe, einen Feind zu fangen.

Darnach fahren sie los. Wenn sie in die Nähe des Landes ihrer Feinde kommen, dann befehlen die Häuptlinge ihnen am Abend vor dem Tage des Angriffs auf das feindliche Gebiet, dass sie sich die Träume merken, die sie in der Nacht haben werden.

Ich habe einen Kriegszug mit ihnen gemacht. Als wir in die Nähe des feindlichen Landes gelangt waren, ging der Häuptling am Abend vor dem Tage, nach dem sie nachts in das Land einfallen wollten, durch das Lager und sagte den Leuten, sie sollten sich die Träume gut merken, die ihnen in der Nacht kommen würden. Er befahl ausserdem den jungen Leuten, bei Tagesanbruch Wild zu schiessen und Fische zu fangen. Das geschah, und der Häuptling liess die Jagdbeute zubereiten. Dann rief er die anderen Häuptlinge vor seine Hütte. Sie setzten sich alle im Kreise auf den Boden. Er liess ihnen zu essen geben. Als sie gegessen hatten, erzählten sie die Träume, und es waren viele, die ihnen wohl behagten. Darnach tanzten sie vor Freude mit den Maracás.

Die Hütten ihrer Feinde kundschaften sie in der darauffolgenden Nacht aus. Der Ueberfall findet in der Morgenstunde statt, wenn der Tag anbricht. Fangen sie jemand, der schwer verwundet ist, so töten sie ihn bald darauf und nehmen sein Fleisch gebraten mit nach Hause. Die Unverwundeten oder Leichtverwundeten führen sie lebend nach Hause und töten sie in ihren Dörfern.

Sie greifen mit grossem Geschrei an, treten dabei fest auf den Boden und blasen auf Instrumenten, die aus Kürbissen gemacht werden. Alle legen sich Schnüre um, um die Feinde damit zu binden. Sie schmücken sich mit roten Federn als Erkennungszeichen gegenüber den anderen. Sie schiessen schnell und benutzen auch Brandpfeile gegen die Hütten ihrer Feinde, um sie in Brand zu setzen. Wenn einer von ihnen verwundet ist, verwenden sie besondere Kräuter zum Heilen.

## 28. KAPITEL

### Von den Kriegswaffen der Wilden.

Sie haben Bogen. Die Pfeilspitzen sind von Knochen, die sie scharfwetzen und auf den Pfeilstock binden, oder auch von Fischzähnen. Diese Fische heissen Tubarão; es sind Haie, die im Meer gefangen werden. Auch nehmen sie Baumwolle, vermengen sie mit Wachs, binden sie oben an die Pfeile und zünden sie an. Das sind die Brandpfeile. Sie fertigen ferner Schilde aus Baumrinde und den Häuten wilder Tiere an. Spitze Dornen vergraben sie, wie wir hierzulande Fussangeln legen.

Ich habe von ihnen gehört, aber nicht selbst gesehen, dass sie Pfeffer benutzen, der bei ihnen wächst, und mit dem sie ihre Feinde aus den Befestigungen vertreiben können. Das geschieht folgendermassen: Wenn der Wind weht, machen sie grosse Feuer und werfen dann einen Haufen Pfeffersträucher hinein. Schlägt der Rauch in die Hütten, dann müssen die Feinde heraus. So berichten sie, und ich glaube es, denn ich war einmal, wie bereits erzählt wurde, mit den Portugiesen in einer Provinz jenes Landes, die Pernambuco heisst. Dort blieben wir mit einem Schiff in einem Meeresarm auf dem Trockenen liegen, weil die Ebbe uns überrascht hatte, und es kamen viele Wilde, die uns gefangen nehmen wollten, was ihnen aber nicht gelang. Sie warfen viel trockenes Gesträuch zwischen das Schiff und das Ufer und hofften, uns durch den Rauch des Pfeffers zu verjagen, konnten jedoch das Gesträuch nicht in Brand stecken.

## 29. KAPITEL

Die feierlichen Gebräuche der Wilden  
beim Töten und Essen ihrer Feinde.  
Womit sie die Feinde totschiagen und  
wie sie mit ihnen umgehen.

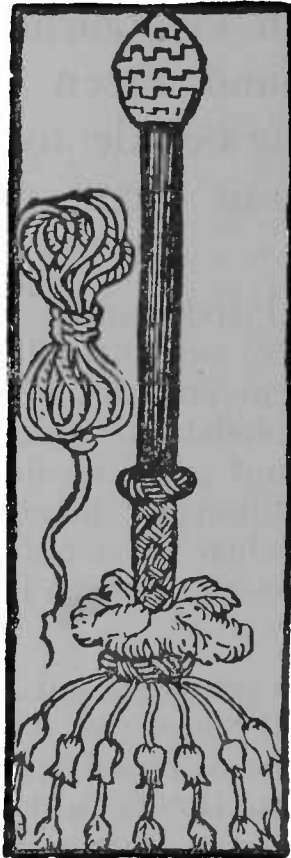
Wenn sie einen Feind heimbringen, so schlagen die Weiber und Jungen ihn zunächst. Dann bekleben sie ihn mit grauen Federn, scheren ihm die Augenbrauen, tanzen um ihn herum und binden ihn gut, dass er ihnen nicht entlaufen kann. Darauf geben sie ihm eine Frau, die ihn versorgt und auch mit ihm zu tun hat. Wenn die ein Kind von ihm bekommt, ziehen sie es auf, bis es gross ist und schlagen es tot und essen es, sofern ihnen das in den Sinn kommt.

Dem Gefangenen geben sie gut zu essen. Sie halten ihn eine Zeit lang und rüsten sich dann. Dabei stellen sie viele Gefässe her, in die sie ihre Getränke tun und brennen auch besondere Gefässe für die Sachen, mit denen sie ihn bemalen und schmücken. Ferner machen sie Federquasten und binden sie an die Keule, mit der sie ihn totschiagen. Auch fertigen sie eine lange Schnur an, Mussurana genannt. Mit dieser Schnur binden sie ihn, bevor sie ihn töten.

Sobald alles vorbereitet ist, bestimmen sie die Zeit, zu der der Gefangene sterben soll und laden die Wilden von anderen Dörfern zum Besuch ein. Dann füllen sie alle Gefässe voll Getränk. Einen oder zwei Tage, ehe die Frau-

en die Getränke herstellen, führen sie den Gefangenen ein bis zwei mal auf den Platz zwischen den Hütten und tanzen um ihn herum.

Sobald alle, die von ausserhalb kommen, bei einander sind, heisst der Häuptling der Hütte sie willkommen und sagt: „Nun kommt und helft, euren Feind zu essen.“ Am



42. Mussurana-Schnur und Ibira-pema.

Tage, bevor sie anfangen zu trinken, binden sie dem Gefangenen die Mussurana-Schnur um den Hals und bemalen die Ibira-pema, mit der sie ihn totschiagen wollen. Wie diese Keule aussieht, zeigt die obenstehende Zeichnung. Sie ist mehr als eine Klafter lang. Die Wilden bestreichen sie mit einem Klebstoff. Dann nehmen sie Eierschalen, die



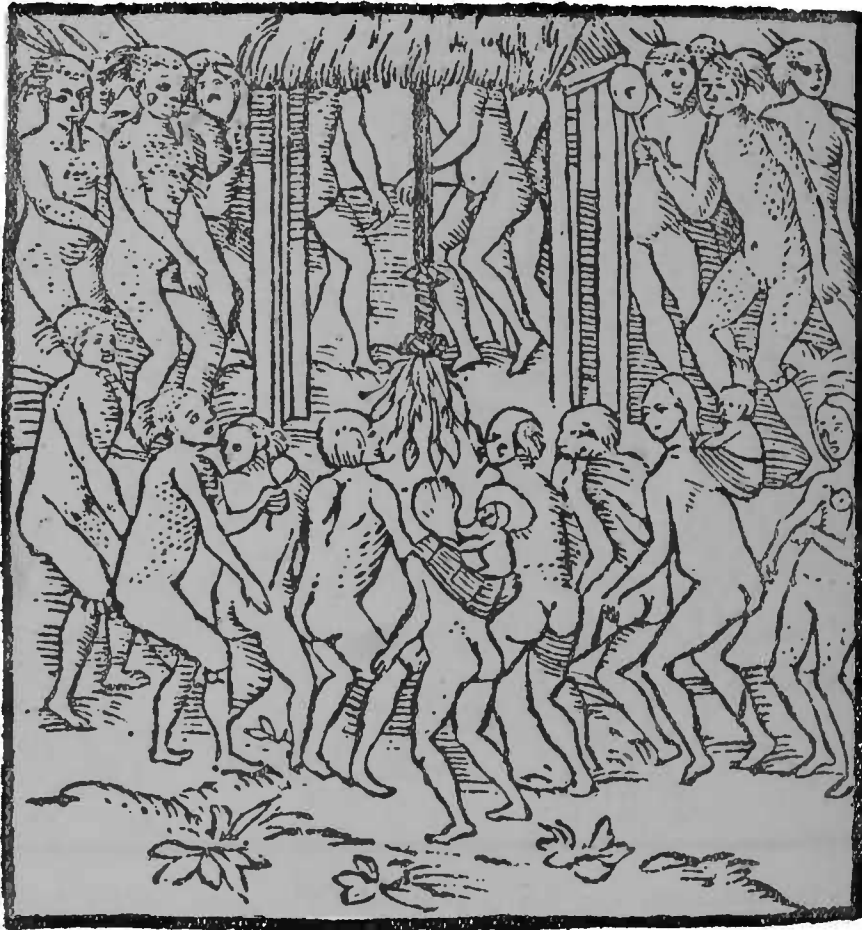
grau und von dem Vogel Macaguá sind, zerstoßen sie zu Staub und bestreichen die Keule damit. Darauf setzt eine Frau sich hin und kritzelt in dem feingeklebten Eierschalenstaub. Während sie malt, stehen viele Frauen um sie herum und singen. Ist die Ibera-pema dann wie sie sein



43. Die Ibera-pema und das Gesicht des Gefangenen werden bemalt.

soll, mit Federquasten und anderen Sachen geschmückt, so wird sie in einer unbenutzten Hütte an einer Stange über dem Erdboden aufgehängt. Die Wilden singen dann die ganze Nacht hindurch um die Hütte herum. In derselben Weise bemalen sie das Gesicht des Gefangenen. Auch während die Frau an ihm malt, singen die anderen.

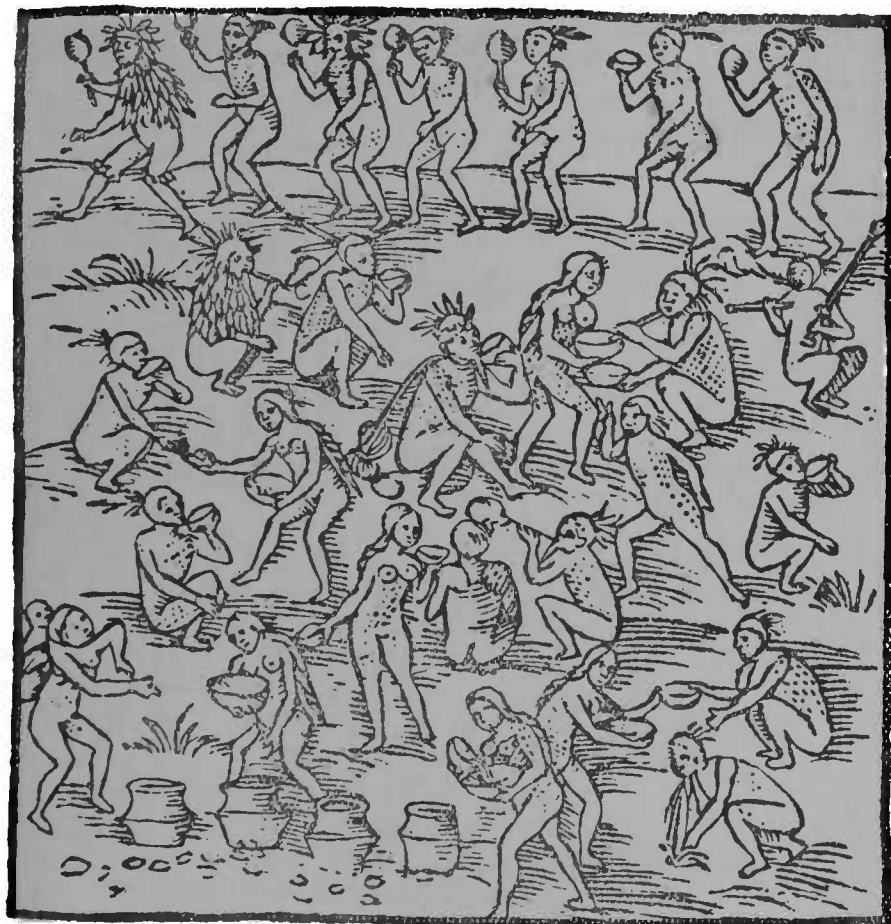
Wenn sie anfangen zu trinken, nehmen sie den Gefangenen zu sich. Der trinkt mit ihnen, und sie unterhalten sich mit ihm. Ist das Trinken nun zu Ende, so ruhen sie am anderen Tage und bauen dem Gefangenen eine kleine Hütte an der Stelle, wo er sterben soll. Darin liegt er die Nacht und wird gut bewacht.



44. Tanz um die Ibira-pema in der Hütte.

Gegen Morgen, längere Zeit vor Tagesanbruch, kommen sie und tanzen und singen um die Keule herum, mit der sie ihn totschiagen wollen, bis der Tag anbricht. Dann ziehen sie den Gefangenen aus der kleinen Hütte heraus, brechen die Hütte ab und machen einen Platz frei. Sie

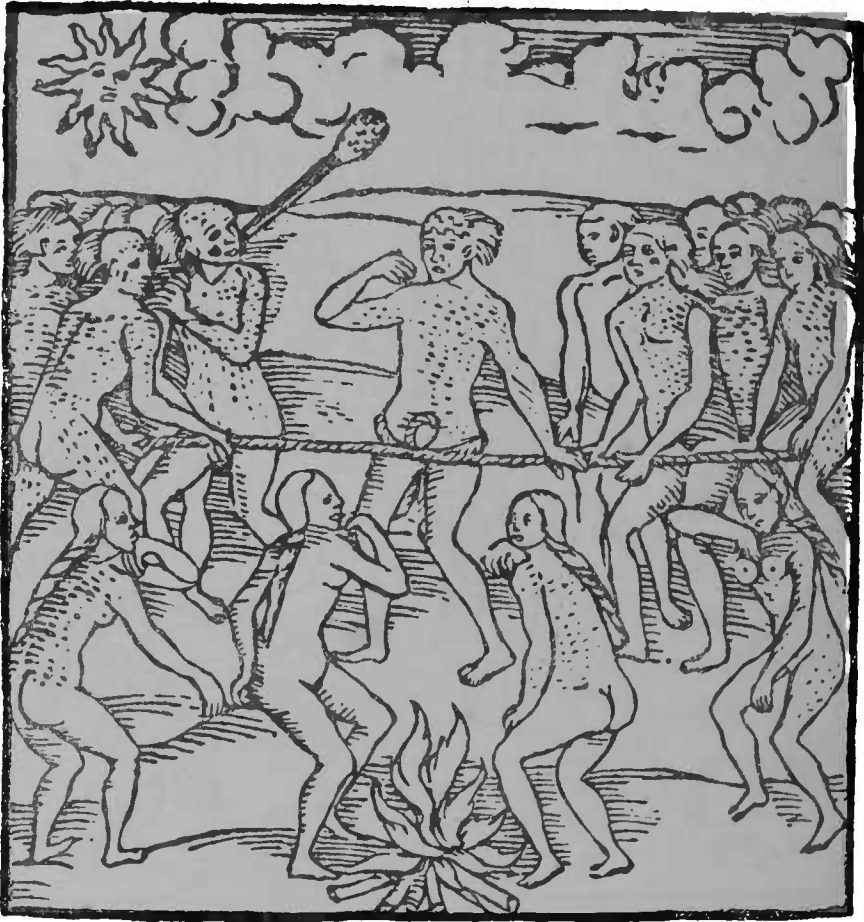
binden ihm die Müssurana vom Hals los und um den Leib und ziehen sie nach beiden Seiten straff an. Er steht nun festgebunden in der Mitte. Viele Leute halten die Schnur an beiden Enden. So lassen sie ihn eine Weile stehen und legen ihm kleine Steine hin, damit er nach den Frauen wer-



45. Weitere Vorbereitungen.

fen kann, die um ihn herumlaufen und ihm drohend vormachen, wie sie ihn essen wollen. Die Frauen sind bemalt und dazu bestimmt, wenn er zerschnitten ist, mit den ersten vier Stücken um die Hütten zu laufen. Daran haben die anderen ihr Vergnügen.

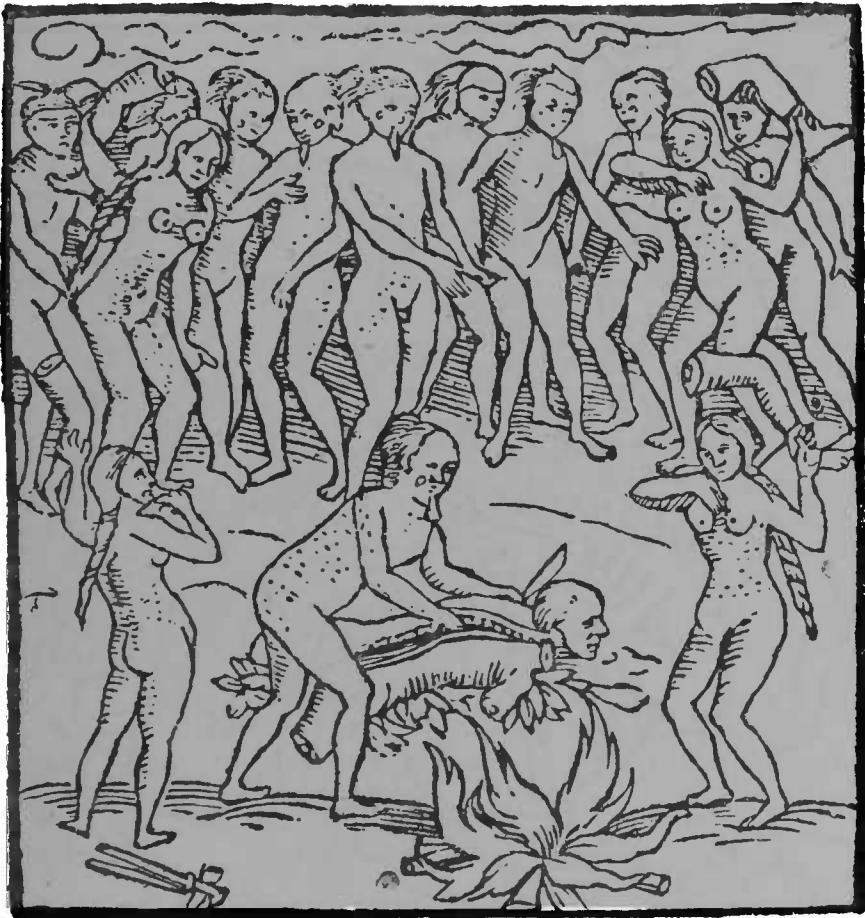
Nun machen sie ein Feuer, ungefähr zwei Schritt von dem Sklaven entfernt, sodass er es sehen muss, und eine Frau kommt mit der Keule, der Ibera-pema, herangelaufen, hält die Federquasten in die Höhe, kreischt vor Freuden und läuft vor dem Gefangenen vorbei, damit er es sehen soll. Darauf nimmt ein Mann die Keule, stellt sich da-



46. Der Totschlag.

mit vor den Gefangenen und hält sie ihm vor, sodass er sie sieht. Inzwischen geht derjenige, der ihn totschiagen will, mit dreizehn oder vierzehn anderen fort, und sie machen ihren Körper mit Asche grau. Wenn er mit seinen Herrsknechten auf den Platz und zu dem Gefangenen zu-

rückkehrt, dann übergibt derjenige, der vor dem Gefangenen steht, ihm die Keule und der Häuptling der Hütte kommt, nimmt die Keule und steckt sie ihm einmal zwischen die Beine. Das gilt bei ihnen als eine Ehre. Darauf nimmt wieder derjenige, der den Gefangenen erschlagen soll, die Keule und sagt: „Ja, hier bin ich, ich will dich tö-

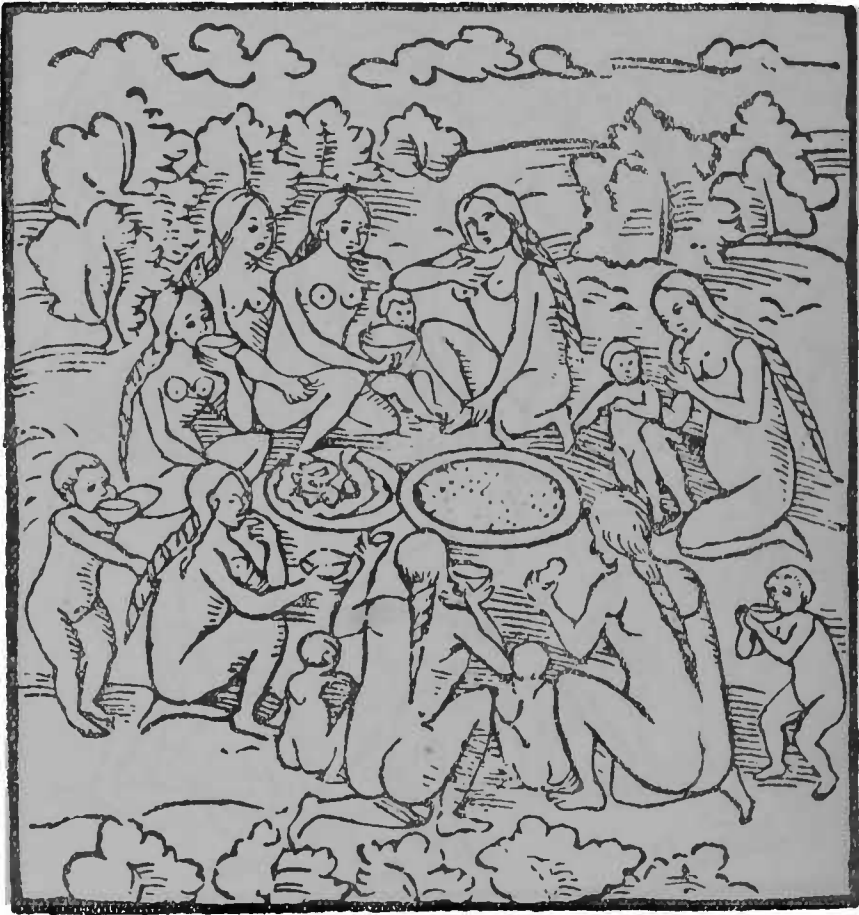


47. Der Tote wird zerlegt.

ten, denn deine Leute haben auch viele meiner Freunde getötet und aufgegessen.“ Der Gefangene antwortet ihm: „Wenn ich tot bin, so habe ich noch viele Freunde, die mich tüchtig rächen werden.“ Darauf schlägt er dem Gefangenen hinten auf den Kopf, dass das Hirn herausspritzt,

und sofort nehmen die Frauen den Toten, ziehen ihn auf das Feuer, kratzen ihm die ganze Haut ab, machen ihn ganz weiss und stopfen ihm den Hintern mit einem Holze zu, damit nichts von ihm abgeht.

Wenn ihm die Haut abgeputzt ist, nimmt ein Mann ihn und schneidet ihm die Beine über den Knien und die



48. Frauen und Kinder schlürfen Mingáo.

Arme am Leibe ab. Dann kommen die vier Frauen, nehmen die vier Stücke, laufen damit um die Hütten und machen vor Freuden ein grosses Geschrei. Danach trennen sie den Rücken mit dem Hintern vom Vorderteil ab. Das teilen sie unter sich. Das Eingeweide

behalten die Frauen. Sie sieden es, und mit der Brühe machen sie einen dünnen Brei, Mingáo genannt, den sie und die Kinder schlürfen. Das Eingeweide essen sie, ebenso das Fleisch vom Kopfe. Das Hirn aus dem Schädel, die Zunge und was sie sonst geniessen können, essen die Jun-

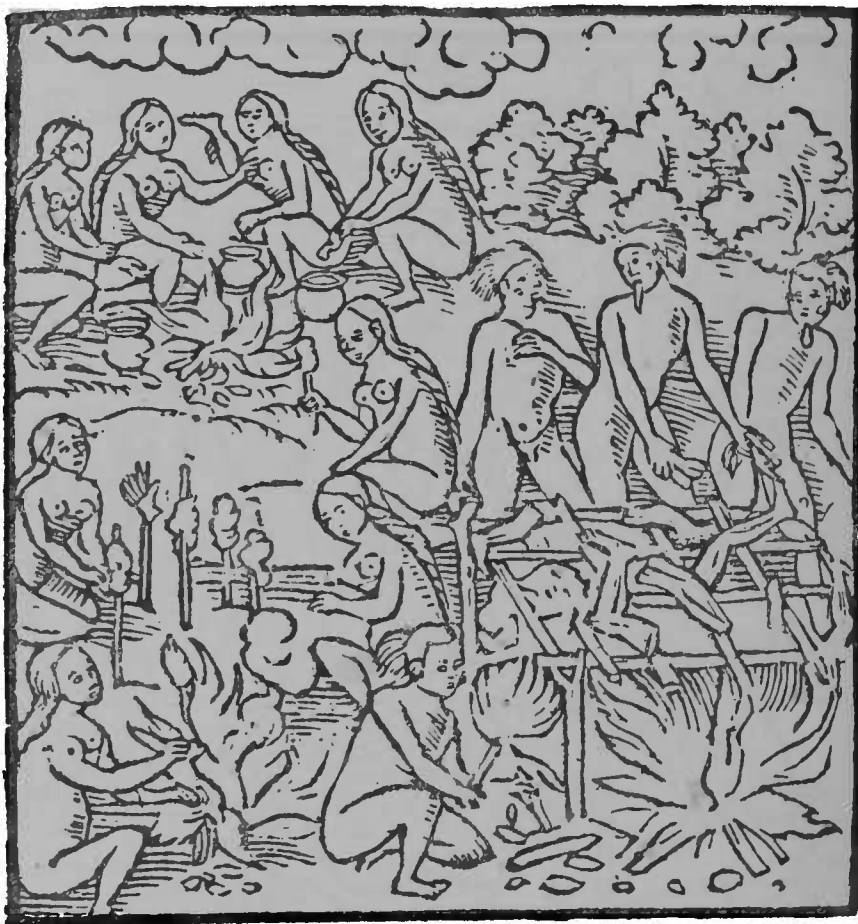


49. Der Kopf wird verzehrt.

gen. Wenn alles verteilt ist, gehen sie wieder nach Hause, und jeder nimmt sich sein Teil mit.

Derjenige, der den Gefangenen getötet hat, gibt sich noch einen Beinamen, und der Häuptling der Hütte kratzt ihm mit dem Zahn eines wilden Tieres oben in die

Arme. Wenn es geheilt ist, sieht man die Narben, und die gelten als ehrenhafter Schmuck. Während dieses Tages muss der Mann in einer Hängematte stilliegen. Man gibt ihm einen kleinen Bogen mit einem Pfeil, mit dem er sich



50. Das Fleisch wird gebraten.

die Zeit vertreiben soll, und er schießt auf ein Ziel aus Wachs. Das geschieht, damit ihm die Arme von dem Schreck des Totschlages nicht unsicher werden.

Das alles habe ich gesehen, und ich bin dabei gewesen.



Die Wilden können nicht weiter als bis fünf zählen. Wenn sie weiter zählen wollen, zeigen sie auf Finger und Zehen, und wenn sie von einer grossen Zahl sprechen, auf die Finger und Zehen von vier oder fünf Personen.

---

# Bericht über einige Tiere in jenem Land.

## 30. KAPITEL

### Rehböcke, Wildschweine und Affen.

In jenem Land gibt es Rehböcke wie bei uns in Hessen und zwei Arten von Wildschweinen, von denen eine Art den hiesigen Wildschweinen gleicht und die andere klein wie junge Schweinchen aussieht. Diese heissen Tahaçú-tatú und sind in den Fallen, welche die Eingeborenen für das Wild benutzen, sehr schwer zu fangen.

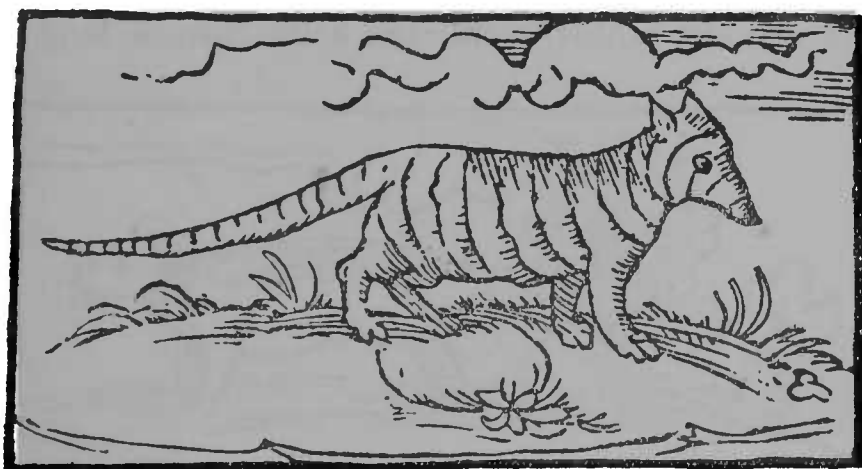
Es gibt dort auch drei Arten von Affen. Die eine heisst Cay. Das sind die Affen, von denen welche zu uns ins Land kommen. Die andere Art heisst Acacay. Diese springen gewöhnlich in grossen Scharen auf den Bäumen umher und machen im Walde lautes Geschrei. Dann gibt es noch eine dritte Art, die Buriqui heisst. Die sind rot, haben Bärte wie Ziegen und sind so gross wie ein mittelgrosser Hund.

---

## 31. KAPITEL

### Das Tatú.

Eine Art von Tieren heisst Tatú. Das Tatú ist ungefähr eine Spanne hoch und anderthalb Spannen lang. Es ist am ganzen Körper gepanzert, nur nicht am Bauch. Der Panzer ist wie Horn und schliesst wie ein Harnisch mit Ge-



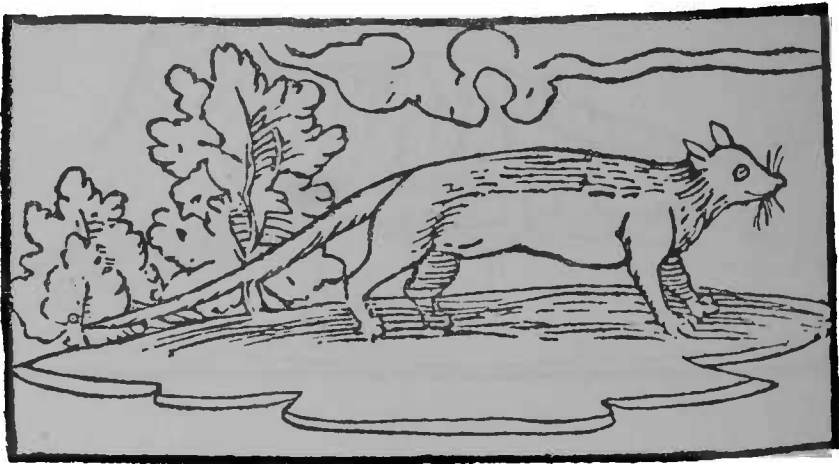
51. Tatú.

lenken in einander. Es hat ein langes und spitzes Maul und einen langen Schwanz und hält sich gern an Felsen auf. Seine Nahrung sind Ameisen. Es hat fettes Fleisch. Ich habe oft davon gegessen.

## 32. KAPITEL

### Sarués, Tiger, Löwen, Capivaras und Eidechsen.

Eine weitere Wildart heisst Sarué. Das Tier ist so gross wie eine Katze, hat weissgraues oder schwarzgraues Haar und auch einen Schwanz wie eine Katze. Wenn es gebärt, bekommt es ungefähr sechs Junge. Am Bauch befindet sich ein Schlitz, wohl eine halbe Spanne lang, und



52. Sarué (Gambá).

innerhalb des Schlitzes noch eine Haut, denn der Bauch ist nicht offen. Innerhalb dieses Schlitzes sind die Brustwarzen. Wo es hingeht, trägt es die Jungen in dem Schlitz zwischen den zwei Häuten mit sich. Ich habe oftmals Sarués fangen helfen und die Jungen aus dem Schlitz geholt.

Es gibt auch viele Tiger in jenem Land, die Menschen zerreißen und grossen Schaden anrichten, dazu eine Löwenart, die man Leoparden nennt, was so viel bedeutet wie graue Löwen, und noch viele andere seltsame Tiere.

Ein Tier, das man Capivara nennt, hält sich auf dem Land und im Wasser auf. Die Capivaras fressen das Schilf, das am Ufer von Süsswasser steht. Wenn sie sich vor etwas fürchten, fliehen sie ins Wasser und gehen auf den Grund. Sie sind grösser als ein Schaf und haben einen Kopf ähnlich wie die Hasen, doch grösser, dazu kurze Ohren, einen stumpfen Schwanz und ziemlich hohe Beine. Das Haar ist schwarzgrau. Sie haben drei Zehen an jedem Fuss und laufen auf dem Lande schnell von einer Wasserstelle zur anderen. Das Fleisch schmeckt wie Schweinefleisch.

Eine Art grosser Eidechsen lebt dort im Wasser und auf dem Lande. Man kann sie gut essen.

---

### 33. KAPITEL

Von einer Art von Insekten, kleinen Flöhen ähnlich, die von den Wilden Tunga genannt werden.

Es gibt dort kleine Insekten, die wie Flöhe aussehen, doch kleiner sind und in der Sprache der Wilden Tunga heissen. Sie gedeihen in den Hütten durch den Schmutz der Leute und kriechen einem in die Füsse. Es juckt nur, wenn sie hineinkriechen, und ohne dass man es besonders fühlt, fressen sie sich in das Fleisch ein. Wenn man sie nicht beachtet und nicht bald herausholt, legen sie einen Klumpen Nisse so rund wie eine Erbse. Merkt man es dann und holt man das Tierchen heraus, so bleibt ein kleines Loch von der Grösse einer Erbse im Fleisch. Als ich zuerst mit den Spaniern in das Land kam, habe ich gesehen, wie die Insekten einigen unserer Kameraden die Füsse übel zurichteten, da sie nicht darauf geachtet hatten.

---

## 34. KAPITEL

Von einer Art von Fledermäusen  
in jenem Lande, die den Leuten  
nachts im Schlafe in die Zehen  
und in die Stirn beissen.

Die Fledermäuse sind grösser als die hier in Deutschland. Sie fliegen nachts in die Hütten und um die Hängematten, in denen die Leute schlafen. Wenn sie merken, dass jemand schläft und sie nicht abwehrt, fliegen sie an die Füße, beissen und nehmen einen Mund voll oder beissen auch in die Stirn und fliegen dann wieder weg. Als ich bei den Wilden war, bissen sie mir oft etwas von den Zehen ab. Wenn ich aufwachte, sah ich die Zehen blutig. Den Wilden beissen sie aber gewöhnlich in die Stirn.

---

## 35. KAPITEL

### Von den Bienen oder Immen des Landes.

Dreierlei Bienen gibt es dortzulande. Die ersten sind fast wie die unseren hier. Die anderen sind schwarz und so gross wie Fliegen, die dritten klein wie Mücken.

Alle diese Bienen haben ihren Honig in hohlen Bäumen. Ich habe oftmals mit den Wilden Honig von allen drei Arten ausgehauen, und wir haben im allgemeinen bei den kleinsten besseren Honig gefunden als bei den anderen. Sie stechen auch nicht so sehr wie die Bienen hierzulande. Ich habe oft gesehen, wie die Bienen, wenn die Wilden den Honig ausnahmen, sich an ihnen festsetzten und die Leute viel zu tun hatten, um sie von dem nackten Körper abzustreichen. Auch ich selbst habe den Honig nackt ausgenommen, aber ich musste das erste Mal vor grossen Schmerzen zu einem Wasser laufen und die Bienen darin abwaschen, um sie vom Körper los zu werden.

---



## 36. KAPITEL

### Von den Vögeln des Landes.

Auch viele seltsame Vögel leben dort. Eine Art, Guará Piranga genannt, hat ihre Futterplätze am Meer und nistet auf den Klippen in der Nähe des Landes. Sie ist beinahe so gross wie ein Huhn, hat einen langen Schnabel und Beine wie ein Reiher, doch nicht so lang. Die Guará Piranga hat eine Besonderheit: die ersten Federn, die den Jungen wachsen, sind weissgrau. Wenn sie dann flügge werden, sind sie schwarzgrau. So fliegen sie, wie man weiss, ein Jahr lang. Dann ändern die Federn sich, und der ganze Vogel wird so rot, wie eine rote Farbe überhaupt sein kann. So bleibt er dann. Seine Federn werden von den Wilden sehr geschätzt.

---

# Bericht über einige Bäume jenes Landes.

## 37. KAPITEL

### Der Genipapo-Baum.

Auf einem Baum, den die Wilden Genipapo Yvá nennen, wächst eine Frucht, die dem Apfel etwas ähnlich ist. Die Wilden kauen diese Frucht und drücken den Saft in ein Gefäß aus. Damit bemalen sie sich. Wenn sie den Saft auf die Haut streichen, sieht es zunächst wie Wasser aus. Nach einer Weile wird die Haut aber so schwarz wie Tinte. Das dauert bis zum neunten Tag. Dann vergeht die Farbe, aber nicht vor dieser Zeit, wenn sie sich auch noch so viel waschen.

---

## 38. KAPITEL

### Wie die Baumwolle und der brasilianische Pfeffer wachsen und einige Wurzeln, die die Wilden zum Essen anpflanzen.

Die Baumwolle wächst auf Sträuchern, die ungefähr eine Klafter hoch werden und viele Zweige haben. Nach der Blüte setzt der Strauch Kapseln an. Die öffnen sich, wenn sie reif werden. Die Wolle steht dann in den Kapseln um kleine schwarze Kerne herum. Das ist die Saat, die man zum Pflanzen benutzt. Die Sträucher sind voll von solchen Kapseln.

An Pfeffer gibt es zwei Arten in jenem Lande. Der eine ist gelb, der andere rot. Beide Arten wachsen aber in derselben Weise. Wenn er grün ist, hat er die Grösse von Hagebutten, die auf den Dornsträuchern wachsen. Die Pfefferpflanze ist ein kleiner Strauch, ungefähr eine halbe Klafter hoch. Sie hat kleine Blätter und hängt voll von Pfeffer. Der Pfeffer schmeckt scharf. Die Wilden pflücken ihn ab, wenn er reif ist und trocknen ihn in der Sonne. Die andere Art von kleinem Pfeffer, die diesem ziemlich ähnlich ist, trocknen sie auf dieselbe Weise.

Es gibt auch Wurzeln, die Yetica heissen und gut schmecken. Wenn die Wilden diese pflanzen wollen, schneiden sie die Wurzeln in kleine Stücke und stecken die Stückchen in die Erde. Die wachsen dann an, und die Pflanzen breiten sich über den Boden aus wie Hopfenranken und setzen viele Wurzeln an.

# Schlusswort

Dem Leser wünscht Hans Staden  
Gottes Gnade und Frieden.

Lieber Leser! Meine Schiffsreise habe ich so kurz beschrieben, weil ich nur den Anfang, wie ich in die Gewalt des grausamen wilden Volkes gekommen bin, erzählen wollte. Ich wollte dadurch zeigen, wie der Helfer aus aller Not, unser Herr und Gott, mich machtvoll und ohne dass ich es hoffen konnte, aus der Gewalt der Wilden befreit hat. Ein jeder soll hören, dass der Allmächtige Gott seine gläubigen Christen unter dem gottlosen Volk der Heiden auch jetzt noch ebenso wunderbar beschützt und geleitet, wie er es vor Anbeginn je getan hat. Jeder soll mit mir Gott dafür dankbar sein und sich in der Zeit der Not auf ihn verlassen. Denn Gott selber spricht: Rufe mich in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.

Nun könnte manch einer sagen, ich sollte doch alles drucken lassen, was ich überhaupt erfahren und gesehen habe. Dann müsste ich ein dickes Buch schreiben. Zwar wüsste ich auch noch viel mehr zu schreiben, wenn ich danach strebte, aber mein Streben geht nicht darauf hinaus. Ich habe den Gedanken, der mich bewogen hat, dieses Büchlein zu schreiben, hin und wieder genügend hervor gehoben, wie sehr wir alle nämlich Gott Lob und Dank schulden, dass er uns von der Geburt, von der ersten Stunde an bis zur gegenwärtigen Stunde in unserem Leben behütet hat.

Ferner kann ich mir wohl vorstellen, dass der Inhalt dieses Büchleins manchem wunderbarlich vorkommt. Wer kann aber dafür? Im übrigen bin ich nicht der erste und werde auch nicht der letzte bleiben, der solche Seereisen, Länder und Völker kennen lernt. Die vor mir waren, haben ihre Erfahrungen durchaus nicht lachend gemacht, und künftig wird es ebenso sein. Aber dass dem, den man vom Leben zum Tode bringen will, so zu Mute sein sollte wie denen, die weit abseits stehen und zusehen oder die davon erzählen hören, das wird niemand annehmen. Und wenn alle, die nach Amerika segeln, damit rechnen müssten, dass sie in die Gewalt der grausamen Feinde kämen, wen würde es dann nach jenem Land verlangen? Aber das weiss ich wahrhaftig, dass manch ehrlicher Mann in Kastilien, Portugal, Frankreich und auch einige in Antwerpen in Brabant, die in Amerika gewesen sind, mir bezeugen können, dass dem so ist wie ich schreibe. Denjenigen gegenüber, welche die fremden Länder nicht kennen, berufe ich mich auf diese Zeugen, vor allem aber auf Gott.

Meine erste Reise nach Amerika unternahm ich auf einem portugiesischen Schiff, dessen Kapitän Penteado hiess. Wir waren drei Deutsche an Bord. Einer war aus Bremen und hiess Heinrich Brant, der zweite hiess Hans und war aus Bruchhausen, der dritte war ich.

Meine zweite Reise machte ich von Sevilla in Spanien aus nach Rio de la Plata, einer in Amerika gelegenen Provinz. Der Kommandant der Schiffe war Don Diego de Sarnabria. Ich war der einzige Deutsche dabei. Nach langen Mühen und Sorgen und Gefahren zu Wasser und zu Lande, die bei dieser einen Reise, wie berichtet, zwei Jahre dauerten, erlitten wir schliesslich Schiffbruch bei São Vicente, einer Insel ganz in der Nähe des Festlandes von Brasilien, die von Portugiesen bewohnt wird. Dort traf ich einen Landsmann, einen Sohn des seligen Eobanus Hessus, der mich gut aufnahm. Ausserdem hatten Kaufherren in Antwerpen, die Schetz heissen, dort einen Vertreter oder Faktor namens Peter Roesel. Diese beide können mir bezeugen

gen, wie ich dort angekommen und von den grausamen Feinden gefangen worden bin.

Ferner waren die Seeleute, die mich von den Wilden freikaufte, aus der Normandie in Frankreich. Der Kapitän des Schiffes war aus Vatteville und hiess Wilhelm de Moner, der Steuermann aus Harfleur und hiess François de Schantz, und der Dolmetscher Pérot aus Harfleur. Diese vortrefflichen Leute haben mir — Gott lohne es ihnen in der ewigen Seligkeit! — in Frankreich nächst Gott geholfen. Sie haben mir geholfen, einen Pass zu erlangen, haben mich eingekleidet und mir Reisegeld gegeben. Sie können bezeugen, wo sie mich aufgefunden haben.

Darnach verliess ich Dieppe in Frankreich zu Schiffe und gelangte nach London in England. Dort erfuhren die Geschäftsfreunde der niederländischen Börse durch den Schiffskapitän, mit dem ich dahin kam, wie es um mich bestellt war. Sie luden mich zu Gast und beehrten mich mit Reisegeld. Dann segelte ich nach Deutschland.

In Antwerpen kam ich an das Haus von Oka zu einem Kaufherrn namens Jaspar Schetz, dem, wie erwähnt, der Faktor Peter Roesel in São Vicente untersteht. Ich überbrachte ihm die Nachricht, wie die Franzosen das Schiff seines Faktors in Rio de Janeiro angegriffen haben und wie sie zurückgeschlagen worden sind. Dieser Kaufherr schenkte mir zwei Kaiserdukaten als Reisegeld. Gott wolle es ihm vergelten.

Wenn sich nun irgend ein junger Mann finden sollte, dem meine Schilderung und diese Zeugen nicht genügen, so mache er sich mit Gottes Hilfe selbst auf die Reise, dann wird ihm der Zweifel vergehen. Ich habe ihm in diesem Buch genug Angaben gemacht. Der Spur folge er nach. Wem Gott hilft, dem ist die Welt nicht verschlossen.

Dem allmächtigen Gott, der alles in allem ist,  
sei Lob, Ehr und Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit  
Amen.

---

Gedruckt in Marburg, im Kleeblatt,  
bei Andreas Kolbe — Fastnacht 1557.

## NACHWORT

Hans Staden war in Brasilien ausserhalb eines engen Kreises von Geschichtsforschern bis vor einem Menschenalter wenig bekannt. Erst die Besinnung der Brasilianer auf ihre Geschichte — eine Auswirkung des seit der Jahrhundertwende sich vertiefenden Nationalbewusstseins und der Tätigkeit der Historischen Institute in Rio und in den Bundesstaaten — schuf darin einen Wandel. Neben anderen Schritten aus dem Zeitalter der Entdeckungen und der Anfänge portugiesischer Kolonisation wurde Stadens Reisebuch, die «Wahrhaftige Historia», in die Landessprache übertragen und neu herausgegeben. Es erfuhr mehrere Auflagen und fand einen grösseren Kreis von Lesern. Für die Wertschätzung, die es heutzutage genießt, ist ein Urteil Afranio Peixotos bezeichnend, der es «eine hervorragende Urkunde der brasilianischen Geschichte» (*documento relevante da historia do Brasil*) nennt und der Staden zu den Klassikern der brasilianischen Geschichtsschreibung zählt. Theodoro Sampaio urteilt als Kenner der älteren brasilianischen Geschichte, das Buch sei «eine der unmittelbarsten und verlässlichsten Urkunden aus den ersten Jahren der Besiedelung der Kapitanie São Vicente.»

In Deutschland war es, aus der Zahl der Auflagen zu schliessen, von seinem Erscheinen im Jahre 1557 bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts weit verbreitet. Es geriet dann aber für zweihundert Jahre in Vergessenheit, bis der Literarische Verein in Stuttgart es 1859 neu herausgab und später die wachsende Anteilnahme an den Leistungen der Deutschen in Übersee zunächst einige Abhandlungen über Staden und schliesslich mehrere Neudrucke des Buches zeitigte. Eine der ersten neueren Würdigungen entstammt der Feder des Geographen Friedrich Ratzel. Er hob 1893 hervor, dass Stadens Erzählung seiner Leiden in ihrer einfachen und innigen Art zu dem Ergreifendsten gehört, das die deutsche Reiseliteratur bietet.

Für die Brasilianer deutscher Abstammung und die Reichsdeutschen in Brasilien ist Staden allerdings, das muss leider zugegeben werden, bisher ein Name ohne Begriff geblieben. Und gerade ihnen hätte seine «Wahrhaftige Historia» mehr als allen anderen Lesern zu sagen, denn sie ist nicht nur das erste deutsche, sondern überhaupt das erste Buch über Brasilien und zugleich das älteste Denkmal der Beziehungen zwischen Deutschland und Brasilien.

Über die Bedeutung des Werkes sind in den fachmännischen Kreisen der Geographen, Völkerkundler und Historiker nie Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht, und dennoch behauptet sich ein gelegentlich wiederholtes Vorurteil, das den Verfasser als gewöhnlichen Landsknecht und Abenteurer abtut und sein Buch dementsprechend bewertet. Staden ist allerdings ein einfacher Mann ohne gelehrte Bildung gewesen. Er ging aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervor, diente als schlichter Kanonier auf spanischen und portugiesischen Schiffen und war auch zuletzt, in den Monaten vor seiner Gefangennahme durch die Indianer, nur Befehlshaber einer von wenigen Leuten verteidigten primitiven Befestigung bei Bertioga. Über sein Leben vor und nach den beiden Brasilienfahrten in den Jahren 1547 bis 1555 ist wenig bekannt. Er stammte aus Homberg an der Efze in Hessen, war der Sohn eines in Wetter bei Marburg an der Lahn geborenen «aufrichtigen, frommen und tapferen Mannes» und ist zuletzt 1556 als Bürger in Wolfhagen bei Kassel nachweisbar. Als schlichter und bescheidener Mensch wollte er auch durch die Niederschrift und Veröffentlichung seiner Reiseerlebnisse keinen Ruhm erwerben, sondern nur Gott seinen Dank für die Errettung aus Not und Gefahren und die Erlösung aus der indianischen Gefangenschaft abstaten.

Das Buch wurde unter Stadens Hand jedoch mehr als eine bloße Dankesbezeugung, weil er selbst eben mehr war als ein durchschnittlicher Landsknecht. Es atmet den Geist der neuen Zeit, die damals mit der Renaissance und der Reformation zum Durchbruch kam, den Geist der Sachlichkeit, der Wahrheitsliebe und eines fast wissenschaftlichen Denkens. Frei von den Phantastereien der Reisebeschreibungen des ausgehenden Mittelalters und dem Schwulst ihrer Sprache gibt es schlicht, knapp und zuverlässig bis in alle Einzelheiten die Erlebnisse und Beobachtungen wieder, die der Verfasser als einzigen Gewinn von acht langen Reisejahren in die Heimat zurückbrachte. Und das geschah zu einer Zeit, da wissenschaftliches Denken selbst unter den Gelehrten durchaus noch nicht als Allgemeingut angesprochen werden konnte, und hundert Jahre, bevor Cervantes durch seinen Don Quixote dem Spuk der verstiegenen Ritterromane den Garauß machte. Die systematische Darstellung der erd-, völker- und naturkundlichen Beobachtungen im 2. Buche kann trotz ihrer Lückenhaftigkeit in ihren Grundzügen als ein unmittelbarer Vorläufer moderner Forschungsberichte gelten.

Was den Angaben darüber hinaus einen besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, dass sie, von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, auf eigenem Erleben und eigener Anschauung beruhen, und dass das Buch, offenbar unter Stadens Aufsicht, mit treffenden Bildern versehen worden ist. Das gilt insbesondere von den Berichten über das Leben und Denken der Indianer. Staden hatte sich bereits in Bertioga einige Kenntnisse der indianischen Sprache angeeignet, vielleicht auch schon früher, in Santa Catharina, und vertiefte sie während der neun Monate seiner Gefangenschaft bei den Tupinambás. Er ist zwar nicht der einzige Europäer, der mit diesen steinzeitlichen Wilden lange Zeit in ihren



Dörfern lebte; es gab damals bereits viele Weisse, die in französischen und portugiesischen Siedlungen sesshaft geworden waren, und Händler, die monatelang oder gar für Jahre von einem Indianerdorf zum andern zogen und Handelsgüter für den Versand nach Europa eintauschten und sammelten; er ist aber der einzige, der seine Erlebnisse und Erfahrungen der Nachwelt übermitteln hat.

So steht die «Wahrhaftige Historia» als Buch von bleibendem Wert auch am Anfang des deutsch-brasilianischen Schrifttums. Sie ist die würdige Einleitung zu einer langen Reihe von hervorragenden Reisebeschreibungen, wissenschaftlichen Werken und bildlichen Darstellungen, die dem Kulturaustausch zwischen Deutschland und Brasilien ihr Gepräge verleihen. Die Reihe fand bereits im 17. Jahrhundert unter Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen ihre Fortsetzung. Für das 19. und das beginnende 20. Jahrhundert deuten Namen wie Prinz Maximilian zu Wied-Neuwied, Spix und Martius, Ruggendas, Avé-Lallemant, von den Steinen, Ehrenreich und Ihering einige der grössten Leistungen an, und dass der Geist, der diese Männer beseelt hat, auch in unseren Tagen noch fortwirkt, mag durch das kühne Unternehmen und die Forschungserfolge eines Schulz-Kampfhenkel als erwiesen gelten.

Der einfache Kanonier Hans Staden aber, der nebenbei auch der Jugend das erste Indianerbuch geschenkt hat, ist durch sein Werk und dessen Platz in der Geschichtsschreibung über die Beschränktheit seines bürgerlichen Daseins hinausgewachsen. Sein Name hat für Deutsche und Brasilianer eine symbolhafte Bedeutung erlangt.

\* \* \*

Die Zahl der bisher nachgewiesenen Ausgaben des Buches beträgt über fünfzig. Es liegen Übersetzungen ins Holländische, Französische, Englische, Lateinische und Portugiesische vor. Für den Leser, der sich näher mit dem Stoffgebiet befassen will, seien hier die neueren deutschen und sämtliche brasilianischen Ausgaben erwähnt, die z. T. wertvolle Erläuterungen enthalten. Es sind:

1. Hans Staden, «Wahrhaftige Historia und Beschreibung . . .», Jahrgang VI der Zeitschrift des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins zur Kultur- und Landeskunde Argentiniens, Buenos Aires 1920, herausgegeben von Professor Dr. R. Lehmann-Nitsche. — In neuer deutscher Rechtschreibung ohne Veränderung des Ausdrucks, ohne die Holzschnitte, aber unter Beigabe der Kommentare von Julius Pistor (1895), Viktor Hantzsch (1895) und Klaudius Bode (1918).
2. Hans Staden, Wahrhaftige Historia. Faksimile-Wiedergabe nach der Marburger Erstausgabe 1557, Verlag Wuesten & Co., 1. Auflage Frankfurt a. M. 1925; 2. Auflage ebenda 1927. Mit einer Begleitschrift und Worterklärung von Richard N. Wegner. Unentbehrlich für den Forscher, dem nicht eines der wenigen erhaltenen Exemplare der Marburger Erstausgabe zur Verfügung steht.

3. Hans Staden, ein deutscher Landsknecht in der Neuen Welt, Band 23 der «Alten Reisen und Abenteuer», Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1929. Bearbeitet von R. Lehmann-Nitsche nach der Marburger Erstausgabe von 1557; mit Einleitung, Anmerkungen und einer Auswahl der Holzschnitte, jedoch ohne Stadens Widmung und Dryanders Vorwort.
4. Hans Staden, Unter Menschenfressern. Bearbeitet von Gertrud Tudsen, Verlag «Die Umwelt», Deutscher Wissenschaftlicher Verein, Buenos Aires 1934. Volkstümliche freie Bearbeitung nach dem von Lehmann-Nitsche 1920 besorgten Neudruck.
5. Hans Staden, Suas viagens e captiveiro entre os selvagens do Brazil. Revista do Instituto Histórico e Geographico Brasileiro, t. LV, p. 1.<sup>a</sup>, tradução por Tristão de Alencar Araripe, Rio de Janeiro, 1892. Nach der französischen Übersetzung von Ternaux Compans, Paris 1839.
6. Hans Staden, Suas viagens e captiveiro entre os selvagens do Brasil. Edição comemorativa do 4.<sup>o</sup> centenario (do descobrimento do Brasil). Tradução da primeira edição original por Alberto Loeffgren; com anotações explicativas de Theodoro Sampaio, São Paulo 1900.
7. Hans Staden, Meu captiveiro entre os selvagens do Brasil, texto ordenado literariamente por Monteiro Lobato, Serie «Brasil Antigo», 1.<sup>o</sup> volume, Companhia Editora Nacional, São Paulo, 1.<sup>a</sup> edição São Paulo 1926, 2.<sup>a</sup> edição 1926, 3.<sup>a</sup> edição 1927. Mit einer Auswahl der Holzschnitte; ohne Stadens Widmung, Dryanders Vorwort und ohne den 2. Teil.
8. Aventuras de Hans Staden, narradas por dona Benta e redigidas por Monteiro Lobato, Companhia Editora Nacional, São Paulo, 1927. Nacherzählung für Kinder.
9. Hans Staden, Viagem ao Brasil. Versão do texto de Marpurgo, de 1557, de Albert Loeffgren, revista e anotada por Theodoro Sampaio. Publicações da Academia Brasileira, Rio de Janeiro, 1930.
10. In Vorbereitung befindet sich eine Ausgabe in portugiesischer Sprache, der die vorliegende Übertragung als Grundlage dient.

\* \* \*

In Brasilien ist zurzeit keine dieser Wiedergaben im Buchhandel erhältlich. Da die Faksimile-Wiedergabe (2) zudem nur für einen beschränkten Kreis von Forschern und Liebhabern in Betracht kommt und dem «Deutschen Landsknecht» von Professor Lehmann-Nitsche (3) die Vorworte Stadens und Dryanders fehlen, wurde die vorliegende Ausgabe nötig. Sie stellt die erste vollständige Übertragung des Marburger Urdruckes in die deutsche Sprache der Gegenwart dar.

Hans Staden soll allen Lesern ohne Unterschied des Herkommens und der Bildung verständlich werden. Darum galt es, bei strengster Beachtung sachlicher Einzelheiten ihn im heutigen Deutsch so sprechen zu lassen, wie er einst zu seinen Zeitgenossen gesprochen hat: schlicht und einfach, bisweilen ein wenig unbeholfen, und immer so, wie ein Mann seines Lebenskreises und seines Charakters sich heutzutage ausdrücken würde. Das erforderte zahlreiche Abweichungen vom Ausdruck wie auch vom Satzbau des Originals, zumal viele gegenwärtig noch gebräuchliche Wörter inzwischen einen Bedeutungswandel erfahren haben. Alles Altertümliche wurde grundsätzlich vermieden, denn ein Text aus vergangenen Jahrhunderten muss entweder unverändert oder in sinngemässer Übertragung ohne Zugeständnis an überholte Formen wiedergegeben werden. Eine Zwischenlösung kann nicht befriedigen. Wer einen Eindruck von Stadens Sprache und Schreibweise gewinnen will, betrachte das Titelblatt und die Textseite mit dem 27. Kapitel des I. Teiles, die beide diesem Nachwort in Faksimile-Druck beigelegt sind.

Für die Wiedergabe der indianischen Bezeichnungen wurden im allgemeinen Angaben Theodoro Sampaio's zu Rate gezogen, für die meisten indianischen Redewendungen die Rekonstruktionen von Lemos Barbosa, «Theodoro Sampaio e Hans Staden», Revista do Arquivo Municipal de São Paulo, LXVII, 1940, und für die Orts-, Personen- und Tiernamen die heute gebräuchlichen Formen verwendet, gelegentlich mit kurzen erläuternden Zusätzen. Die indianischen Namen und Wendungen wurden in brasilianischer Schreibung wiedergegeben, die Monatsdaten nach dem Julianischen Kalender unverändert beibehalten.

Bei der Einteilung in Kapitel waren einige Abänderungen nicht zu vermeiden, zumal eine fehlerhafte Zählung vom 34. bis zum 53. Kapitel des I. Teiles nicht übernommen werden sollte. Das 34. Kapitel des Originals entspricht dem 33. der vorliegenden Ausgabe, usw.

Die Holzschnitte erscheinen sämtlich in Originalgrösse, nur die Karte von der «Landschaft mit den genannten hauingen» ist verkleinert. Das Bildnis Hans Stadens ist dem Buche von Winckelmann: Der Amerikanischen Neuen Welt Beschreibung, Oldenburg 1664, entnommen und hier nach der Faksimile-Ausgabe (2) wiedergegeben. Die Zeichnung «Bertioga 1940», die der Herausgeber Herr Alfred Prast in Rio de Janeiro verdankt, stellt das alte portugiesische Fort auf dem Festland am Eingang zum Kanal von Bertioga dar. Es entsammt einer späteren Zeit. Stadens «Festes Haus» lag schräg gegenüber auf der Insel Santo Amaro, wahrscheinlich an der Stelle, an der sich jetzt, von dichtem Gebüsch und Wald überwuchert, Reste einer steinernen Befestigungsanlage und einer Kapelle befinden, oder weiter seewärts an der Nordostspitze der Insel.

Die beiden Karten von den Reisewegen und dem Küstengebiet von Itanhaën bis Rio hat Herr Dr. Wilhelm Kloster, z. Zt. in São Paulo, gezeichnet, dessen Feder auch die folgenden «Begleitworte» entstammen.

Dr. Karl Fouquet.

## Begleitworte zu den Karten.

Mit Freude habe ich den Auftrag übernommen, zu der Neu-Herausgabe des Werkes von Hans Staden einige Übersichtskarten zu zeichnen. Die Aufgabe erschien um so lohnender, als es möglich sein musste, an Ort und Stelle unter Zugrundelegung genauen Kartenmaterials und Verwendung eigener Beobachtungen in der Landschaft selbst manche Widersprüche, die sich beim Vergleich der bisherigen Ausgaben herausstellten, zu klären und noch offene Fragen zu beantworten. Bei weiterem Eindringen in die vorhandene Literatur, vor allem auch der neueren brasilianischen zu diesem Gegenstand, wuchs die Arbeit bald über den ihr ursprünglich gesteckten Rahmen hinaus. Sie führte zu Ergebnissen, die es gerechtfertigt erscheinen lassen, die Untersuchungen demnächst als besondere Abhandlung an anderer Stelle zu veröffentlichen. Hier sollen nur kurz einige Erklärungen zu den beigegeführten Karten gegeben werden.

1) **Übersichtskarte zu beiden Reisen.** Es ist hier meines Wissens zum ersten Male der Versuch gemacht, eine Aufzeichnung des Reise-weges von Hans Staden zu geben. Natürlich kann es sich um keine genaue Wiedergabe der Fahrtrouten handeln, da hierfür die Unterlagen fehlen, doch ist der wahrscheinliche Kurs unter Berücksichtigung der jeweils herrschenden Wind- und Strömungsverhältnisse eingetragen. Die Zeitangaben sind nach den von mir errechneten Werten eingetragen, die an verschiedenen Stellen z. B. von denen von R. Lehmann-Nitsche (Hans Staden, Ein deutscher Landsknecht in der Neuen Welt, Leipzig, 1929) abweichen.

Wesentlich war für die Einzeichnung der Reise nach Süden die Entdeckung im 2. Absatz des XII. Kapitels. Die Stelle ist nachfolgend im Faksimile nach der Marburger Ausgabe von 1557 wiedergegeben.

Wir siegelten auß dem hauingen Inbiassape genant/ligt  
p̄v̄ i i. gradus Sudwert equinoctial/ vnd kamen unge  
ferlich zwen tag nach onser auffart bei eyn insel/ Infulade  
Alkarrases genant/ongeferlich xl. meil von dannen da wir  
auffuhen/ daselbst ward ons der winde zuentgegen/das  
wir mustendabei anckern.

Danach gibt Staden eindeutig den südlichsten erreichten Punkt zu  $28\frac{1}{2}$  Grad an, denn die durchstrichene I hinter XXVIII ist nach damaligem Gebrauch als  $\frac{1}{2}$  zu lesen (vergl. dazu Dr. Friedrich Wecken, Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung 4. Aufl. Leipzig 1930, S. 101). In den von mir eingesehenen Texten ist dieses Zeichen aber überall übersehen worden, auch bei Lehmann-Nitsche, der nach den Bearbeitungen des Berichtes über die Expedition Sanabrias allerdings angibt, dass man «Ende 1551 wegen Mangel an Lebensmitteln weiter nach Süden zur heutigen Laguna Imatuhy, welche Staden Inbiassapé, Sanchez Vinçá, Salazar Mbiazá oder Enviaçá nennt» gezogen sei (Lehmann-Nitsche, S. 16). In der Ausgabe von 1900 wird aus einem mir unerklärlichen Grunde sogar  $35^{\circ}$  S angegeben, ein Fehler den Gertrud Tudsén in ihre Ausgabe von 1934, S. 25, mit übernimmt. Die Notiz, dass es 40 Meilen von Inbiassapé bis zur Ilha dos Alcatrazes sei (siehe Faksimile, nicht 11 Meilen wie bei Lehmann-Nitsche S. 157, Anmerkung 5, angegeben) stimmt mit den früheren Entfernungsangaben São Vicente-Superaguy 18 Meilen und Superaguy-Santa Catharina 30 Meilen (Kap. 7) gut überein. Bei der Feststellung im 1. Absatz des 12. Kapitels, dass S. Vicente 70 Meilen von Inbiassapé entfernt sei, muss es sich dagegen wohl um einen Druckfehler (70 statt 40) handeln. Auf den weiteren Verlauf der Reise wird in den Bemerkungen zu Karte 4 näher eingegangen.

2) **Karte zur 1. Reise.** Bei dieser Fahrt werden nur wenig Namen auf dem brasilianischen Festland genannt, sie sind auf den Karten zu Lehmann-Nitsche S. 27 und zur Faksimileausgabe von Richard N. Wegner S. 30 schon vollständig eingetragen. Es wurde lediglich ein Kartenausschnitt im grösseren Masstab zur leichteren Übersicht gegeben.

3) **Karte des Küstengebietes von São Vicente bis Bertioga.** In diesem Gebiet sind durch Anlandungen, Austrocknen von Sümpfen und Flussregulierungen wesentliche Veränderungen gegenüber dem alten Bild, wie es Staden vorfand, eingetreten. Deshalb ist der Zustand zur Zeit des Gouverneurs Martim Affonso de Souza (um 1535) festgehalten. Grundlage für die Zeichnung war die Karte XVIII (Masstab 1:150.000 nicht 1:66.666!) zum Aufsatz von Benedicto Calixto, *Algumas notas e informações sobre a situação dos Sambaquis de Itanhaen e de Santos* in der *Revista do Museu Paulista* Vol. VI São Paulo 1904 pg. 490 ff. Für den fehlenden östlichen Teil, sowie für einige historische Angaben wurde die Karte von José Castiglione-Francisco Martim de Santos, *Município de Santos*, 1:75.000, Santos 1940, zu Rate gezogen. Ein Vergleich mit Holzschnitt 12 zeigt, mit welcher Naturtreue Staden die Lage der Insel wiedergegeben hat. Selbst die kleine Insel Braz Cubas, die nach dem Gründer von Santos genannt wurde, ist nach Lage und Form richtig angegeben. Die im 19. Kapitel erwähnte kleine Insel, auf der Wasservögel mit roten Federn, Guarás oder Reiher, nisten, dürfte mit der eingezeichneten Ilha de Guarás wohl richtig bestimmt sein.

4) **Karte zur 2. Reise.** Über den ersten Teil der Reise an der brasilianischen Küste ist in den Bemerkungen zur 1. Karte bereits das

Erforderliche gesagt. Das Hauptproblem für den Verlauf der weiteren Reise lag in der Festlegung des Ortes Ubatuba, in dem Hans Staden 9—9½ Monate gefangen gehalten wurde. Bisher hat man allgemein angenommen, dass diese frühere Indianersiedlung in der historischen Stadt Ubatuba im Staate São Paulo wiederzufinden sei. Damit wollten jedoch einige auf genaueren Karten des Küstendistrikts (Comissão Geographica e Geologica do Estado de S. Paulo, Exploração do Litoral, 1.<sup>a</sup> Secção, S. Paulo 1915) entdeckte weitere Ortsangaben, wie Boiçucanga, Mambucaba, sowie die von Staden mitgeteilten Entfernungen nicht übereinstimmen. Nach seinen Angaben wird die Rückfahrt von Bertioga bis Ubatuba, 30 Meilen, in 3 Tagen zurückgelegt (Kap. 21). Dabei sind die Tagereisen meist gleich, am 1. Tag von Bertioga bis São Sebastião, am 2. Tage bis zum Vorgebirge Ocaraçú (Kap. 43), am 3. Tage dann bis Ubatuba (Kap. 43). Ocaraçú ist dabei nach Sampaio (Hans Staden, Viagem ao Brasil, por Alberto Loefgren, Revista e anotada por Theodoro Sampaio 1930, Publicações da Academia Brasileira) ein Vorgebirge im Südosten der grossen Bucht von Paraty, läge also im heutigen Staate Rio de Janeiro, weit östlich von dem vorher erwähnten Ubatuba. Der Ort, an dem Hans Staden gefangen gehalten wurde, müsste also noch eine Tagereise weiter nach Osten liegen.

Von dem Kriegszug nach Bertioga, ins Land der Tupiniquins, erzählt Staden, dass sie nach einigem Aufenthalt durch Fischfang «eines Nachts in einem Ort lagen, der auch Ubatuba heisst» (Kap. 41). Von dort fuhren sie weiter in einer Tagereise bis São Sebastião, um am nächsten Tage ihr Ziel zu erreichen (Kap. 41). Es ist wahrscheinlich, dass diese 2. Indianersiedlung bei der Stadt Ubatuba im jetzigen Staate São Paulo zu suchen ist. Entscheidend wurde in dieser Frage nun eine genaue Betrachtung der Holzschnitte Stadens, auf denen Ubatuba mit dem Blick auf das Meer dargestellt ist. In Betracht kommen die Bilder 17, 22, 24 und 30. Auf allen sind 2 grosse Inseln, auf einigen ferner 2 oder 3 kleinere Inseln der Küste vorgelagert gezeichnet. Auf der Spezialkarte 1:50.000 in dem erwähnten Werk über das Litoral, Folha IV, findet sich bei dem Orte Ubatuba nun aber weit und breit keine Insel. Es käme deshalb schon eher die Bai von Ubatumirim weiter östlich in Frage (auf älteren Karten auch als Ubatuba mirim verzeichnet), in der sich verschiedene Inseln befinden. Doch auch diese Bucht kann nicht den gesuchten Ort enthalten, denn auf zweien der Holzschnitte (Bild 22 und 24) ist für die grössere Insel übereinstimmend und deutlich der Name «Ippaun wasu» von Staden angegeben. Plinio Ayrosa, der beste Kenner und Professor für Tupi an der Universität São Paulo, hat in einem Aufsatz «Nomes Tupis das nossas ilhas» im «Estado de S. Paulo» vom 21. September 1938 eine Zusammenstellung der Inselnamen in Tupi und Brasilianisch gegeben. Ipaunguaçú ist demnach der Tupiname für Ilha Grande. In der Nähe dieser Insel im heutigen Staate Rio de Janeiro hätten wir also Ubatuba und die übrigen von Staden erwähnten Indianersiedlungen zu suchen. Auf einer Karte des Munzips Angra dos Reis, die uns freundlicherweise von Herrn

Ingenieur Fred. Cummerow zur Verfügung gestellt wurde, finden sich Ariro = Arirabe im Innern der Bucht, sowie Marnbucaba und Taquari, das vielleicht als das Ticquaripe Stadens anzusprechen ist.

Ubatuba selbst muss nach den Entfernungsangaben Stadens weiter östlich, etwa in der Bucht von Mangaratiba liegen. Bei einer Annahme der Siedlung an dieser Stelle lösen sich ohne weiteres eine ganze Reihe von Fragen.

1. Die 3. Tagereise von Bertioğa aus mit dem Ruderboot ist durch die Strecke Ocaraçú-Ubatuba mit etwa 10 Meilen gegeben.

2. Die 2. grosse Insel auf den Holzschnitten könnte die Restinga de Marambaia sein, kleinere Inseln u. a. die Ilha da Giboia.

3. Die Anwesenheit von Mannschaften französischer Schiffe, die im Hafen von Niteroi in 8 Meilen Entfernung ankerten, wird erklärlich. Es ist zu bedenken, dass die Gründung der französischen Kolonie França Antarctica mit der Hauptstadt in der Bucht von Guanabara und Errichtung des Forts Coligny auf der Insel Sirigipe erst nach der Ankunft des Admirals Villegaignon Anfang November 1555 erfolgte (Varnhagen, *Historia Geral do Brasil*, 3.<sup>a</sup> Edição, Vol. I, 375).

4. Zum Rio Parahyba, auf dem ein Teil der Mannschaft die Expedition gegen die Tupinikins unternahm, ist durch die Täler des Rio Claro und Rio Pirahy ein leichter Zugang.

Die genaue Feststellung der Lage des Ortes Ubatuba, die mir trotz mancher Studien in den Archiven von São Paulo und Rio leider nicht möglich war, wird vielleicht einmal einem Archäologen oder Sambaquiforschern gelingen.

Dr. Wilhelm Kloster.

# Wurthaus

Historia vnd beschreibung eyner Landtschafft der Wilden / Nackeren / Gimmigen Menschschaffen Leutben / in der Newenwelt America gelegen / vor vnd nach Christi geburt im Land zu Hessen vnbekant / bis vff diese / nechst vergangene jar / Da sie Hans Staden von Womburg auß Hessen durch sein eygne erfahrung erkant / vnd yetzo durch den truck an tag gibt.

Dedicirt dem Durchleuchtigen Hochgebomen herren / H. philippen Landtgraff zu Hessen / Graff zu Cargenelndbogen / Dietz / Ziegenhain vnd Lidda / seinem G. H.

Mit eyner vorrede D. Joh. Deyandri / genant Eychman / Ordinarij Professoris Medici zu Marpurgh.

Inhalt des Büchlins volget nach den Vorreden.



Gedruckt zu Marburg / im jar M. D. LVII.

53. Faksimile-Wiedergabe des Titelblattes der Marburger Erstausgabe von 1557.



bitten/darnach des dritten tages reysete er vort an. Vnd sie hatten beschlossen/sie wölten zü rüsten/vnd des ersten tages mich tödten/so bald sie alle ding bei eynander hetten/Vnd sie verwarren mich sehr fleissig/ vnd thatten mir grossen spott an/beyde jung vnd alt.

## Wie ich so gross zan wehe hatte /

Caput xxvij.

**E**s begab sich / wie ich so im elende war / das gleich wie man sagt/das eyn vnglück nicht alleyn kömpt / mir eyn zan wehe thet / so das ich gar versiel / durch gross wehe/so fragte mich mein herz / wie es keme das ich so wenig esse/ich sagte mir thete eyn zan wehe / Do kam er mit cynem dinge/ von holze gemacht/vnd wolte in mir aufreissen/ Ich sagte er thete mir nit mehr wehe/Er wolte in mir mit gewalt aufreissen. Doch weget ich mich so sehr/das er daruon abließ/ ja meynte er/wo ich nicht esse vnd widerumb zuneme/wolten siemich töten eheder rechten zeit. Gott weyß wie manchmal ich so hertzlich begerte/das ich möchte/wens sein gotlich will were/sterbenehe es die wilden acht hetten / das sie nicht iren willen an mir vollenbängen mochten.

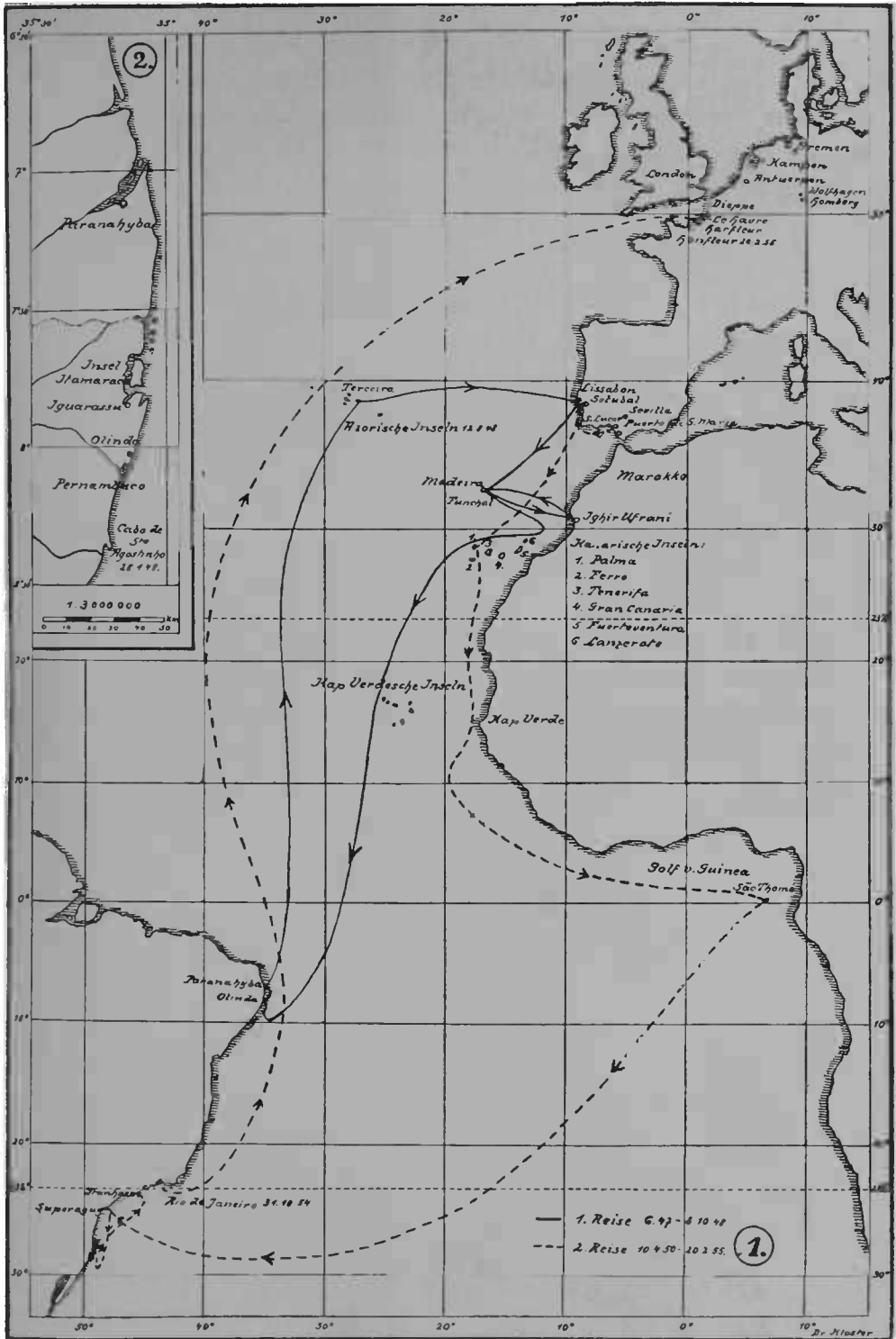
## Wie sie mich zü irem obersten Könige

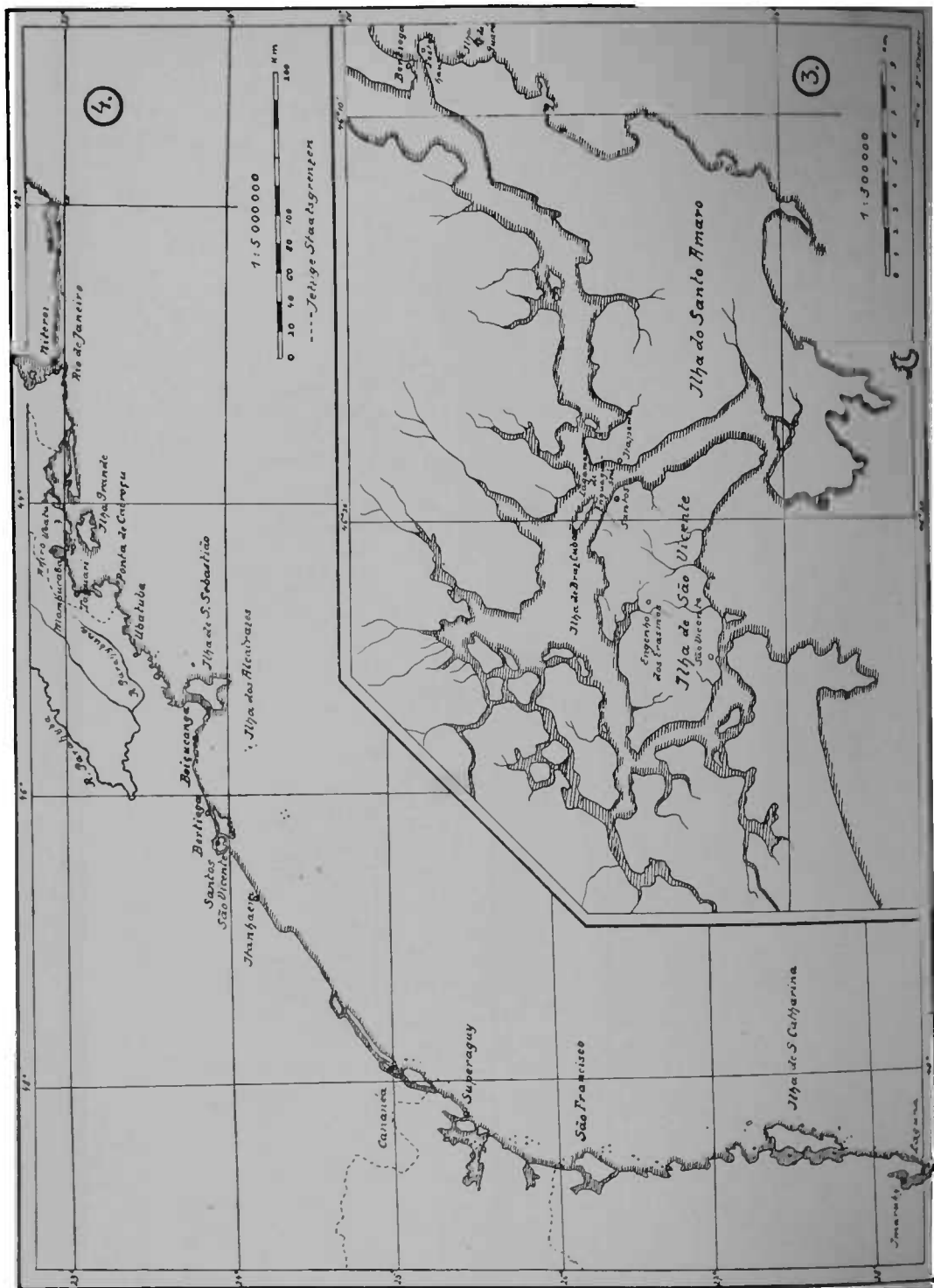
Konyan Bebe genant / fuhreten / vnd wie sie da mit mir vmb giengen. Cap. xxvij.

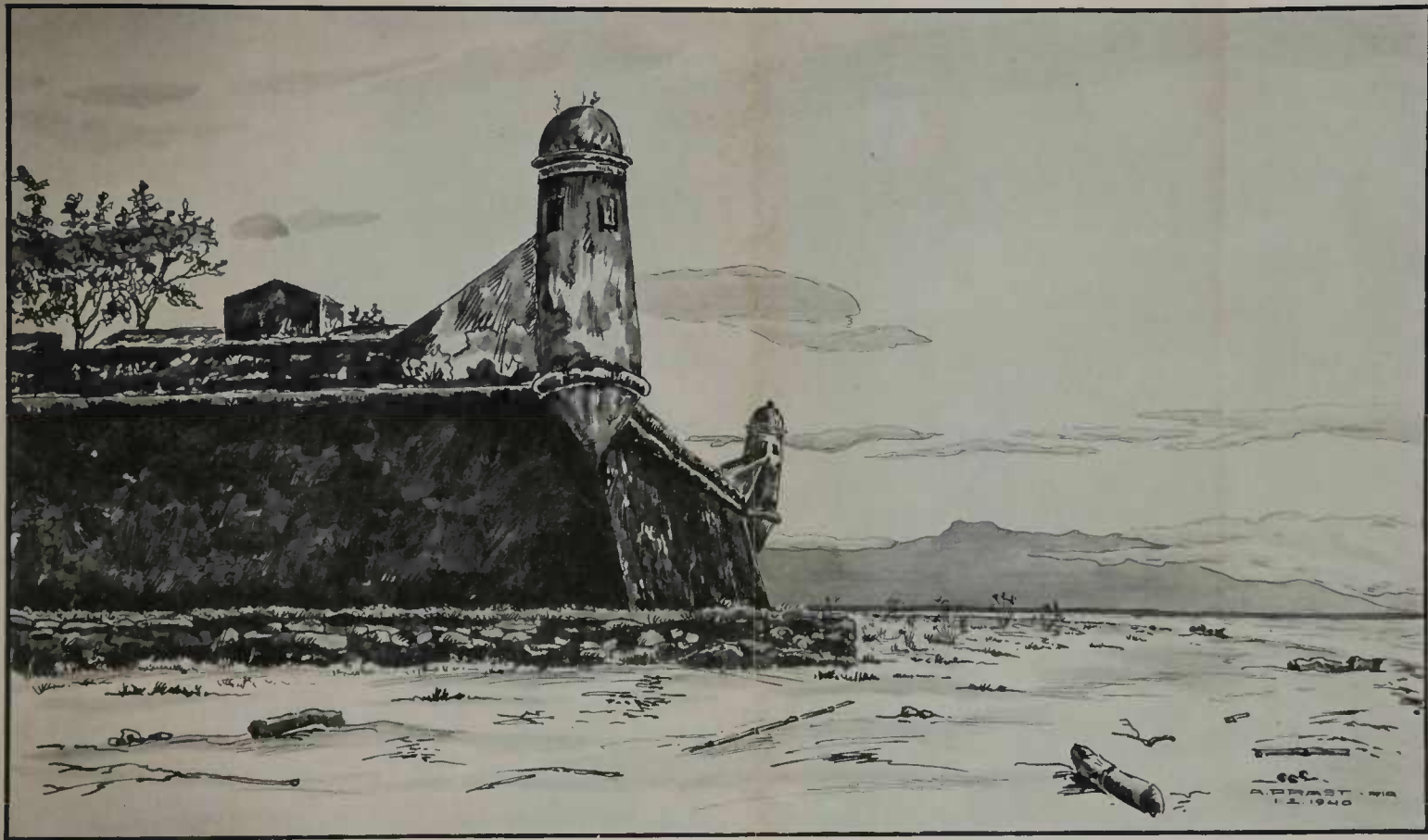
**N**ach etlichen tagen fuhreten sie mich in eyn ander dorff/welchs sie heysen Arirab/zü eynem künig der hieß Konyan Bebe/vnnd war der vornemste künig vnter jnen allen. Bei demselben hetten sich etliche mehr versamlet/vnd eyn

g ii









Das Fort Bertioago, 1940



## Namen und Sachverzeichnis

St. bezeichnet Stadens Schreibform

- Abati** = Mais (St. = Abbati), 60, 104.  
**Abati-poçanga**, ein Häuptling (St. = Abbati Bossange), 137, 139, 140, 180.  
**Acacay**, Affenart (St. = Ackakey), 204.  
**Acangatara**, Schmuck aus roten Federn (St. = Kannittare), 176.  
**Ackerbau**, 167.  
**Aderlass**, 113, 166.  
**Adorno**, Guiseppe (José), ein Genueser (St. = Josepe Ornio), 61.  
**Affen**, 204.  
**Agudin**, Antonio, ein Galizier aus der spanischen Landschaft Galizien (St. = Antonio Agudin), 80.  
**Aipó mair angaipaba ybytu guasu omoú** (St. = Apo Meiren geuppawy wittu wasu Immou), 105.  
**Aju ne xé peē remiurama** (St. = A Junesche been ermi vramme), 71.  
**Albacora** = Thunfisch (St. = Albakore), 24.  
**Alcatraz** = Seemöve; **Ilha dos Alcatrazes** (St. = Alkatrasen, Insula de Alkatrasen), 49, 222.  
**Alkindar-miri**, ein Indianer (St. = Alkindar Miri), 73, 103, 107.  
**Amerika**, 18, 33, 34, 35, 36, 153, 155, 215.  
**Anhanga** = Teufel (St. = Ingange), 162.  
**Antipoden**, 13, 14.  
**Antonio**, ein Mameluck, 129, 136.  
**Antwerpen** (St. = Antdorff), 147, 215, 216.  
**Araçoyá**, Fächer aus Papageienfedern (St. = Arasoya), 77; Bild 17.  
**Arirabe**, Indianerdorf (St. = Arirab, Arirop), 85, 225, 227; Bild 18.  
**Asunción**, jetzt Hauptstadt von Paraguay (St. = Sumption, la Soncion), 44, 48.  
**Augustinus**, der Heilige, 13, 14.  
**Azorische Inseln** (St. = Losa Sores), 31.

**Bahia de Todos os Santos** (St. = Boiga de Todosol Sanctus), 156.  
**Baumwolle**, 78, 155, 162, 178, 192, 213.  
**Beerdigung der Toten**, Bild 21.  
**Befestigung (Festes Haus) Hans Stadens bei Bertioga** (St. = Bolwerck, blochhauss), 57, 58, 59, 221; Bild 12, 13, 26.  
**Befestigungsanlagen der Indianer**, 28, 157, 159 f.; Bild 34.  
**Beijú = Mandiocafladen** (St. = Byyw), 168.  
**Belagerungstechnik der Indianer**, 28, 29, 30; Bild 6.  
**Berberei** (St. = Barbaria), 20.  
**Bertioga, Indianerdorf** (St. = Brickioka, Brigiaco), 55—58, 63, 66, 71, 80, 86, 87, 94, 109, 110, 118, 123, 124, 126, 218, 221, 223—225; Bild 11, 12, 13, 26.  
**Bienen**, 210.  
**Bilbao, Stadt in Spanien** (St. = Bilba), 46.  
**Biskayer, Baske** (St. = Busckeyner), 46.  
**Blutrache**, 171, 199 f.  
**Boiçucanga, Ortsname** (St. = Boywassu-Kange), 122, 224; Bild 26.  
**Bel'Eté, Marie, französisches Schiff** (St. = Maria Bellete), 138, 146.  
**Bojecí = Schmuck aus Schalen von Meerschnecken** (St. = Bogessy), 177.  
**Bonito = Bonnettfsch** (St. = Bonitte), 24.  
**Bonnettfsch = Bonito**, 24.  
**Boote, Bootbau**, 188.  
**Brabant, Provinz**, 215.  
**Braga, João, Diogo, Domingos, Francisco und André de, Mamelucken** (St. = Johan, Diego, Domingus, Francisco, Andreas de Praga), 55, 123—125, 129, 136.  
**Brant, Heinrich, aus Bremen** (St. = Heinrich Brant von Bremen), 20, 215.  
**Brasilholz** (St. = prasilien holtz), 31, 66, 78.  
**Bremen**, 20, 215.  
**Bruchhausen, Hans aus** (St. = Hans von Bruchhausen), 20, 215.  
**Buriquí, Affenart** (St. = Pricki), 204.

**Caiçara = indianische Befestigungsanlage** (St. = Ywara), 71.  
**Cananéa, Hafen im heutigen Staat São Paulo** (St. = Caninee), 50.  
**Capivara, Wasserschwein** (St. = Catiuare), 207.  
**Carajá, Indianerstamm** (St. = Karaya), 158, 169.  
**Carijós, ein Indianerstamm** (St. = Carios), 38, 44, 46, 54, 61, 91, 112—115, 155; Bild 23.  
**Carimã, getrocknete Mandiocawurzel** (St. = Keinrima), 167 f.  
**Carimã-cui, ein Indianerhäuptling** (St. = Kenrimakui), 99.



- Caruatá-uára**, ein Franzose (St. = Karwattuware), 82, 101, 103.
- Cauim**, ein Getränk (St. = Kawawy), 60, 72, 85.
- Cauim pepica** = Art und Weise, einen Gefangenen zu töten (St. = Kawewi pepicke), 64.
- Cay**, eine Affenart (St. = Key), 204.
- Chê-raira** (St. = Scheraeire), 99.
- Che reimbaba indé** (St. = Schere inbau ende), 68.
- Cipó**, Schlingpflanze (St. = Sippo), 30.
- Claudio**, Claude Mirande, ein Franzose (St. = Claudio, Claudio Mirando), 52, 108.
- Coelho**, Duarte, der erste Donatar von Pernambuco (St. = Artokoslio), 26.
- Coema** = der Morgen, Personennamen (St. = Koem), 179.
- Coó-uara-açú**, ein Indianerhäuptling (St. = Sowarasu), 139.
- Cubas**, Braz, der Gründer von Santos; Ilha Braz Cubas, Insel bei Santos (St. = Brascupas), 110, 223; Bild 12.
- Cunhambebe**, ein Häuptling (St. = Konyan Bebe), 85-88, 119, 120, 127, 171, 227; Bild 18.
- Cutia**, ein Indianerdorf (St. = Acuttia, Acutia), 46; Bild 10.
- 
- Debe marã pá, xe remiu ram, begué** (St. = Dete Immeraya, Schermiuramme, beiwoe), 189.
- Deutsche**, 20, 57, 61, 215.
- Dieppe**, normannischer Hafen (St. = Depen, Dippaw), 138, 145-147, 216.
- Diez**, Stadt an der Lahn, 5, 17, 226.
- Dourado** = Goldmakrele (St. Durado), 24.
- Dryander**, Professor Dr. Johann Eichmann, gen. Dryander, 9, 226.
- 
- E mongetá nde Tupã t'okuabé amanasu jandé momaran eyma resé** (St. = Ne mungitta dee Tuppan do Quabe, amanasu y an dee Imme Ranni me sis se), 69.
- Ehe**, Familienleben, 180, 181.
- Eichmann**, vgl. Dryander.
- Eidechsen**, 47, 107.
- Eiramitan**, Personennamen (St. = Hermittan), 179.
- Enduape**, ein Schmuck aus Straussenfedern (St. = Enduap, Enduape), 177; Bild 33, 40.
- Engenho**, Zuckermühle (St. = Ingenio), 54, 61; Bild 12, 13.
- England**, englische Schiffe, 33, 147, 216.
- Enguaguaçú**, Ort auf der Insel São Vicente (St. = Ywawa supe), 54.
- Erasmus von Rotterdam**, Humanist, 16.

Ferreira, Jorge, ein Mameluck (St. = Jorge Ferrero), 124, 125, 131.  
Ferro, Insel (St. = Il Ferro), 153.  
Feuerwerkzeug, 161; Bild 35.  
Finisterre, Kap (St. = a fine terrae), 13, 14.  
Firmianus, Lactantius, Theologe, 13.  
Fische, Fischfang, 134, 135, 163; Bild 30, 37.  
Fledermäuse, 209.  
Fliegende Fische = peixes voadores (St. = pisce Bolador), 24 f.  
Frankreich, Franzosen, französische Schiffe, 20, 31 f, 38, 52, 66, 75, 78,  
79, 81—83, 86, 94, 100—103, 116—118, 131, 138, 139, 143, 145,  
215, 216; Bild 24.  
Fuerteventura, Insel (St. = Forte Ventura), 153.  
Funchal, Stadt auf Madeira (St. = Funtschal), 23.

Galeottus, Verfasser eines Buches, 15.  
Galizier aus der spanischen Landschaft Galizien (St. = Gallicianer), 80.  
Gebirge in Brasilien, 156.  
Geld, 182.  
Genipapo-Yvá, eine Baumart (St. = Juni pappe eywa), 212.  
Genueser, 61.  
Gesang und Tanz, Musikinstrumente, 71, 72, 76 f, 85, 127, 174, 191;  
Bild 16, 17, 19, 28, 44.  
Getränke, 173, 174; Bild 38.  
Goldmakrele = Dourado, 24.  
Goldturm, Casparus, Magister und Prediger, 14.  
Gran Canaria, Insel, 153.  
Guadalquivir, Fluss in Spanien (St. = die Civilische refir), 33.  
Guará Piranga, Vogelart (St. = Uwara Pirange), 65, 211, 223.  
Guaratinga-açú, ein Häuptling (St. = Vratinge Wassu), 74 f, 99, 113.  
Guayaná, ein Indianerstamm (St. = Wayganna), 156, 158.  
Guaytacá, ein Indianerstamm (St. = Weittaka), 158.  
Guinea (St. = das lant Gene), 34, 153.

Haartracht, 175 f.  
Hängematten = Ini (St. = Inni), 67, 162; Bild 14, 36.  
Handelswaren, 23, 78, 102, 110, 116, 138, 141.  
Harfleur, normannischer Hafen (St. = Harflor), 216.  
Haustiére, 15.  
Hebeammen, 178.

Heilkunst, 84, 191.

Hessen, 5, 6, 9, 10, 226.

Hessus, Heliodorus, Sohn des Helius Eobanus Hessus, 10 f, 61, 215.

Hessus, Helius Eobanus, Professor in Marburg, 10, 61, 215.

Holland, 20.

Homburg an der Elbe, Stadt in Hessen, 6, 20, 218, 226.

Honfleur, normannischer Hafen (St. = Honflor), 145.

Ibira-pema, Keule zum Töten der Gefangenen (St. = Iwera Pemme),  
75, 193—196, 198, 199; Bild 33, 42, 43, 44, 46.

Igá-ibira, eine Baumart (St. = Yga Ywera), 188.

Ighir Ufrani = Cabo Ghir, Hafen in Marokko (St. = Cape de Gel,  
Cape de Gell), 23; Bild 4.

Igaraçú, Ort im heutigen Staat Pernambuco (St. = Garasu, Ugarasu),  
27; Bild 6.

Imbeaçã-pe, Hafen (St. = Inbiassape), 49, 52, 223.

Indien (St. = India), sowohl für Ostindien wie für Amerika gebraucht,  
13, 14, 20, 32.

Inhêpoan, ein Tongefäß (St. = Yneppaum), 168.

Ini, Hängematte (St. = Inni), 67, 162; Bild 14, 36.

Ippaun Wasu = Ipaúnguaçú = Ilha Grande im heutigen Staate Rio  
(St. = Ippaun wasu), 224; Bild 22, 24.

Itamaracá, Siedlung im heutigen Staate Pernambuco (St. = Tammaraka,  
Tamerka), 28, 29; Bild 6.

Itanhaem, Ortsname (St. = Itenge Ehm), 52, 223; Bild 11.

Itavú, ein Indianerhäuptling (St. = Ita Wu), 138.

Jacob, ein Franzose, 116.

Jagd und Fischfang, 163, 164, 204—207; Bild 30, 37

Jakobus, Sankt, 14.

Jauara ichê (St. = Jau ware sche), 127.

Jeronymo, ein Portugiese (St. = Hironymus), 124, 125, 131, 136.

Johannes, Apostel, 14.

Juan Fernando, ein Baske (St. = Johan Ferdinando), 46.

Jurumirim = Santa Catarina, Hafen (St. = Schirmirein), 43; Bild 10.

Kampen, Stadt in der Niederlande (St. = Campen), 20.

Kanarische Inseln (St. = insulen Cannarias), 34, 153.

Kap Verde, Kap Verdesche Inseln (St. = Cape virde), 34, 153.

Kastilien, Kastilianer, 23, 33, 80, 215.  
Katzenelbogen, ehemalige Grafschaft, 5, 17, 226.  
Kirimā, Personennamen (St. = Krimen), 179.  
Klima, 155.  
Körperfarbe der Indianer, 155, 165.  
Körpergestalt der Indianer, 165.  
Kolbe, Andreas, Buchdrucker in Marburg, 216.  
Krieg, Kriegssitten, Kriegszüge, Waffen, 183, 187, 190–192; Bild 6, 7,  
12, 13, 19, 26, 31.  
Kürbis, 169.

Läuse, 178.  
Lanzarote, Insel (St. = Lanserutta), 153.  
Leibeigenschaft, 112.  
Leoparden, 207.  
Leuhr, deutscher Gastwirt in Lissabon (St. = Leuhr), 20.  
Le Havre Neuf, Haten in der Normandie (St. = Habelnoeff), 145.  
Liesse, ein Fisch = Piratí, 60, 120, 190.  
Lippenpflocke, 176; Bild 39.  
Lissabon (St. = Lissebona), 20, 22, 23, 33, 34, 153.  
London (St. = Lunden), 147, 216.  
Lyra, Nikolaus, Theologe, 14.

Macaguá, Vogelart (St. = Mackukawa), 195.  
Madeira, Insel (St. = Eilga de Madera), 22, 23.  
Maembipe = São Sebastião, Insel (St. = Meyenbipe), 120, 122, 124,  
125, 224; Bild 25, 27.  
Mais = Abatí, 60, 104.  
Mambucaba, Indianerdorf (St. = Mambukabe), 93, 95, 96, 224, 225.  
Mamelucken, Abkömmlinge von Indianern und Weissen (St. = Mammelucken), 55, 56, 123, 124, 127, 129.  
Mandioca, Pflanze (St. = Mandioken), 28, 30, 31, 44, 60, 71, 108, 164,  
167, 168, 173, 180.  
Manguape, Hafen (St. = Mungu Wappe), 101.  
Maracá, Rassel (St. = Tammerka), 72, 77, 126, 127, 157, 184–186,  
190, 191; Bild 41.  
Maracayá, Indianerstamm (St. = Markaya), 85, 104, 143, 158; Bild 31.  
Maracá-ibá, Dorn, Fussangel (St. = Maraga eibe), 157.  
Marburg, Stadt an der Lahn, 9, 17, 218, 226.

**Marokko** (St. = *Barbaria*), 23, 24.  
**Matapú**, Meerschnecke (St. = *Matte pue*), 177, 178.  
**Mauren** (St. = *weiss Moren*), 20, 23.  
**Meire Humane**, ein «Prophet oder Apostel» (St. = *Meire Humane*), 175.  
**Menschenfresser**, Tötung der Gefangenen, 157, 189, 193—201;  
 Bild 23, 43—50.  
**Mingao**, dünner Brei, Suppe (St. = *Mingau*), 169.  
**Mirande**, Claude oder Claudio, ein Franzose (St. = *Claudio Mirando*),  
 52, 108.  
**Moner**, Wilhelm de, französischer Kapitän, 143, 216.  
**Moquem**, gebratenes Menschenfleisch (St. = *Mockaein*), 130, 170.  
**Mussurana**, eine Schlange; Schnur zur Fesselung von Gefangenen  
 (St. = *mussurana*), 104, 194, 197; Bild 42, 46.

**Nahrungsmittel**, 167—170.

**Nambipai**, Schmuck aus den Schalen von Meerschnecken (St. = *nambi-  
 beya*), 178.  
**Namen**, Namengebung, 177—179, 183, 201.  
**Nassau**, 9.  
**Nde akanga juká aipotá kuri ne** (St. = *De kange Juca eypota kurine*), 189.  
**Nde roó xe mokaen serā kuarasy ar eyrna riré** (St. = *Y an de soo, sche  
 mocken Sera, Quora Ossorime Rire*), 189  
**Neger**, Schwarze (St. = *schwartzte Moren*), 27, 34, 153.  
**Nhaêpepô-oacú**, ein Indianerhäuptling (St. = *Jeppipo Wasu*), 73, 91, 93,  
 95, 97, 98.  
**Nidda**, Stadt, ehemalige Grafschaft, 5, 17, 226.  
**Niteroi**, Hafen (St. = *Iterroenne*), 101, 116, 139, 225.  
**Normandie**, 145, 216.

**Ocaraçú**, ein Vorgebirge (St. = *Occarasu, Ocarasu*), 127, 224, 225;  
 Bild 15, 28.

**Oka** (St. = «Das hauss von Oka»), in Antwerpen, 216. Bedeutung nicht  
 klar; Lehmann-Nitsche, *Deutscher Landsknecht* S. 155, schreibt  
 «Haus von Aken» ohne eine Erklärung dafür zu geben; Friedrich  
 Sommer vermutet «Haus von Aachen», da zwischen den Schetz  
 und der Stadt Aachen Beziehungen bestanden haben.

**Okuá amō amanasu** (St. = *Oqua moa amanasu*), 70.

**Olinda**, Stadt bei Pernambuco (St. = *Marin, Marein*), 26, 27, 30; Bild 6.

**Paca**, ein Nagetier (St. = *Backel*), 113, 166.

**Pajé** = Wahrsager (St. = *Paygi*), 184, 185, 187, 190.

Palma, Insel (St. = Pallama), 34, 153.  
Palmitenkohl, Palmenkohl (St. = Mark einer Palme), 41.  
Paraguá, ein Indianer (St. = Parwaa), 124, 131, 134—136.  
Parahyba, Fluss, Hafen (St. = Paraibe), 31, 120, 158, 225; Bild 7.  
Paris, Stadt, 16.  
Penteado, portugiesischer Kapitän (St. = Pintiado), 20, 215.  
Pernambuco (St. = Prannenbucke), 26, 27, 31, 192.  
Perot, ein Franzose (St. = Perot), 140, 216.  
Peró = Portugiesische (St. = perot), 63.  
Peru (St. = Pirau), 33.  
Pitim = Tabak (St. = Bittin), 185.  
Pfeffer, 29, 101, 169, 192, 213.  
Philipp der Grossmütige, Landgraf von Hessen, 5, 17, 226.  
Piracema = Laichzeit der Piratí-Fische (St. = pirakaen), 120, 190.  
Piracuí, aus Fischen bereitetes Mehl (St. = Pira Kui), 60.  
Piratí, Fischart = tainha (St. = Bratti), 60, 120, 190.  
Polarstern, 153.  
Poracé, Tanzfest (St. = Aprasse), 73; Bild 16.  
Portugal, Portugiesen, portugiesische Schiffe, 14, 18, 20, 22, 23, 31—34, 38, 49, 50, 52—59, 63, 65, 78—83, 86—88, 90, 94, 96, 99, 100—103, 108—111, 138, 143, 153, 156, 215.  
Potiguaras, ein Indianerstamm (St. = Buttugaris), 31; Bild 7.  
Puerto de Santa Maria, Stadt in Kastilien (St. = Porta sancta Maria), 33.

Ratten, 47.

Recht und Stammesordnung, 171.

Rehe, 204.

Religion, 184—186.

Rio de Janeiro (St. = Rio de jenero), 116, 138, 139, 143, 144, 151, 224; Bild 31.

Rio de la Plata (St. = Rio de Platta, Rio de Plata), 33, 43, 44, 49, 215.

Rösel, Peter, Faktor, 143, 215, 216.

Roman, ein Matrose, 49, 50, 52.

Saarbrücken, Stadt, 9.

Salazar, Juan de, Kapitän (St. = Capitan Salasar), 44, 49.

Salz, Gebrauch von, 168, 169.

Sanabria, Don Diego de (St. = Dohn Diego de Senabrie), 33, 215, 223.

Sanchez, Juan, ein Baske (St. = Johann Senches), 110.

- San Lucar**, Hafen in Spanien (St. = sanct Lucas), 33, 34.  
**Sankt Elmsfeuer** (St. = Santelmo oder Corpus santon), 26.  
**Santa Catarina**, Hafen, Insel (St. = sanct Catharin hauingen, insel sanctae Catharinae), 38, 39, 43, 218, 223; Bild 10.  
**Santo Agostinho**, Kap (St. = la cape de sanct Augustin), 26; Bild 6.  
**Santo Amaro**, Insel (St. = sancto Maro), 55, 57, 61, 65, 221; Bild 11, 12, 26.  
**Santos**, Stadt (St. = Sanctus), 110, 223; Bild 12, 13.  
**São Francisco**, Hafen im heutigen Staat Santa Catarina (St. = Rio de sancto Francisco), 41.  
**São Sebastião = Maembipe**, Insel, 120, 122, 124, 125, 224; Bild 25, 27  
**São Thomé**, Insel (St. = sanct Thome), 34.  
**São Vicente**, Insel und Siedlung (St. = sancte Vincente), 38, 49, 50, 52—55, 57, 61, 80, 108, 112, 215, 216, 223; Bild 11, 12, 13.  
**Saruê = Beutelratte**, Gambá (St. = Serwoy), 206; Bild 52.  
**Schaltiere**, 47.  
**Schantz**, François de, Steuermann auf einem französischen Schiff (St. = Francoy de Schantz), 143, 216.  
**Scherif**, arabischer Würdenträger, 23.  
**Schetz**, Antwerpener Kaufherr, 215, 216.  
**Schmuck**, Bemalung des Körpers, 65, 86, 105, 175—178, 191, 195, 202, 212; Bild 33, 39, 40.  
**Schweine**, 204.  
**Schweinsfische**, 145.  
**Seeland**, niederländische Provinz, 147.  
**Seeräuber**, 31.  
**Setúbal**, Hafenstadt in Portugal (St. = sanct Tuval), 20.  
**Sevilla**, Stadt (St. = Ciuillen), 33, 34, 215.  
**Souza**, Thomé de, Statthalter des Königs von Portugal (St. = Tome de Susse), 58, 59.  
**Sintflut**, 186.  
**Spanien**, Spanier, 13, 14; 18, 32, 34, 38, 43, 44, 61, 153, 215.  
**Staden**, Vater Hans Stadens, 9, 10.  
**Superaguy**, Hafen (St. = Supraway, Supra uia), 38, 223.
- Taboyaras**, Indianerstamm = Tupinambás (St. = Tawayar), 54.  
**Tainha = Liesse = Piratí**, Fischart, 119.  
**Tatámiri**, ein Häuptling (St. = Tatamiri), 131.  
**Tatú**, Gürteltier (St. = Dattu), 205; Bild 51.  
**Tanhaçú-tatú**, Wildschwein (St. = Teygasu Dattu), 204.  
**Taquaraçú tiba**, ein Indianerdorf (St. = Tackwarasutibi), 137, 139.

- Tenerifa, Insel (St. = Tineriffe), 153.  
 Teõuira = Unflat (St. = teuire), 88.  
 Terceira, Insel (St. = Tercera), 32, 33.  
 Thunfisch = Albacora (St. = Albacora), 24.  
 Ticoaripe, Indianerdorf (St. = Tickquarippe), 104, 225.  
 Tierfelle, 155.  
 Tiger, 207.  
 Tipiti = Schlauch zum Auspressen der Mandiocamasse (St. = tippiti), 167.  
 Tipoy, Frauenkleidung aus Baumwolle (St. = typpoy), 155.  
 Tongefässe, 167, 172; Bild 41.  
 Traumdeutung, 120, 121, 190.  
 Tragbänder zum Tragen der Kinder, 178.  
 Tubarão = Hai (St. = Tiberaun), 192.  
 Tucum, Pflanze (St. = Tockaun), 163.  
 Tunga = Sandfloh (St. = Attun), 208.  
 Tupinambá, ein Indianerstamm (St. = Tuppin Inba), 6, 18, 54—56, 60, 65—67, 78—80, 90, 112, 120, 123, 127, 151, 158, 159, 218, 224; Bild 31.  
 Tupiniquins, ein Indianerstamm (St. = Tuppin Ikins), 38, 54, 55, 60, 65, 79, 80, 86, 87, 89, 90, 93, 123, 124, 143, 224, 225.  
  
 Ubaçú-iba, Holz zum Feuerreiben (St. = Urakueiba), 161.  
 Ubatuba, Name zweier Indianerdörfer (St. = Uwattibi), 71, 88, 93, 96, 101, 104, 107, 116, 119, 120, 129, 141, 224, 225; Bild 16, 17, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 29, 30.  
 Upaú-nema = Insel und Ort São Vicente (St. = Orbioneme, Urbioneme), 49, 53—55.  
 Uyatán = Mandiocamehl (St. = Uythan), 168, 190.  
  
 Valencia, Stadt, 23.  
 Vatteville, Ortsname; Catherine de Vatteville, ein französisches Schiff (St. = Dattailla, Wattailla), 139, 143, 146, 216.  
 Verlobung, 181.  
  
 Wahrsager = Pajé (St. = Paygi), 184—187, 190.  
 Webekunst, 155.  
 Weilburg, Stadt, 14.  
 Werkzeuge, 166, 175.  
 Wetter, Stadt bei Marburg an der Lahn, 9, 218.



Wohnungen der Indianer, 159.

Wolfhagen, Stadt im Regierungs-Bezirk Kassel, 6, 218.

Xe anama poepyka ke xe aju (St. = Sche Innam me pepicke Reseagu), 189.

Xe anama poepyka aé (St. = Sche innamme pepike a e), 72.

Yetica, Wurzelpflanze, Batata (St. = Jettiki), 213.

Ypirú-guaçú, ein Indianerhäuptling (St. = Ipperu Wasu), 73, 78, 93; 107.

Zahlen, 203.

Zebedäus, 13.

Ziegenhain, Stadt und ehemalige Grafschaft, 5, 17, 226.

Zucker, Zuckerrohr, Pflanzungen, 54, 108.





# SOCIEDADE HANS STADEN



SOCIEDADE BRASILEIRA, FUNDADA EM 1916 E LEGALMENTE REGISTRADA, PARA O FOMENTO DAS RELAÇÕES CULTURAIS ENTRE BRASILEIROS E ALEMÃES.



Arquivo da imigração alemã. — Coleção de toda espécie de documentos impressos, manuscritos e ilustrados, referentes aos imigrantes tedescos e seus descendentes e ao intercambio cultural entre o Brasil e a Alemanha. — Biblioteca de obras das literaturas brasileira e alemã. — Publicação de trabalhos científicos. — Salas de leitura para sócios e convidados.

GEGRÜNDET 1916, EINGETRAGENER BRASILIANISCHER VEREIN ZUR PFLEGE KULTURELLER BEZIEHUNGEN ZWISCHEN BRASILIANERN UND DEUTSCHEN.



Archiv der deutschen Einwanderung. — Sammlung aller Unterlagen im Druck, Schrift und Bild über die Einwanderer, ihre Nachkommen und den Kulturaustausch zwischen Brasilien und Deutschland. — Bücherei des deutschen und brasilianischen Schrifttums. — Veröffentlichung von wissenschaftlichen Arbeiten. — Leseräume für Mitglieder und Gäste.

SÃO PAULO

Rua Barão de Itapetininga, 120, 4.º

HANS STADEN-GESELLSCHAFT



PUBLICAÇÕES  
DA SOCIEDADE HANS STADEN  
SÃO PAULO

3.º Volume

Hans Staden: Duas Viagens ao Brasil  
Edição em língua portuguesa

Do prado dr. Barão de  
Malgathas, of. o sempre at. ob.º

Caracas

São Paulo, 15-6-542.

Inocência de Gubate, 1 - São Paulo



HANS STADEN

---

# Duas Viagens ao Brasil

Arrojadas aventuras no século XVI  
entre os antropófagos do Novo Mundo

Livro Primeiro: AS VIAGENS

Livro Segundo: A TERRA e SEUS  
HABITANTES

Transcrito em alemão moderno por  
CARLOS FOUQUET

e traduzido dêsse original por  
**Guiomar de Carvalho Franco**

com uma introdução e notas de  
**Francisco de Assis Carvalho Franco**



SÃO PAULO  
1942



# INTRODUÇÃO

---

## I

Com a prisão e desterro de Alvaro Nunes Cabeça de Vaca, a côrte espanhola buscou um governador para o Rio da Prata, que ali fosse a suas expensas. Ofereceu-se então João de Sanabria, cavaleiro rico, natural de Medelim, que firmou com o governo uma capitulação em Monzóm, aos 22 de julho de 1547.

Comprometia-se êle a levar cem casais, com os filhos, duzentos e cinquenta solteiros e a fundar dois povoados, um na costa de Santa Catarina e outro na embocadura do Rio da Prata. O soberano porém preferiu que a expedição levasse oitenta casais e vinte donzelas.

João de Sanabria faleceu quando nêsses preparativos e seu filho, Diogo de Sanabria, herdou-lhe as estipulações, confirmadas em Valhadolid, a 12 de março de 1549. E enquanto êste último concluía tais providências, outras duas expedições se desenhavam, forçando-o a enviar na sua frente, com poderes especiais, a João de Salazar, natural de Espinosa de los Monteros (1), nomeado tesoureiro geral das províncias do Rio da Prata, o qual partiu de São Lucar de Barrameda a 10 de abril de 1550, como capitão do patacho "São Miguel" e duas caravelas mais, uma das quais pertencente ao capitão Francisco Berra e a outra tendo como mestre a João de Ovando. Essa pequena armada levava trezentas pessoas de equipagem, das quais

---

1) — Sobre a identidade dêste personagem, que faleceu em Assunção a 11 de fevereiro de 1560, consultem-se os estudos de Enrique de Gandía, "La patria del fundador de la Assunción del Paraguay" e "Testamento de Juan de Salazar", no volume "Los primeros italianos en el Rio de la Plata y otros estudios historicos", Buenos-Aires, 1932. Também poder-se-á lêr do mesmo autor, "Historia del Gran Chaco", Madrid, 1929, págs. 114-115.

cincoenta mulheres, entre casadas e solteiras, inclusive d. Mencia Calderón de Sanabria, viuva de João de Sanabria e a quem El-Rei fizera mercê, durante a vida, de metade do governo do Rio da Prata (2).

Como piloto do patacho "São Miguel" era para seguir o português Gonçalo da Costa, velho conhecedor do atlântico sul, mas por se achar então desavindo com os Sanabria, foi substituído por João Sanches, natural de Biscaia e que também já andara no Novo Mundo com Alvaro Nunes Cabeça de Vaca e com êle retornara à Espanha em 1545.

Logo nos primeiros dias de navegação, houve a bordo da capitânea um levante para depor João de Salazar e substituí-lo por Fernando de Trejo, fato que não teve maiores consequências devido à atitude de Fernando de Salazar (3).

Chegados à ilha de Palma, sem outro incidente, dali saíram a 15 de junho de 1550 e dirigiram-se para as costas da Guiné, em busca de ventos favoráveis. Uma tempestade separou o navio das caravelas. O "São Miguel" foi baldo de mantimentos a bordo, escasseando sobretudo água potável. A 25 de julho avistou uma nau, logo reconhecida como de corsários franceses, capitaneada por certo Escorcio, normando que navegava à ordem de Francisco Martim, residente em Rochela. Sem dar tempo a que fugissem, a embarcação francesa abordou-os intimando a se renderem.

Após vários entendimentos, o capitão João de Salazar, o piloto João Sanches e o genovês Bernardo Vivaldo, foram numa chalupa ao navio francês e ali acordaram a rendição, combinando que os franceses se apoderassem de todos os bens que houvesse a bordo, não tocando porém na honra das mulheres e nas armas dos soldados.

Assim se praticou e todos salvaram apenas a roupa do corpo. O "São Miguel" tomou rumo de pleno oceano, onde per vagou "sem saber o piloto onde estava, por não ter sua carta de marear pintada a terra de São Tomé". Bom marítimo no entanto, João Sanches atingia a ilha do Ano Bom, a trinta léguas daquele ponto. A viagem ia penosa de privações e sobres-

---

2) — Enrique de Gandía, "História de la conquista del Rio de la Plata y del Paraguay", Buenos-Aires, 1932, pág. 256.

3) — Nenhum parentesco ligava este Fernando de Salazar ao tesoureiro capitão João de Salazar. Era êle filho de certo doutor João de Salazar, natural de Granada, que parece ter se metido depois a frade. E. de Gandía, "Historia del Gran Chaco", cit., pág. 115.



saltos. Após cinco dias de demora nêsse último porto, dali saíram com intento de alcançar a ilha de Santa Catarina, no Brasil, onde finalmente chegaram a 16 de dezembro de 1550. Aí encontraram a caravela do capitão Becerra, que estava então ao mando de Cristovam de Saavedra, filho de Hernandarias de Saavedra, correio-mór de Sevilha.

Esta caravela, depois da sua separação em São Tomé, havia velejado rumo sudoeste e depois de ter lutado com um violento temporal na costa brasileira, pouco acima de Santa Catarina, chegou casualmente a êsse porto a 25 de novembro de 1550. Da segunda caravela, comandada por um cavaleiro de Cáceres, chamado João de Ovando, não se teve mais noticia.

Por uma carta de João de Salazar, escrita da “Laguna do Viaçá”, a 1 de janeiro de 1552, sabe-se que com êle chegaram a Santa Catarina exatamente oitenta homens e “quarenta mulheres e crianças”. Ainda esclarece essa carta que no Viaçá, antigo porto dos Patos, Fernando de Trejo, cavaleiro de Trujilo, casou-se com d. Maria de Sanabria, filha de d. Mencia Calderón de Sanabria e irmã de d. Diogo de Sanabria. Nasceu dêsse casal, em São Francisco do Sul, que pouco depois fundaram nessa costa, aquele que mais tarde seria frei Fernando de Trejo y Sanabria, primeiro provincial franciscano e terceiro bispo do Tucumam (4). Nêsse mesmo povoado ainda se casaram Rui Dias Melgarejo, foragido do Paraguai, com Elvira de Contreras, filha do capitão Francisco Becerra, que fôra criado do governador Vaca de Castro; João de Salazar com d. Isabel de Contreras, viuva do dito capitão Becerra e Cristovam de Saavedra com d. Mencia de Sanabria, também irmã de d. Diogo.

João de Salazar apressou-se em mandar de Santa Catarina por terra á Assunção, a Cristovam de Saavedra e cinco soldados, a-fim-de que notificasse a Domingos Martinez de Irala da nomeação de d. Diogo de Sanabria para adeantado do Rio da Prata e mandasse a São Gabriel víveres e recursos para que todos pudessem subir o rio Paraná e Paraguai até aquela povoação. Os emissários chegaram ao seu destino a 15 de agosto de 1551 (5), mas Nuflo de Chaves, que foi o mensageiro de

---

4) — Frei José Maria Liqueno, “Fray Fernando de Trejo y Sanabria — Fundador de la Universidad Nacional de Córdoba”, Córdoba, 1916 — I, págs. 13 e segs. Aí se encontra a genealogia do velho Fernando de Trejo.

5) — Luis Roque Gondra — “El descubrimiento del Nuevo Mundo y la conquista de America española — Introducción a la historia de la Republica Argentina”, Buenos-Aires, 1936, pág. 443.

Irala, regressou de São Gabriel, sem ter nenhuma noticia de João de Salazar e da sua gente.

E' que tanto o patacho "São Miguel", como a caravela, haviam-se perdido na arribada. O primeiro foi encalhado na costa de Santa Catarina para não afundar e se perder a sua carga e a segunda naufragou nas cercanias do Viaçá.

Ficaram os naufragos durante mêses nêsses sitios ermos soffrendo grande escassez de víveres e vicissitudes de todo o gênero. Por isso, em princípios de 1552, resolveram dividir-se em dous grupos, um dos quais marchou por terra para Assunção, sob a conduta de Afonso Velido e Fernando de Salazar. Os restantes, com d. Mencia Calderón de Sanabria, suas filhas e demais mulheres, á frente dos quais estava o capitão João de Salazar, foram por mar, num batel que construíram, até o porto de São Francisco. Aí nova dissensão dividiu os malaventurados expedicionários, de modo que Salazar e doze companheiros dirigiram-se num bergantim para São Vicente e os demais ficaram povoando São Francisco do Sul, tendo como dirigente a Fernando de Trejo (6).

Chegado a São Vicente, após novo naufrágio, Salazar fez vãos esforços para encontrar meios de se transportar para Assunção até que em janeiro de 1553 chegou a essa capitania o governador-geral Tomé de Sousa. As providências que tomou a respeito constam da sua carta datada do Salvador, 1 de junho de 1553. Diz na mesma: — "De Castela partiu uma armada com trezentas pessoas pouco mais ou menos (7) para o Rio da Prata, a qual parte dela na ilha do Príncipe, na costa da Guiné e parte na costa entre o Rio da Prata e São Vicente, sessenta léguas dêle, onde se chama o rio dos Patos, se perdeu quasi toda e se salvaram somente sessenta pessoas, quasi a metade mulheres, onde entrava a mulher do governador que tambem faleceu que se chamava Fernando de Saraiva (sic) e suas filhas e parentes em que eram nove ou dez mulheres fidalgas afóra outras. Os indios como viram que era gente que se parecia conosco e dizerem-lhe êles que eram irmãos nossos, não lhes fizeram mal algum, antes muito agasalho. Como se viam assim perdidos, veiu um capitão daquela campanha que se chamava João de Salazar, que foi criado do duque de Avei-

6) — Gondra, obra cit., págs. 447, 449.

7) — Carlos Morla Vicuña — "Estudio historico sobre el descubrimiento y conquista de la Patagonia y de la Tierra del Fuego", Leipzig, 1903, 1.ª parte, pág. 298. Aí se diz que eram duzentos tripulantes.

ro, a quem fez deitar o hábito de São Tiago e chegando êste homem a São Vicente, cheguei eu e me pediu que mandasse buscar aqueles homens e mulheres que estavam ali perdidos. Pareceu-me serviço de Deus e de Vossa Alteza mandá-los buscar em um navio e trazê-los a São Vicente, parecendo-me que as mulheres virão tão enfadadas dos trabalhos que passaram que casarão aí com quem lhes der de comer e os homens que farão cada um a sua roça. E parti com êles dessa pobreza minha que levava e não foi tão pouco que não fosse mais do que eu tinha de meu de trinta e cinco anos" (8).

Na carta de João de Salazar, escrita do porto de Santos a 25 de junho de 1553, êle conta o seu naufrágio e sua salvação em Itanhaem, com doze companheiros, "con solo las armas". Dali escreveu ao capitão-mór Antonio de Oliveira (9) que lhe enviou um barco onde todos vieram até São Vicente. Acrescenta que obteve então aí de Pedro Roesel, administrador de "un Juan Menista, flamengo que bive en Lisbona" (10) e por empréstimo, um caravelão, com o qual trouxe o resto da sua gente que havia ficado no Viaçá, em duas viagens (11).

Nada diz Salazar das desavenças havidas e dos que ficaram em São Francisco do Sul. Em compensação, pedia ao Rei castelhano que "não os esquecesse nessa terra onde a maior parte dos que nela vivem são malfeitores desterrados de Portugal". O governo espanhol providenciou em tal sentido, fazendo retornar com várias credenciais ao genovês Bartolomeu Justiniano, que alí fôra enviado como emissário (12). Não obstante as apresentações, Bartolomeu Justiniano nada conseguiu em São Vicente (13). Resolveu então João de Salazar valer-se de uma medida extrema, a qual relata na sua carta datada de Assunção, aos 20 de março de 1556. Combinou com Rui Dias

8) — Historia da Colonização Portuguesa do Brasil — Porto, 1924 — III, págs. 365 e 366. Nos Documentos Historicos, v. XXXV, pág. 344, vem uma ordem régia a respeito.

9) — Antonio de Oliveira foi capitão-mór de São Vicente de 1539 a 1543 e depois de 1549 a 1554. Dele demos larga noticia no nosso trabalho, "Os capitães-mores vicentinos", São Paulo, Departamento de Cultura, 1940, págs. 31 e 36.

10) — Vide em "Capitães-mores vicentinos", pág. 29 o estudo que fizemos sobre João Veniste ou Menista, cujo nome certo seria João van Hielst. Tinha êle parte no engenho de São Jorge, a qual depois vendeu aos filhos de Erasmo Schetz.

11) — E. de Gandía, Historia da conquista, cit., pág. 265.

12) — Sobre este personagem vide E. de Gandía, "Los primeros italianos", cit., pág. 52 e segs.

13) — E. de Gandía, "Historia de la conquista", cit., pág. 275, nota 131.

Melgarejo, Cipriano de Góis e seu irmão Vicente de Góis, a sua fuga de São Vicente com seis portugueses e uma duzia de espanhóis. Na sortida tambem tomaram parte o genovês Bartolomeu Justiniano, a mulher de Cipriano de Góis, d. Maria de Bastos e a de Salazar, d. Isabel de Contreras, que se fez acompanhar de duas filhas e mais três mulheres casadas.

Tiveram êles, para a jornada que assim encetaram para o Paraguai, através dos sertões, a orientação e o amparo moral do padre Manuel da Nóbrega e após cinco meses de viagem, atingiram o Guairá <sup>(14)</sup> e afinal Assunção, onde chegaram em outubro de 1555, sendo que Bartolomeu Justiniano aí arribara três meses antes. Fernando de Trejo, com outros náufragos da armada de Sanabria, havia tambem partido de São Francisco do Sul e fôra atingir Assunção em meados de 1556. Na capitania vicentina, ainda ficaram residindo uns poucos dêsses náufragantes e algumas das "quarenta mulheres", que se casaram na terra <sup>(15)</sup>.

E de todos êles, que somavam trezentos no dizer de Tomé de Sousa, conseguimos os nomes apenas dos seguintes: capitão João de Salazar, tesoureiro da província; capitão Fernando de Trejo, capitão Francisco Becerra, João de Ovando, Fernando de Salazar, d. Diogo de Lerna, d. Antonio de Carvajal, João Sanches, de Biscaia, piloto-mór, Bernardo Vivaldo, genovês; Afonso Velido, Fernando de Campos, capitão Rafael Burrón, padre João Fernandes Carilo, Afonso Rodrigues, Claudio Mirande, francês; Cristovam de Saavedra, Hans Staden, alemão, arcabuzeiro; certo Roldão, Afonso de Escobar, Miguel Ortiz, Gonçalo Dias, Diogo Casilas, ferreiro; Gomes Malavér, Antonio de Guiles, Afonso do Prado, Francisco de Cépeda, Afonso de la Carrera, Martim Gonçalez, Gaspar Fernandes, natural de Faro, marinheiro; João Gomes, pedreiro; Diogo de Aiala, Diogo de Leão, francês, carpinteiro; Francisco Garcia, Melchior de Raolim, João Durão, João Córtes, Pedro Martim, Francisco de Cuevas, Sancho de Alminzom, carpinteiro de banco; Francisco Durão, João Bernal, carpinteiro; Baltasar de Carvajal, alfaiate; João de Gambôa, João Donoso, Pedro Garcia, Bartolomeu de Salazar e Diogo Bravo de la Vega <sup>(16)</sup>. Das mulheres, já men-

<sup>14)</sup> — Guairá significa "o lugar intransponível". Plínio Ayrosa, "Primeiras noções de tupi", São Paulo, 1933, pág. 146.

<sup>15)</sup> — Para maiores detalhes sobre as mulheres da armada de Sanabria, leia-se o estudo de Gandía, "Una expedición de mujeres", no volume "Indios y conquistadores en el Paraguay", Buenos-Aires, 1932, págs. 117-160.

<sup>16)</sup> — Alguns dêstes nomes colhemos em Luis Rubio y Moreno,

cionamos os nomes que conseguimos, a saber: d. Mencia Calderón de Sanabria e uma filha homônima; Maria de Sanabria, Elvira de Contreras, Isabel de Contreras e uma filha homônima.

## II

Dêsses personagens todos, ficaram interessando à nossa história, em graduação diversa, d. Mencia Calderón de Sanabria, João de Salazar, João Sanches, de Biscaia e Hans Staden, de Homberg, por terem deixado preciosas indicações sobre a terra e a gente brasileira. Hans Staden foi mesmo o primeiro autor de obra impressa sobre a região vicentina e Roberto Southey disse do seu livro que no século ninguém conseguiu superá-lo nas notícias dadas sobre as tribus brasileiras <sup>(17)</sup>. E sem falar da pequena informação de viagem escrita por d. Mencia de Calderón <sup>(18)</sup>, acentuemos que João de Salazar deixou-nos várias cartas nas quais narra minudentemente a expedição e todas as suas vicissitudes <sup>(19)</sup>. João Sanches, de Biscaia, piloto-mór da armada, escreveu dois pequenos memoriais, um com uma sintética notícia da viagem e outro com uma rápida descrição da costa brasileira e do Rio da Prata. Acreditamos que o primeiro que publicou essas relações foi Morla Vicuña e dêsse historiador vamos aqui traduzí-las, dando publicidade das mesmas pela primeira vez em português <sup>(20)</sup>. A data destas relações, dada pelo arquivista de Simancas, é de 1550. Será êste apenas o ano inicial das mesmas. Luis Roque Gondra entende, acertadamente, que seria 1553 para a carta descrição e 1556 para a crônica <sup>(21)</sup>. Vejamos porém em primeiro lugar esta última:

“— Partidos que fomos de La Palma, em prosseguimento de nossa viagem, tomamos a costa da Malagueta e daí atraves-

---

“Passajeros a Indias”, Madrid, s/d, vol. II, pág. 361.

17) — Roberto Southey, “Historia do Brasil”, tradução de Oliveira e Castro, Rio de Janeiro, 1862, vol. I, pág. 299.

18) — Morla Vicuña, obra cit., 2.ª parte, págs. 49-51.

19) — Ver também “Información de servicios de Hernando de Salazar”, datada de Santa Cruz da Serra, 29 de dezembro de 1562. As cartas de João de Salazar, que se referem á viagem, são principalmente as datadas do Viacá, de 1 de janeiro de 1552, as do Porto de Santos e São Vicente, de 25 e de 30 de junho de 1553 e a de Assunção, de 20 de março de 1556. Esta ultima se encontra na integra nas “Cartas de Indias”, Madrid, 1877, págs. 579-582.

20) — Morla Vicuña, obra cit., 1.ª parte, págs. 295-297.

21) — Gondra, obra cit., págs. 463 e 466.

samos em busca de São Tomé, a-fim-de dobrar a costa do Brasil (?) e dali fomos ao Brasil, à ilha de Santa Catarina, onde o governador nos havia dado por instrução que fôssemos, mas por ser inverno, não pudemos passar daí e assentamos povoar, porque a nau que levávamos, não podendo mais navegar, deitamo-la de través; e visto que a ilha de Santa Catarina estava despovoada por causa dos portugueses e seus amigos (selvagens) terem feito muitos saltos aos indios naturais da dita ilha e terem aniquilado todos os selvícolas do litoral que eram amigos dos vassallos de Sua Magestade, passando-nos a um porto adiante quinze léguas da dita ilha, perderam o outro navio e como não possuíamos mais embarcação, fizemos uma com que passamos a outro porto para povoar e estando povoando nêsse dito porto, os espanhóis que iam na equipagem depuseram João de Salazar que trazíamos como capitão e fizeram capitão a Fernando de Trejo, que casou com uma filha de João de Sanabria, o governador, e depois disto o dito João de Salazar se foi a São Vicente, povoação dos portugueses e tratou e ordenou de se ir com muitos outros a êsse lugar e estando como estávamos povoando com o dito Fernando de Trejo e dona Mencia, mulher que foi do governador João de Sanabria e as mulheres que vieram na equipagem, mandou de São Vicente Tomé de Sousa, governador que era pelo rei de Portugal, uma caravela ter conosco e na caravela enviou um padre da Ordem dos Apostolos <sup>(22)</sup> para que nos fizesse muitas promessas e que nos daria apetrechos de guerra e nos favoreceria de modo a irmos por terra para o Paraguai, o que visto deliberou o dito Fernando de Trejo ir-se a São Vicente com os demais. E isto feito, resolvi ficar na dita povoação com sete companheiros que também quizeram permanecer e, depois disto estabelecido, porque essa era a minha intenção, insistiram os portugueses que nos queriam levar a todos para nos sustentar naquele porto e vila e para isso se uniram com os indios da terra, e como eu teimava ficar, arranjarão-se de tal modo com Fernando de Trejo que êste me fez sair e levou a São Vicente, e ficaram os sete companheiros no povoado; chegados que fomos a São Vicente, verificamos que Tomé de Sousa, governador do rei de Portugal, havia deixado ordem para que não fôsse permitida a passagem por terra de espanhol algum. Visto isto e o mais que nos contaram alguns contrários, determinaram Fernando de Trejo e os demais, menos o capitão Salazar, volver para São Francisco que é um porto

---

<sup>22)</sup> — Possivelmente o padre Manuel da Nóbrega.

muito bom e ali se está agora povoando. Os índios amigos dos portugueses haviam ido desbaratar os sete homens que permaneceram nêsse povoado; desbarataram-nos e trouxeram um preso, tendo tudo lhes roubado, pelo que acredito que foi por mandato dos portugueses e dêsse modo, segundo penso, irão destroçar a Fernando de Trejo, porque assim o praticam os portugueses; e visto isto e devido a não me deixarem ir para nenhum lugar, resolvi dar a entender ao capitão de São Vicente (23) que queria ir informar o rei de Portugal das cousas do Brasil, com o que lhe faria grande serviço, porque estando como estavam os portugueses por El-Rei na maior parte da costa do Brasil, havia de querer entender e conhecer a navegação e portos da dita costa. Para que fosse até ao rei de Portugal, o dito capitão deu-me uma carta para o conde da Castanheira (24) pela qual se via a intenção que os portugueses têm de nos expelir da costa e nos desbaratar, para que não mais povoemos. Francisco Gambarrota (25) vinha para passar a Espanha e com êle outros oito ou dez espanhóis e no caminho toparam umas minas muito ricas com o que volveram todos, menos o dito Francisco Gambarrota, que vem num outro navio e traz amostras das minas; e vistas essas minas e a sua riqueza, Domingos de Irala enviou a Pedro Dorantes (26), administrador, a que povoasse onde acharam as minas e ficou povoando. Da navegação e portos que na dita costa descobri e vi, darei conta ao piloto-maior de Sua Magestade. Na capitania de São Vicente, em toda sua comarca e na parte onde nós outros povoamos, acharam os portugueses muitas minas ricas de prata (27) e digo isto porque na minha presença fi-

---

23) — Esta resolução devia ter sido tomada em meados de 1554 e o capitão-mór seria Brás Cubas, pelo que se lê no capítulo 38 da primeira parte do livro de Hans Staden.

24) — Era o primeiro conde dêsse nome, d. Antonio de Ataíde, muito aceito de d. João III, que por carta de 11 de abril de 1530 o havia nomeado vedor da fazenda. Foi êle também sesmeiro em Itaparica e Tatuapára, como se lê nas "Memórias" de I. Acioli, anotadas por Brás do Amaral, Baía, 1919, vol. I, pág. 356. Casou-se com d. Ana de Tavora, filha de Alvaro Pires de Tavora, senhor do Mogadouro. Faleceu em 7 de outubro de 1563. Braamcamp Freire, "Brasões da Sala de Sintra", Coimbra, 1930, vol. III, pág. 395.

25) — Sobre êste personagem lê-se E. de Gandía, "Los primeros italianos", cit., págs. 42-43.

26) — Vide biografia dêste personagem nas "Cartas de Índias", cit., pág. 753.

27) — A noticia aqui é fantasiosa. Nos tempos coloniais não se encontrou prata no Brasil, muito embora para isso se tivessem feitas diligências. Ouro sim, já pelo tempo em que João Sanches andou por São Vicente, em 1553-1554, é sabido que se minerava.

zeram muitas fundições, as quais todas enviam ao rei de Portugal, para que logo envie a povoar toda a costa. Por isso me propús vir disso dar aviso a Sua Magestade porque pretendem os portugueses ser dêles toda a costa até a boca do Rio da Prata e se isto se realizar, grande será o prejuizo de Sua Magestade, porque na costa existem muitos bons portos que achei e para o trato com o Rio da Prata há caminho muito curto e ótimos rios e em especial para o povoado que agora estão formando e estando povoada a costa escusam de ir ao Rio (da Prata) com as naus, por causa das suas aguas borrascosas. Sua Magestade deve com toda brevidade dar remédio a isto, de modo que os portugueses não se apoderem da terra que é muito bôa e cheia de minas e disto não se tenha dúvida pois com meus próprios olhos vi, como disse, os portugueses fazerem ricas fundições e além disso têm muitos engenhos de açúcar”.

A carta-descrição de João Sanches, escrita anteriormente à crônica que acima finalizamos, é a seguinte: — “Os vassallos do rei de Portugal povoaram na costa do Brasil muitas vilas e a última, nos limites de Vossa Alteza, é uma vila que chamada São Vicente, está na outra extremidade, em vinte e três graus e meio, é capitania de Martim Afonso de Sousa; disseram-me uns portugueses que pela terra dentro, na direção da dita vila, tinham povoado outras duas vilas, e que êste ano iam povoar outras (28). Parece-me que Vossa Alteza deve mandar pôr termo a isto de modo que os ditos portugueses não povoem nem vedem as terras de Vossa Alteza, porque é muito necessário que sejam povoadas pelos vassallos de Vossa Alteza, tanto por ser terra muito aparelhada para a produção do açúcar como para a criação do gado, bem como outras granjearias e proveitos que andado o tempo dela se poderá obter. Na altura de vinte e cinco graus, trinta leguas da vila de São Vicente, está um bom porto que se chama Cananéa; está povoado de indios que se chamam tupís, amigos dos portugueses. Si Vossa Alteza vier a estabelecer limites com os portugueses, que seja pelo dito porto de Cananéa com um rio que chamam Ivaí que dista de S. Vicente doze ou quinze léguas (?) pouco mais ou menos e mande Vossa Alteza que por aí seja estabelecida a jurisdição e divisas de Vossa Alteza. O dito rio Ivaí é bom

---

28) — Gondra, obra cit., págs. 462-463, argumenta com êste trecho para concluir que esta carta-descrição foi escrita em 1553, depois de março, citando as datas da criação de todas as vilas da capitania vicentina até aquele ano. Engana-se porém na data da criação de São Vicente, pois dá para a mesma o ano de 1531.



rio e desce do campo e é muito necessário para quando, querendo Nosso Senhor se povoar a terra, fazer-se o comércio do campo. Chamo campo a terra dentro porque é plana e com grandes campos e será muito produtiva; porque a terra que cai sobre o mar é muito montanhosa e com grandes serras, e por causa destas, existe no litoral muito pouca terra aproveitável, apenas a que está entre os vales das ditas serras. Por isso é necessário que a vila ou vilas que se erguerem na costa do mar, possuam parte da terra plana do dito campo para que possam ter suas lavouras e criações porque junto ao mar há muita falta de pastos, pelas causas sobreditas. Mais adiante está outro porto muito bom que chamam de São Francisco e é o mais próximo do campo e dos índios guaraníes amigos dos vassallos de Vossa Alteza que vivem no dito campo no caminho por onde seguimos com Alvaro Nunes Cabeça de Vaca (29). Conta-se de Cananéa a êste porto de São Francisco vinte léguas pouco mais ou menos e está deserto de índios. Se o dito porto de São Francisco fosse povoado de selvícolas, seria a melhor entrada para se ir terra dentro, na conquista do Rio da Prata, porque dêste porto até aos índios amigos dos vassallos de Vossa Alteza há muito pouco caminho e por entre os ditos índios se pôde ir á dita conquista. Parece-me que se devia povoar em primeiro êste porto tendo em vista a dita entrada. Adeante, oito léguas pouco mais ou menos, está o rio Itapucú que quer dizer Pedra Alta, por onde entramos com o dito Cabeça de Vaca; não é rio que tenha porto. Mais adiante, dezoito léguas pouco mais ou menos, está a ilha de Santa Catarina; a dita ilha está a vinte e sete graus e meio; está povoada de índios guaraníes, muito amigos dos vassallos de Vossa Alteza. Deram ao dito Cabeça de Vaca muitos mantimentos e acompanharam-no ao campo até a povoação dos índios seus amigos. Adeante, aos vinte e oito graus e dois terços, está uma laguna que se chama Viaçá; é porto apenas para navios pequenos. Toda esta costa desde São Francisco até esta laguna, está despovoada de índios devido ás muitas guerras que os tupís amigos dos portugueses sempre fazem aos amigos dos vassallos de Vossa Alteza e por tal motivo vão os ditos índios abandonando a terra e fugindo. Adeante desta laguna, em direção ao Rio da

---

29) — João Sanches, natural de Biscaia, piloto-mór da armada de d. Diogo de Sanabria, já tinha vindo ao atlântico sul com a expedição de Alvaro Nunes Cabeça de Vaca, em 1541, tendo regressado a Espanha em 1545. Volveu como sabemos em 1550, chegando á Santa Catarina antes de finalizar êsse ano. Em 1553 estava em São Vicente e por Staden temos ciência que dali se retirou só depois de meados de 1554.

Prata, está a terra bastante habitada dos ditos índios amigos dos vassallos de Vossa Alteza e me parece que se devia fundar uma povoação junto desta laguna, se houvesse quem a povoasse, porque como digo é muito habitada e nela se poderia ter grandes granjearias e também serviria para preservar os ditos índios de seus inimigos e para doutriná-los em nossa Santa Fé Católica e nesta terra já estava frei Bernardo de Armenta, frade franciscano <sup>(30)</sup>, quando chegou na dita ilha de Santa Catarina o dito Cabeça de Vaca, convertendo-os e ensinando-os. Desta laguna para o Rio da Prata não existe porto algum. Dentro do Rio da Prata, fronteiro a Buenos-Aires, do lado do norte, está um rio que se chama de São João; êste rio é o melhor lugar para se povoar e é muito necessário o seu povoamento para que as naus que o demandem descarreguem, se conservem e tenham o seu comércio, bem como os bergantins e embarcações que tiverem de navegar pelo dito rio. Na vila me parece que Vossa Alteza deve mandar fazer uma fortaleza ou casa forte para se defenderem os cristãos e navios e mercadorias dos índios comarcãos que são inimigos e gente muito belicosa, e também me parece que em todas as vilas que se crearem na dita costa do Brasil Vossa Alteza deveria mandar fazer fortalezas para manter o domínio da terra. Parece-me que todo o sobredito Vossa Alteza deverá mandar prover com brevidade, especialmente os limites com Portugal, para que os ditos portugueses não povoem nem passem adeante, e com isto Vossa Alteza evitaria muitas contendas que poderão nascer entre os vassallos de Vossa Alteza e os do rei de Portugal”.

Hans Staden, arcabuzeiro da armada de Sanabria, foi o último de seus tripulantes que dela nos deixou notícia escrita. Publicou em Marburgo, em 1557, uma obra que o tornou secularmente célebre e que se fixou como uma das mais autorizadas fontes da etnografia sul-americana, não obstante não ter merecido dos simples historiadores o mesmo acatamento. E' que se descurou da reconstituição dos fatos, para se ater quasi exclusivamente ao homem selvagem que na sua própria expressão o assombrava com seus medonhos costumes <sup>(31)</sup>.

Acerca da vida dêste membro da desventurada armada, quasi nada se obteve até o presente, muito embóra a sua obra causasse bastante ruido e tivesse larga vulgarização através do tempo em mais de cinquenta edições em alemão, flamengo, ho-

---

<sup>30)</sup> — Sobre êste religioso e sua agitada vida consulte-se Gandía, “Historia da conquista”, cit., capítulo IV.

<sup>31)</sup> — Hans Staden, capítulo 42 da primeira parte.

landês, latim, francês, inglês e português. O pouco que dêle se sabe é produto do seu próprio livro. Lê-se aí que o dr. Dryander, aliás João Eichmann, professor de medicina em Marburgo, conheceu desde a infância o pai de Hans Staden, como êle natural de Wetter, cidade ali nas imediações. Mais tarde se mudou para Homberg, em Hesse, onde vivia em 1556 e onde nasceu seu filho Hans. Talvez por iniciativa do dito dr. Dryander, Staden ao regressar da America em 1555, conhecesse Felipe I, landgrave de Hesse e a êle narrasse as suas viagens e aventuras. Desde então deve ter começado a escrever o seu livro que terminou no ano seguinte, pois o seu prefácio traz a data de 20 de junho e a introdução do dr. Dryander a de 21 de dezembro de 1556 (32).

No carnaval de 1557, saíu a primeira edição dessa obra, impressa em Marburgo, na "Folha de Trevo", por André Kolbe. Constatamos então que Hans Staden estava como cidadão de Wolfhagen. Daí em diante, nenhuma notícia mais se tem do estóico náufrago da armada espanhola de 1550.

Em 1664 Hans Just Winckelmann encontrou em Cassel um retrato de Hans Staden, que publicou no mesmo ano em sua obra sobre a America, editada em Oldemburgo (33). Richard N. Wegner diz que não se pode colher provas da autenticidade dêsse retrato, que apresenta no entanto a técnica da xilogravura quinhentista. Esse mesmo autor, apreciando a obra de Hans Staden, diz que ela foi a quinta das publicações em língua alemã que se imprimiram sobre as duas Americas. A primeira foi em 1497 por Bartolomeu Küstler com uma narração sobre o conteúdo das cartas de Colombo. A segunda constituiu uma série de edições começadas em 1504 sobre as cartas de Americo Vesputio. A terceira foi a "Cópia do novo jornal da terra do Brasil", impressa em Augsburg, em 1514. A quarta consistiu numa tradução feita em 1550 da narrativa de Fernando Cortez sobre a conquista do Mexico. A quinta finalmente foi a obra de Hans Staden, o primeiro alemão que deu à publicidade uma descrição etnológica clara e verdadeira de um povo selvagem, usando de suas próprias expressões.

Esse livro de Staden despertou rapidamente um interesse especial. As suas verídicas informações provinham da sua

---

32) — O dr. Dryander datou de Marburgo, dia de São Tomás de 1556, mas é sabido que o dia dêsse santo corresponde a 21 de dezembro.

33) — "Der Americanischen Neuen Welt Beschreibung". Com o retrato foram encontradas cerca de trinta xilogravuras que Winckelmann classificou de originaes.

longa permanência entre os tupinambás ou tamoios e foram de grande e particular valor como fonte para o estudo de uma tribo hoje desaparecida. Completam a sua narrativa as xilogravuras, abertas indubitavelmente sob sua orientação e que figuram na edição príncipes de Marburgo. Embóra rudimentares, refletem profunda fidelidade. O seu mapa também é dos mais interessantes como ensaio primitivo de cartografia.

Há uma notável semelhança entre o retrato de Hans Staden encontrado em Cassel e a sua imagem nos desenhos traçados sob sua orientação. Lá está êle com a mesma barba ponteaguda, que por seu próprio dizer sabemos ter sido de côr ruiva. Muito lutou êle com os indígenas para que não a raspasssem, o que afinal acabaram conseguindo.

O artista que entalhou as xilogravuras, colocou as suas iniciais D. H. na bandeira central do navio que se vê na estampa do capítulo primeiro, mas não foi possível até o presente a identificação dessa assinatura. E não acreditamos, após ter estudado atentamente o livro, o mapa e principalmente os desenhos, que nos ajudam de modo admirável a vêr o país, seus habitantes, seus usos e costumes e muitas das vicissitudes porque passou o seu autor, não acreditamos, repetimos, que Hans Staden deixasse de ter apreciável ilustração para a época. Que êle conhecia algo de marinharia e o português, o castelhano e o tupí, consta da sua própria narrativa. Não entendia o francês, mas também não se percebe nele o menor ódio racial, antes a todos estimava e de todos era estimado como se constata no decorrer da sua exposição.

Demais, o fato dêle ter relações antigas e estreitas com o dr. Dryander, professor da Universidade de Marburgo, e de João Sanches, piloto-mór da esquadra de Sanabria, tê-lo em tanta conta que foi como principal emissário numa última tentativa de resgatá-lo dentre os contrários (34), dá-nos a certeza de que tinha realmente uma cultura bem maior do que a que até aqui lhe é atribuída pelos seus comentadores. Reparámos que em tal ponto todos se cifram a repetir as modestas palavras escritas na introdução do seu livro pelo dr. Dryander.

Tambem, a psicologia de Hans Staden, através do estudo da sua obra, é bem mais interessante do que a simples afirmativa de que era um hessiano simples, sincero, devoto e valente. Uma das provas está no fato de ter evitado que os tupinambás o devorassem, aprisionado como foi entre portugueses e com-

---

34) — Hans Staden, capítulo 38 da primeira parte.

batendo-os. Um francês chegou mesmo a recomendar aos tamoiões que o comessem logo, insídia que Staden encontrou artes para entreter e em final neutralizar por completo.

Alguns outros traços revelam em Hans Staden uma personalidade original. Aqui apenas recordaremos o caso dêle arrancar o penso duma sua ferida e jogá-lo fóra, com o pensamento de que não devia estar tratando a sua carne, uma vez que ela iria servir de pasto a outrem (35).

### III

A obra de Staden teve também desusada aceitação. No mesmo ano em que apareceu teve mais uma edição em Marburgo e duas em Francfort sobre o Meno. Não tardaram as versões em vários idiomas, no decorrer dos séculos XVI, XVII, XVIII e XIX. Interessando tão de perto os nossos estudos geográficos, etnográficos e históricos, teve no entanto a sua primeira versão na nossa língua somente no fim do último século citado. E das pesquisas que andamos fazendo, organizamos a seguinte indicação bibliográfica das edições, traduções e adaptações do trabalho de Staden, resenha essa que bem sabemos não é completa mas que nos parece a mais ampla até hoje publicada.

\*\*\* Edição em alemão feita em Marburgo, em Hesse, no carnaval do ano de 1557. Esta é a edição prínceps, que foi impressa na "Folha de Trevo", por André Kolbe. A sua enunciação se encontra em Sabin, sob o n.º 90036. J. C. Rodrigues, na Biblioteca Brasiliense, n.º 2304, citando Brunet e Carter Brown, diz que a primeira edição é de Francfort sobre o Meno, em 1556, "durch Weigand Han" Acrescenta que no livro não há data, mas que o prefácio é que traz aquele ano. Edmundo Wernicke, no seu trabalho "Ulrico Schmidl", Santa Fé, 1938, pág. 244, também cita "Stade Hans von Homberg-Reisbuch, 1556". Afirma que existe um exemplar com o dr. Walter Jacob, em Buenos-Aires. Esses autores estão porém fazendo confusão com as edições de Weigand Han, ambas de 1557, em Francfort sobre o Meno, as quais não mencionando data, prestaram-se à dedução do ano inscrito no prefácio pelo dr. Dryander.

\*\*\* Edição em alemão, feita em Marburgo, em 1557, "no dia do aniversário de Maria", também por André Kolbe. Esta é a segunda edição da qual o dr. Eduardo Prado adquiriu um

---

35) — Hans Staden, capítulo 26 da primeira parte.

exemplar em Paris e trouxe para São Paulo, sendo traduzido para o português pelo dr. Alberto Löfgren. Cf. o respectivo "Catalogo", publicado em São Paulo, em 1916, pág. 107, n.º 2278. Vem daí o fato de estar impresso no frontispício dessa tradução — "e agora a dá à luz pela imprensa e pela segunda vez diligentemente aumentada e melhorada". A portada da edição prínceps, lógico, não menciona isso, como facilmente se poderá ver na edição fac-similar de Wegner de 1925, reeditada mais completa em 1927. Também na edição prínceps, a vinheta de remate ao "primeiro livrinho", traz impresso no interior: "Verbum domini manet in aeternum". A da segunda edição de Marburgo não é idêntica, como se pôde verificar na edição de Löfgren. A edição de 1930, da Academia Brasileira, que é a reedição da de Löfgren melhorada, substituiu-a pela da edição prínceps, tirando-a da edição fac-similar de Wegner. Igualmente, por descuido, deu o fac-símile da portada da edição prínceps de Marburgo e conservou no entanto a tradução de Löfgren, dizendo "pela segunda vez diligentemente aumentada e melhorada", palavras inexistentes no frontispício reproduzido. Esta segunda edição tem o título bibliográfico em Sabin, sob n.º 90039 e de ambas existe detalhada descrição em Dommer — "Die aeltesten Drucke aus Marburg in Hessen", 1892.

\*\*\* Edição em alemão, feita em Francfort sobre o Meno, em 1557, "durch Weigand Han", não tendo porém data nos exemplares. Esta edição e a seguinte é que J. C. Rodrigues e outros deduziram erradamente que devia ser de 1556. Sua descrição vem em Sabin, sob n.º 90037.

\*\*\* Edição em alemão, feita em 1557, em Francfort sobre o Meno, também por Weigand Han. A sua enunciação consta do n.º 90038 de Sabin. O exemplar que figura sob o n.º 864 do Catálogo da Exposição de Historia do Brasil, dito ali ser a segunda edição da obra de Hans Staden, é no entanto uma destas edições de Weigand Han, como se constata da respectiva discriminação. Os exemplares de quaisquer destas quatro primeiras edições do livro de Hans Staden constituem hoje absolutas raridades bibliográficas.

\*\*\* Edição em flamengo, feita em Antuérpia, em 1558, por Christoffel Plantijn. Vem descrita em Sabin, sob n.º 90040

\*\*\* Edição feita em Cherburgo, em 1559 e citada em dúvida, quanto á versão, por Wegner. Cf. edição fac-similar de 1927, pág. 23 do posfácio.

\*\*\* Edição em flamengo, de 1563, feita em Antuérpia, por Jan Roelants, figurando em Sabin, sob n.º 90041.

\*\*\* Edição em alemão, de Francfort sobre o Meno, por Martin Lechler, em 1567, na coleção de Franck-Feyrabend, citada em J. C. Rodrigues, n.º 1027 da "Biblioteca Brasiliense".

\*\*\* Edição em latim, na coleção de Teodoro de Bry, publicada em Francfort sobre o Meno, em 1592. A tradução é de Adam Lonicer.

\*\*\* Edição em alemão de Teodoro de Bry, feita em Francfort sobre o Meno, em 1593. As edições da coleção de viagens desse publicista que se seguiram, tanto em alemão como em latim, sempre trouxeram a obra de Hans Staden. Para as edições em latim, indicamos Sabin, vol. III, págs. 33-36 e 51-52.

\*\*\* Edição em flamengo, feita em Amsterdam, em 1595, por Cornelis Claesz, figurando em Sabin, sob n.º 90042.

\*\*\* Edição em holandês, de Broer Jansz, feita em Amsterdam, em 1625, com xilogravuras no texto, descrita em Sabin, sob n.º 90043. Este mesmo editor, na mesma cidade, reeditou a obra de Staden em 1627, 1634 e 1638, como se verá de Sabin, n.º 90044, 90046 e 90047.

\*\*\* Edição em holandês, feita em Amsterdam, em 1630, com o título "Hans Staden van Homborgs Beschrijvinghe van America". Consta de Sabin, n.º 90045.

\*\*\* Edição em latim, de Ludovicus Gottofridus, feita em Francfort sobre o Meno, em 1630, citada por Victor Hantzsch, em "Zeitschrift des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins", Buenos-Aires, VI, 1920, págs. 188-196.

\*\*\* Edição em holandês, feita em Amsterdam, em 1640, figurando em Sabin, sob n.º 90048.

\*\*\* Edição em holandês, feita em Amsterdam, por Jan Jacobsz Bouman, em 1655, enunciada em Sabin, sob n.º 90049. O mesmo editor, na mesma cidade, renovou as edições em 1656 e 1660, como se vê de Sabin, n.º 90050 e Martinus Nijhoff, cat. n.º 623, parte II.

\*\*\* Edição em alemão, de Hans Just Winckelmann, no seu "Americanischen Neuen Welt Beschreibung", Oldemburgo, 1664. É uma paráfrase da obra de Staden contendo o seu retrato e mais de uma trintena de xilogravuras encontradas em Cassel e que Winckelmann considera originais. Citado em Sabin, sob n.º 90039.

\*\*\* Edição em holandês, de Michel de Groot, feita em Amsterdam, em 1679, título bibliográfico em Sabin, n.º 90051.

\*\*\* Edição em holandês, feita em Utrecht, em 1683, figurando em Sabin, sob n.º 90052.

\*\*\* Edição em holandês, de Juriaen van Poolsum, feita em Utrecht, em 1685, enunciada em Sabin, sob n.º 90053.

\*\*\* Edição em holandês, feita em Amsterdam, por Gijsbert de Groot, em 1686, citada em Sabin, n.º 90054. O mesmo editor, na mesma cidade, renovou a edição em 1701. Título bibliográfico em Sabin, sob n.º 90055.

\*\*\* Edição em holandês, feita em Leyden, em 1706, na coleção de viagens de Pieter van der Aa, em 8.º pequeno e no volume 15 da coleção, mencionada em Sabin, sob n.º 90056.

\*\*\* Edição em holandês, de Pieter van der Aa, na coleção denominada "Naaukeurige Versameling", no seu volume 1.º, in-folio, Leyden, 1706 (?). Citada em Sabin, n.º 90057.

\*\*\* Edição em holandês, na coleção de Pieter van der Aa, impressa em Amsterdam, em 1706-1707, segundo o catálogo n.º 25 da Livraria Kosmos, de Erich Eichner, Rio de Janeiro, 1939 (?). Menciona o catálogo 127 volumes da coleção e coloca as duas viagens de Hans Staden no volume 20. Wegner cita uma edição de Pieter van der Aa de Leyden e outra de Amsterdam, ambas de 1706.

\*\*\* Edição em holandês, de Amsterdam, em 1714, citada por Löfgren, que menciona como fonte bibliográfica a "Bibliothèque Universelle de Voyages", Paris, 1806, tomo V, pág. 503. Em Sabin verifica-se que essa edição tem no colofão a data de 1736. Cf. n.º 90058.

\*\*\* Edição em holandês, de Pieter van der Aa, que renovou quatro partes da sua coleção, em 1727, citada em Sabin, n.º 90057 e também por Löfgren.

\*\*\* Edição em francês, na coleção de Ternaux-Compans, denominada "Voyages, relations et mémoires originaux pour servir á l'histoire de la découverte de l'Amérique", Paris, 1837. É o volume III da coleção. Título bibliográfico em Sabin, n.º 90059. Interessante que os bibliógrafos depois da edição holandêsa de 1736 não citam outra a não ser esta francêsa de 1837. Hans Staden teria ficado um século esquecido?

\*\*\* Edição em alemão, de acordo com a primeira edição de Francfort sobre o Meno, feita por Karl Klüpfel na sua "Bibliothek des Litterarischen Vereins", volume 47, Stuttgart, 1859, págs. 87-197.

\*\*\* Edição em inglês, de Albert Tootal, notas de Richard F. Burton, publicada pela Hakluyt Society, Londres, 1874. Título bibliográfico em Sabin, sob n.º 90060.



\*\*\* Edição em português, de Tristão de Alencar Araripe, na Revista Trimensal do Instituto Histórico e Geográfico Brasileiro, tomo 55, Rio de Janeiro, 1892, págs. 267-360. Obra que de tão perto nos diz respeito, somente então foi traduzida para a nossa língua e, assim mesmo, da versão francesa de Ternaux-Compans, errônea e carente de notas. O dr. Alencar Araripe usava uma ortografia originalíssima e a Revista Trimensal só é conhecida dos eruditos. Daí a obra de Hans Staden continuar desconhecida do nosso grande público.

\*\*\* Edição em português, de Alberto Löfgren, notas de Teodoro Sampaio, São Paulo, 1900. Esta edição veio finalmente vulgarizar, entre nós, o livro de Staden. A iniciativa foi do Instituto Histórico e Geográfico de São Paulo. A tradução foi feita diretamente dum exemplar da segunda edição de Marburgo, como já referimos. Reproduziu todas as xilogravuras dessa edição, que eram as mesmas da primeira, exceção duma vinheta. O dr. Teodoro Sampaio, que anotou a versão, permanece até hoje como único intérprete dos termos e frases tupís, escritas por Hans Staden.

\*\*\* Edição em alemão, por Roberto Lehmann-Nitsche, em Buenos-Aires, 1920, inserta na "Zeitschrift des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins", volume VI, págs. 167-295. Em 1921 foi tirada uma separata em Buenos-Aires, in-4.º pequeno. É edição de acordo com a de Francfort sobre o Meno de 1567.

\*\*\* Edição em português, texto livre, apenas da primeira parte, por Monteiro Lobato, São Paulo, 1925. Reproduz algumas xilogravuras. Esta edição foi renovada em 1926 e 1927. Pelo mesmo escritor foi também organizada para a infância uma adaptação da obra de Staden, com desenhos apropriados, da qual até o presente foram tiradas cinco edições.

\*\*\* Edição em alemão, fac-similar da príncipes de Marburgo, com um posfácio e notas do dr. Richard N. Wegner, feita em Francfort sobre o Meno, em 1925. Na mesma cidade houve uma segunda edição melhorada, em 1927.

\*\*\* Edição em inglês, de Malcolm Letts, na série "Broadway Travellers", Londres, 1928.

\*\*\* Edição em alemão, por R. Lehmann-Nitsche, sob título "Hans Staden, Ein deutscher Landsknecht in der neuen Welt", Leipzig, 1929.

\*\*\* Edição em inglês, da tradução de Malcolm Letts, feita na série "Argonaut", em New York, 1929.

\*\*\* Edição em português, da tradução de Alberto Löfgren, notas de Teodoro Sampaio, na série “Publicações da Academia Brasileira”, Rio de Janeiro, 1930. Esta edição corrigiu várias falhas da edição de 1900 e publicou além da reprodução das xilogravuras, o retrato de Hans Staden e o fac-simile da edição prínceps. Conservou no entanto, como já observamos, a tradução de Löfgren que diz “e agora a dá á luz pela segunda vez, diligentemente aumentada e melhorada”, trecho que somente se encontra na segunda edição de Marburgo, feita no “aniversário de Maria”, de 1557. Cf. “Catálogo da Biblioteca de Eduardo Prado”, São Paulo, 1916, pág. 107, n.º 2278.

\*\*\* Edição em alemão, de Gertrud Tudsén, feita em Buenos-Aires, 1934.

\*\*\* Edição em alemão, por Karl Fouquet, São Paulo, 1941, n.º I da série das “Publicações da Sociedade Hans Staden”, de São Paulo. E’ transposição da edição prínceps para o alemão moderno.

Finalmente vem á luz agora esta edição que também pertence a série da “Sociedade Hans Staden”. Fazia-se mistér traduzir para o vernáculo o excelente trabalho do dr. Karl Fouquet para que tivesse entre nós a merecida divulgação. A reprodução das xilogravuras e outras estampas, obedeceu ao critério da Sociedade e apenas nessa materia, como contribuição propria, oferecemos a reprodução do mapa de Hans Staden em desenho feito pelo sr. Mario Paladino e para onde trasladamos em português as legendas legíveis que se encontram na carta do notável hessiano que foi o primeiro condestável do forte de São Felipe na ilha de Santo Amaro.

A tradução feita por Guiomar de Carvalho Franco cingiu-se literalmente ao texto da transposição do dr. Karl Fouquet, e obedeceu á grafia do mesmo para os termos e as frases em língua tupí; também procurou conservar a linguagem ingênua de Staden. Todas as notas de pé de página são da nossa autoria. E dêsse modo acreditamos apresentar ao público um trabalho original em mais de um sentido, vindo também êle com oportunidade, pois os exemplares da última edição completa em língua portuguesa da obra de Hans Staden, aparecidos há mais de dez anos, já se tornaram raridade no nosso mercado de livros.

São Paulo, Outubro de 1941.

*Francisco de Assis Carvalho Franco.*

## Livro Primeiro

# AS VIAGENS

Dedicatória:

Ao sereníssimo e ilustríssimo Príncipe e Senhor Felipe, Landgrave de Hésia, Conde de Katzenelnbogen, Diez, Ziegenhain e Nidda, <sup>(36)</sup> etc., meu clemente Príncipe e Senhor! Graça e paz em Jesus Cristo, nosso Salvador!

Príncipe clemente e Senhor!

O santo e real profeta David diz no salmo cento e sete: “Aqueles que singraram os mares, levando mercadoria aos grandes oceanos; aqueles que a obra do Senhor conheceram e, no mar, o seu poder testemunharam, quando falou e levantou uma tempestade, elevando-os aos céus nas vagas e descendo-os aos abismos, de almas angustiadas, e esmorecidos, cambaleantes, incertos como ébrios, desesperançados de qualquer alento; aqueles que clamaram de sua miséria ao Senhor e êle os tirou de sua angústia, acalmando o furacão, e fazendo espriar-se as ondas suavemente, e voltar-lhes a alegria porque as ondas assim se acalmaram, trazendo-os à terra procurada — devem agradecer ao Senhor pela bondade e poder com que agraciou aos seus filhos, e louvá-lo com os seus irmãos e exaltá-lo com os seus patriarcas”

Agradeço, pois, ao Creador onipotente dos céus, da terra e dos mares, a seu Filho Jesus Cristo e ao Espirito-Santo, pela grande graça e misericórdia que, pela Santíssima Trindade, me

---

<sup>36)</sup> — Felipe I, o Magnânimo, landgrave de Hesse, nasceu em 1504 e faleceu em 1567. Foi o fundador da Universidade de Marburgo.

foram concedidas maravilhosa e inesperadamente, quando eu, no Brasil, caí em poder dos selvagens, os tupinambás, <sup>(37)</sup> ficando nove meses seu prisioneiro, e tendo escapado a muitos outros infortúnios. Estou grato porque após longa miséria, e supremos perigos, voltei, depois de muitos anos, ao principado de Vossa Serena Alteza, minha muito querida terra natal. A Vossa Serena Alteza quero eu, humilde, relatar minha viagem, que descreví ligeiramente. Queira Vossa Serena Alteza, por benevolência, quando se apresente oportunidade, ouvir a leitura de como eu, com a ajuda de Deus, transpús a terra e os mares, e como o Todo-Poderoso me conduziu através de estranhos acidentes e provações. A-fim, porém, de que não duvide Vossa Serena Alteza da verdade de minhas palavras, junto a esta narração o meu passaporte. A Deus sòmente toda a honra! Recomendando-me com a humildade máxima a Vossa Serena Alteza.

Wolfhagen, <sup>(38)</sup> 20 de junho de 1556

De Vossa Serena Alteza súdito de nascimento

Hans Staden de Homberg <sup>(39)</sup>, em Hésia,

presentemente cidadão de Wolfhagen.

---

<sup>37)</sup> — Para Teodoro Sampaio, “tupinambá” quer dizer a “geração do progenitor”. Cf. a edição de Hans Staden, do Rio, 1930, pág. 16. Para Batista Caetano, quer dizer “a gente atinente aos pais principais”. Tratados da Terra e da Gente do Brasil, de Fernão Cardim, Rio, 1925, pág. 273.

<sup>38)</sup> — Cidade da província de Hesse-Nassau, na Prússia, a oeste de Cassel.

<sup>39)</sup> — Cidade da província de Hesse-Nassau, na Prússia, na margem direita do Elze. Segundo R. Lehmann-Nitsche, Hans Staden aí nasceu cerca de 1520. Leia-se o excelente trabalho “Hans Staden, arcabucero alemán de la expedición Sanabria al Rio de la Plata (1550-1553)”. — Boletim del Instituto de Investigaciones Historicas — Ano V, n.º 31 — Buenos-Aires, enero-marzo de 1927.



Hans Staden



## **Prefácio do Professor Dr. Johann Eichmann, chamado Dryander, em Marburgo.**

Ao ilustríssimo Senhor Felipe, Conde de Nassau e Saarbruecken, etc., seu clemente Senhor, deseja o dr. Dryander <sup>(40)</sup> todo o bem, oferecendo-lhe seus serviços.

Hans Staden, autor do presente livro que agora aparece impresso, pediu-me que revisse seu trabalho e que fizesse as necessárias correções. Por muitas razões acolhi seu pedido. Primeiro porque conheci seu pai, que nasceu e foi educado na mesma cidade que eu, em Wetter, <sup>(41)</sup> há cerca de cinquenta anos, tendo dado sempre provas em sua cidade natal e em Homberg, em Hêssia, onde ainda mora, de ser um cidadão reto, pio e valoroso, e que dispõe de boa cultura. Se a maçã, como se diz no conhecido provérbio, sabe ao tronco, pode-se esperar que o filho dêste honrado homem se assemelhe ao pai em seu valor e piedade.

Em segundo lugar empreendo o trabalho de rever êste livrinho, com tanto mais alegria e carinho, porque gosto de ocupar-me com assuntos que se avizinham da matemática, tal como a cosmografia, isto é, a descrição e medição das terras, cidades e roteiros de viagens, dos quais êste livro trata de muitas maneiras. Por isso o faço com gosto, pois observo que os acontecimentos são expostos com franqueza e verdade, e está fora de dúvida que Hans Staden não descreveu nem ilustrou sua viagem e fatos através das narrações de outrem. De muito deve ter valido para tanto não haver sido êle levado pela

---

<sup>40)</sup> — O dr. João Eichmann ou Dryander, foi um famoso anatomista germanico. Estudou medicina em Bruges e em Paris e cerca de 1533, praticava-a em Maiença. Em 1535 fixou-se em Marburgo, onde foi reitor da respetiva Universidade e aí lecionou como professor até o seu falecimento a 20 de dezembro de 1560. Também se dedicava ao estudo da astronomia, como êle mesmo aqui menciona.

<sup>41)</sup> — Cidade da província de Hesse-Nassau, na Prússia, a noroeste de Marburgo, sendo que esta última era a capital da Landgrafschaft Hessen e a sua Universidade foi uma das primeiras da Alemanha, fundada em 1527.

ambição de fama, mas sim apenas para servir, com esta publicação, à gloria e honra de Deus e testemunhar-lhe seu reconhecimento pelo benefício recebido da sua libertação. Seu principal desejo é dar a conhecer esta historia, a-fim-de que todos possam saber, quão generosamente, e como contra toda a esperança, o Senhor Deus permitiu que Hans Staden voltasse à sua querida pátria, em Héssia, e como o livrou de tantos perigos quando lhe invocava o nome com confiança. Durante nove meses passou êle, entre os selvagens inimigos, esperando dia por dia, hora por hora, a decisão para que fosse impiedosamente morto e devorado.

Por esta indizível misericórdia divina e pelos benefícios recebidos, quis êle assim, na medida de suas fracas forças, ao Senhor mostrar-se agradecido e louvá-lo perante todo o mundo. No desempenho de sua difficil tarefa sentiu êle, à vista do desenrolar dos fatos, a necessidade de relatar sua viagem, que o fez passar nove anos <sup>(42)</sup> fora do seu país, e todos os acontecimentos que a ela se prenderam. E quando assim expõe, em palavras despidas de ornato e pompa, e sem tirar conclusões, convence o leitor de sua sinceridade e veracidade. De que lhe teria servido aliás, em lugar da verdade, ter feito uma narrativa de imposturas!

Além do mais é êle, como seu pai, domiciliado neste país, sem nunca tê-lo deixado como aventureiro, charlatão, ou cigano. Deveria, portanto, reccar que outros viajantes que porventura voltassem do novo mundo o desmentissem.

Uma prova bem convincente porém de que sua narração é fidedigna, acho-a no fato de que êle cita o lugar e a ocasião em que se encontrou, na terra dos selvagens, com Heliodoro, o filho do sábio e famoso Eobanus Hesus. Heliodoro, que já há muito tempo se retirou para o estrangeiro, e que era tido por nós como morto, deveria ter presenciado como Hans Staden, de modo lastimavel, foi feito prisioneiro e levado embora. Este Heliodoro pode, entretanto, voltar à patria dentro de maior ou menor tempo, como é de esperar-se, e se a história de Hans Staden for falsa e mentirosa, <sup>(43)</sup> poderá cobrí-lo de vergonha e reduzi-lo a um homem sem honra.

---

<sup>42)</sup> — A edição de 1930, da Academia Brasileira, diz "dois anos" e o fac-símile da edição princeps de Marburgo traz claramente "IX".

<sup>43)</sup> — João de Lery sómente conheceu a obra de Staden em 1586, por intermédio do dr. Felix Plateros, na Suissa, o qual lhe emprestou um exemplar da edição de Marburgo, com a condição de devolvê-lo, o que Lery sómente fez depois que o senhor de Mayenne, Teodoro Tur-



Com estas sólidas provas e conclusões, quero dar por encerrada a questão sobre a veracidade da narrativa de Hans Staden e dar as razões por que esta, e outras histórias semelhantes, encontram tão pouco aplauso e consideração.

Em primeiro lugar, os aventureiros com suas mentiras disparatadas, suas falsidades e narrações fantasiosas contribuíram para que se dê pouca consideração às pessoas honestas e amantes da verdade, que vêm de terras estranhas, e também vulgarmente se diga: Quem quiser mentir, discursar sobre cousas distantes, pois ninguém lá vai verificá-las. É mais cômodo acreditar do que certificar-se.

Nada se ganha em não aceitar a verdade por causa das mentiras, e deve-se considerar que há cousas que parecem impossíveis a um homem simples, ao passo que para o erudito, quando lhe são expostas, são fatos seguros e incontestáveis, como realmente o são.

Alguns exemplos tirados da astronomia podem elucidar o fato. Nós, habitantes da Alemanha e das regiões vizinhas, sabemos, por uma longa tradição e experiência, quanto tempo dura o inverno, o verão e as outras duas estações, o outono e a primavera. Do mesmo modo, a duração dos dias e noites mais longas, ou mais curtas, no verão e no inverno.

Quando, pois, alguém afirmar que no mundo existem lugares onde o sol não desaparece durante meio ano e que o dia mais longo dura seis meses ou meio ano, e a noite mais comprida igualmente; ou que se encontram regiões nas quais as quatro estações aparecem duas vezes ao ano, havendo dêsse modo dois verões e dois invernos; ou que o sól e outras estrelas, por diminutas que sejam, e mesmo a menor delas no céu, são todavia maiores que a terra toda; e muitas coisas incontáveis desta sorte — também não dará o homem simples, a táis afirmativas,

---

quet, que conhecia bem o alemão, lh'o traduziu em grande parte. Diz então o missionário francês: — "O que li com o maior prazer, pelo fato de João Staden, que esteve cerca de oito anos nêsse país, em duas viagens que fez, tendo ficado detido mais de seis mêses pelos tupinambás que o quiseram devorar muitas vezes, exatamente aqueles que eu conheci depois, nome por nome, nos arredores do Rio de Janeiro, que eram nossos aliados e inimigos dos portugêses, com os quais estava João Staden quando foi aprisionado; como dizia, observei que êle falava inteiramente a verdade; muito satisfeito também fiquei porque tendo dado á luz a minha história mais de oito anos antes que tivesse ouvido falar de João Staden e menos ainda que tivesse viajado pela America, notei que concordávamos tanto na descrição dos selvagens brasileiros como noutras cousas vistas, quer na terra quer no mar, que se diria que ha-

nenhum crédito e terá tudo por impossível. Entretanto estas cousas são tão claramente provadas pelos astrônomos que, aqueles que tenham cultura científica, não duvidarão delas.

Não se deve pois concluir, pela circunstância de que a grande massa tem por falsas as narrações desta sorte, que elas não verdade não possam ser exatas. Como não estaria mal a ciência astronômica se ela não pudesse fazer cálculos certos sobre todos êstes corpos celestes e não pudesse prever com segurança o dia e a hora dos eclipses, isto é, das trevas do sol e da lua. Há séculos que as trevas são calculadas antecipadamente, e os cálculos têm sido comprovados. Ora, diz o povo, quem esteve no céu, para tudo ver e medir? A resposta só pode ser: a experiência quotidiana confirma as conclusões, e devemos ter isto por tão exato, como certo é que três mais dois são cinco. As sólidas bases e conclusões da ciência nos permitem medir e calcular a distancia até à lua e mais além, até aos planetas todos, e finalmente até às estrelas fixas, e qual é o volume do sol, da lua e de outros corpos celestes. Com ajuda da ciência celeste, a astronomia, e da geometria, calcula-se mesmo a circunferência, redondeza, grandeza e extensão da terra. Todas estas cousas o homem simples não conhece, assim como bem pouco nelas acredita. Deve-se perdoar-lhe a ignorância, pois que êle não aprendeu mesmo muito das ciências naturais. Que, porém, gente prezada e muito instruída duvide ainda de tais fatos, cuja veracidade está provada, é tão vergonhoso quão lamentável, pois que o homem simples, guiando-se por êles, acha confirmação ao seu erro e diz: Se isso fosse verdade, êste ou aquele estudioso não teria contestado. E assim por diante.

O mesmo se pode dizer de Santo Agostinho e Lactâncio Firmiano, dois santos, muito instruídos, e aliás homens com grande conhecimento das ciências. Êles duvidam e não querem admitir que possam existir antípodas, homens que, em um ponto oposto da terra, de certo modo, sob nós, caminhem com seus pés contra os nossos e estejam também dependurados de cabeça e corpo para baixo no espaço, sem contudo se precipi-

---

víamos conversado antes de escrever nossas narrativas. Assim, êsse livro de João Staden que há pouco foi impresso em latim, e requer também que o seja em francês, oferecendo eu dar, se o quiserem fazer, o que já tenho traduzido e ornar com cousas notáveis, merece igualmente ser lido por todos que desejam saber como são na verdade os costumes e modos de ser puramente selvagens dos brasileiros" — Jean de Léry — "Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil — Avec une introduction et des notes par Paul Gaffarel" — Paris, 1880 — Vol. I, págs. 191-192.

tarem. Embora isso pareça estranho, os sábios estão convencidos de que não pode ser de outro modo e que está provado como exato, por mais zelosamente que os citados santos, eruditos autores, o combatam. Os homens que habitam os pontos extremos de um diâmetro terrestre têm que ser antípodas, isso é uma tese irrefutável. Tudo quanto se eleva no espaço fica ereto, em qualquer ponto que esteja da terra. Para achar antípodas, entretanto, não é preciso viajar para baixo, no novo mundo; antípodas os há também no hemisfério superior. Quando da região mais longínqua do oeste, a saber, o cabo Finisterra, na Espanha, se considera oposto o leste, ou a Índia, são os habitantes de ambas estas regiões distantes, de um certo modo, antípodas. Daqui querem alguns pios teólogos inferir que a graça pedida pela mãe dos filhos de Zebedeu ao Cristo Senhor, para que pudesse um de seus filhos sentar-se à sua direita e o outro à sua esquerda, teria sido concedida. Isto teria acontecido estando o Santo Jacó, como se acredita firmemente, sepultado em Compostella, não longe do Cabo Finisterra, habitualmente chamado Cabo da Estrela Escura, e o outro apóstolo, João, descansando na Índia, a terra do sol nascente. Portanto existiam antípodas já há muito tempo, independentemente de que no tempo de Agostinho, o Novo Mundo, América, no hemisfério inferior, não estivesse ainda descoberto.

Alguns teólogos, especialmente Nicolau Lyra, <sup>(44)</sup> que tem fama aliás de ser um homem excelente, são de opinião que o globo terráqueo, o mundo, flutua mergulhado nágua pela metade. A parte habitada por nós emerge da água, a outra fica por baixo e tão completamente embebida nos mares, que ninguém nela pode habitar. Tudo isto está em contradição com a ciência, com a cosmografia, e ultimamente os espanhóis e portugueses descobriram, nas suas numerosas viagens marítimas que, bem ao contrário, toda a terra é habitada, mesmo nas zonas quentes, no que os nossos antepassados e os autores primevos não queriam convir. Nossas especiarias de todos os dias, açúcar, pérolas e outras mercadorias semelhantes, vêm-nos dessas regiões.

Estas asserções, aparentemente contraditórias, sobre os antípodas e as medições dos corpos celestes, expús eu intencionalmente, a-fim-de justificar minhas já referidas conclusões.

---

<sup>44)</sup> — Franciscano falecido em Paris a 23 de outubro de 1340. Expurgou a bíblia de todos os termos impróprios (Letts).

Poderiam ainda ser citadas muitas outras cousas semelhantes; não quero porém estender-me demais para não molestar o leitor.

Argumentos idênticos se podem encontrar no livro do digno e erudito mestre Gaspar Goldtworm, <sup>(45)</sup> o diligente Superintendente de Vossa Alteza e Pregador em Weilburgo. O livro será em breve impresso e relatará, na sua sexta parte, muitos milagres, maravilhas e aparentes absurdos dos tempos antigos e novos. Ao bom leitor, que quiser esmiuçar esta questão, indico eu aqui êste livro e outros, que tratam do mesmo assunto, como por exemplo o de Galeoto, <sup>(46)</sup> sobre cousas aparentemente incríveis.

Assim estará provado, com suficiêcia, que não se deve dar precipitadamente por mentira aquilo que ao homem simples parece estranho e incompreensível, como na narração presente, as indicações sobre os habitantes nús das ilhas, <sup>(47)</sup> que não conheciam nenhum animal doméstico para sua alimentação, nem porcos, vacas ou cavalos, nenhum objeto por nós usado, como vestimenta ou cama, nem vinho ou cerveja, ou cousas semelhantes, e com que, a seu modo, deveriam manter-se e acomodar-se.

Para finalizar este prefácio quero ainda expor, brevemente, o que levou Hans Staden a mandar imprimir a narrativa de ambas as suas travessias marítimas e a estadia numa terra estranha. Pode muita gente interpretá-lo mal, como se quisesse com isto conseguir fama, ou fazer-se um grande nome. Êle mesmo m'o expôs muito diferentemente, e acredito piamente que êle, de fato, pensa de outro modo, o que se pode depreender de algumas passagens da sua narração.

Atravessou vicissitudes de toda a sorte, suportou muitas dificuldades, esteve tantas vezes em tão grande perigo de vida, que não podia esperar livrar-se e voltar à sua terra. Deus, porém, a quem êle sempre implorou cheio de confiança, libertou-o do poder dos seus inimigos. Além disso, pela sua fé e suas orações tocou muitas vezes ao Senhor, de modo que êste se deu a

---

<sup>45)</sup> — Pregador luterano. E' conhecido como compilador de um calendário eclesiástico. Seu prometido livro de milagres e maravilhas parece não chegou a ser impresso (Letts).

<sup>46)</sup> — Mario Galeoto, astrônomo, professor em Bolonha, cerca de 1440. Faleceu em 1494 (Letts).

<sup>47)</sup> — O Brasil foi descoberto como uma ilha, tendo o nome de Ilha de Santa Cruz. Ao tempo de Hans Staden ainda perdurava essa crença.

conhecer aos infiéis, a-fim-de que vissem como o Deus justo e verdadeiro reinava ainda com sua força e soberania. Sabe-se bem que o crente não deve, em sua prece, impor a Deus seu pedido, com tempo e medida; mas se Deus permitiu, por meio de Hans Staden, que os pagãos gentios conhecessem seus milagres, nada posso a isso contestar.

É porém bem sabido que aflições, miséria, infortúnio e doença levam em geral os homens a Deus, de modo que o invocam em sua angústia. Muitos antigamente assim agiram, conforme ao rito católico, dirigindo-se a algum Santo, prometendo-lhe uma romaria ou uma oferenda, se êle os auxiliasse em sua dificuldade. Tais promessas são mantidas fielmente, exceto por aqueles que querem impingir aos Santos uma trapaça. Assim relata Erasmo de Rotterdam, nas narrações de um naufrágio, como um homem no mar prometeu a São Cristovam — do qual em uma igreja de Paris existe um quadro de cerca de dez côvados de alto, que parece um enorme polifemo — um círio tão grande como o quadro do Santo, se êle o ajudasse nêsse perigo. O vizinho dêste homem, que estava presente e lhe conhecia a pobreza, exproboou-lhe tal promessa, dizendo-lhe que nunca poderia êle conseguir a cera necessária para essa vela, mesmo que vendesse tudo o que possuía sobre a terra. Ao que respondeu o homem, segredando-lhe baixinho a-fim-de que o Santo não ouvisse: Se êle acudir-me nesta aflição, dar-lhe-ei no máximo uma vela de sebo, que custará um vintem.

Outra história de um cavaleiro, em um naufrágio, é bem parecida. Como visse o cavaleiro que o navio ia afundar, invocou São Nicolau; êle lhe ofereceria seu cavalo ou seu pagem, se o Santo o socorresse em sua desgraça. Isto ouviu o servo e disse-lhe que tal não deveria fazer; pois como depois cavalgaria? O fidalgo porém respondeu-lhe furtivamente, para que o Santo não o pudesse ouvir: Fica calado! quando me houver ajudado, eu nem lhe darei o rabicho do cavalo!

Assim quiseram ambos iludir aos seus Santos, esquecendo-se depressa dos benefícios recebidos. Hans Staden se propôs porém, com a narrativa e publicação de sua aventura, louvar e agradecer a Deus e, com espírito cristão, dar a conhecer ao mundo todo sua comprovada misericórdia e graça, não querendo passar por um homen que houvesse esquecido os benefícios divinos. Se esta não fosse a sua intenção, que se deve reconhecer como justa e honrada, poderia êle ter-se poupado fadigas e trabalho, tempo e despesas exigidas pelas xilogravuras e impressões, o que não foi pouco.

E porque o autor oferece e dedica humildemente a presente história ao sereníssimo e ilustríssimo Senhor Felipe, Landgrave de Hêssia, Conde de Katzenelnbogen, Diez, Ziegenhain e Nidda, seu príncipe e gracioso Senhor, e a fez publicar em nome de Sua Alteza; porque êle, Hans Staden, de há muito, pelo mencionado Príncipe, nosso gracioso Senhor, tem sido posto á prova, em minha própria presença e na de muitos outros, sendo amplamente interrogado sobre cada referênciã de sua viagem e cativoiro, conforme tenho reiteradas vezes lembrado, com a máxima submissão, a Vossa Alteza e a outros senhores; e porque reconheço em Vossa Alteza, de longa data, um grande amigo da astronomia e da cosmografia, — dediquei a Vossa Alteza, humildemente, êste prefácio. Peço a Vossa Alteza aceitá-lo, relevando que não possa todavia dar cousa melhor a imprimir-se, em nome de Vossa Alteza.

Recomendo-me com humildade à Vossa Alteza.

Marburgo, dia de São Tomás, (48) de 1556.



---

48) — Corresponde a 21 de dezembro.

## CONTEÚDO

1) Sobre duas viagens marítimas de Hans Staden, que levaram oito anos e meio <sup>(49)</sup>. A primeira de Portugal, a segunda de Espanha, para o Novo Mundo, a América.

2) Como aí Hans Staden na terra do gentio tupiniquim <sup>(50)</sup>, sujeita ao Rei de Portugal, serviu combatendo como artilheiro, na luta contra os inimigos do Rei. Tendo afinal caído prisioneiro dos inimigos pairou nove meses e meio <sup>(51)</sup> em perigo de ser por êles morto e devorado.

3) Como Deus milagrosa e maravilhosamente salvou o prisioneiro, e como Hans Staden retornou à sua querida terra natal.

Tudo isto foi dado a imprimir  
para honrar e agradecer a Deus  
pela sua misericórdia e liberalidade.

---

<sup>49)</sup> — Compreenda-se, oito anos e meio somam as duas viagens. Hans devia ter dito que foi desde que saiu do seu lar, pois de viagem mesmo, foram apenas seis anos e quatro meses, mais ou menos. Assim, na primeira viagem embarcou em Kampen cerca de 29 de março de 1547 e regressou a Lisboa a 8 de outubro de 1548. A segunda foi desde sua partida de São Lucar de Barrameda a 10 de abril de 1550, até sua arribada de retorno, em Hoñfleur, a 20 de fevereiro de 1555.

<sup>50)</sup> — Tupiniquim, segundo Teodoro Sampaio, significa "o tio afim". Cf. edição de 1900, pág. VI, das notas. Para Batista Caetano, a expressão deve de fato exprimir parentesco colateral. Cf. *Tratados da terra*, cit., pág. 274.

<sup>51)</sup> — Desde meados de janeiro de 1554 até 31 de outubro desse mesmo ano, como veremos mais de espaço.

Que seria do guarda da cidade,  
Do poderoso navio em sua rota;  
Se Deus por ambos não velasse!



1. - A nau da capitão Pentecosta, na qual se engajou Hans Staden como artilheiro. Na flamula da mastra central vêem-se as iniciais do desenhista ou gravador - D. H. - que até a presente não se pode identificar.



## CAPÍTULO 1.

Eu, Hans Staden de Homberg, em Hédia, me propus, se Deus o permitisse, conhecer a Índia e nesse intuito viajei de Bremen para a Holanda. Em Kampen <sup>(52)</sup> encontrei navios que, em Portugal, tencionavam fazer carregamento de sal. Com eles embarquei e cheguei, após uma viagem de quatro semanas, a 29 de abril de 1547, na cidade de Setúbal. Daí segui para Lisbôa, que fica a cinco milhas de distância. Em Lisbôa encontrei um albergue cujo dono era um jovem alemão, que se chamava Leuhr. Fiquei algum tempo com êle, e como lhe contasse que havia deixado o meu país a-fim-de velejar para as Índias, disse-me que eu tinha chegado muito tarde, pois os navios do Rei, que se destinavam às Índias, já haviam largado. Pedi-lhe então que me procurasse uma outra oportunidade de viagem, visto que êle já conhecia a língua do país. Eu lhe ofereceria em troca outro serviço.

Colocou-me como artilheiro em um navio, cujo capitão se chamava Penteado, e pretendia viajar para o Brasil como mercador, mas possuía também permissão para aprisionar os navios que comerciavam com os mouros na Barbaria <sup>(53)</sup>. Também navios franceses, que negociassem no Brasil, com os selvagens, deveria êle capturar. Finalmente devia conduzir ao Brasil, a mandado do Rei, alguns prisioneiros, cuja condenação havia sido indultada, pois se pretendia domiciliá-los na nova terra.

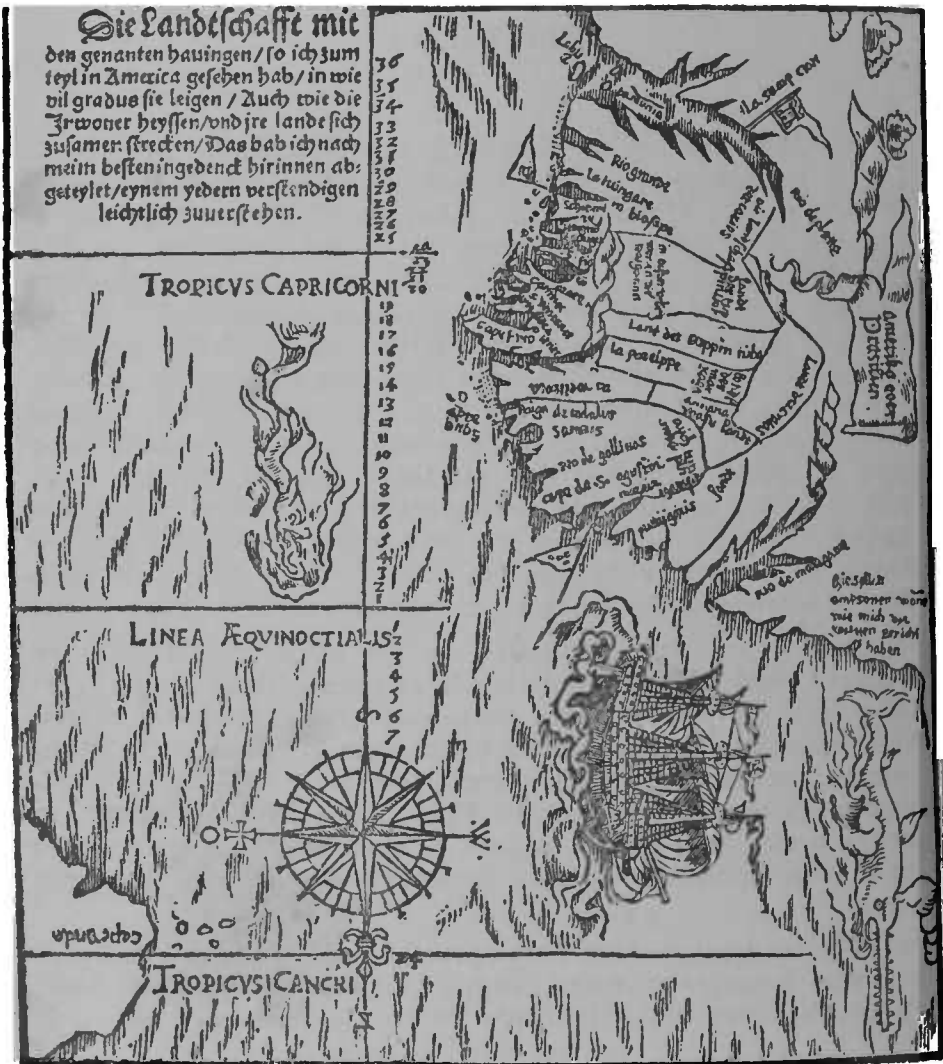
O nosso navio estava bem aprestado com tudo que era preciso para a guerra no mar. Éramos três alemães a bordo: João, de Bruchhausen <sup>(54)</sup>, Henrique Brant, de Bremen, e eu.

---

<sup>52)</sup> — Porto na província de Over Issel, na Holanda, ficando na margem esquerda do Issel.

<sup>53)</sup> — Nome dado antigamente ás regiões da Africa septentrional: Marrocos, Argélia, Tunísia e Tripolitânia.

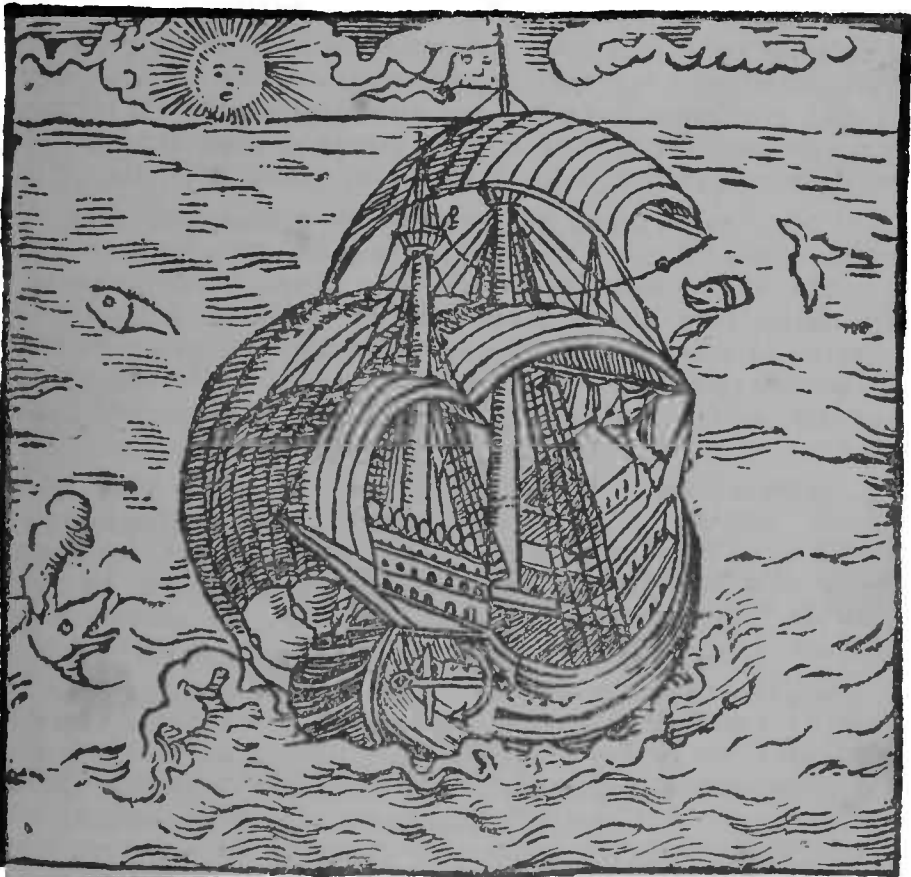
<sup>54)</sup> — Este nome é muito comum em povoações das províncias de Westfália e Hanover, na Prússia.



2. - "O pais com os portos citados, como os vi em parte na América, a quantos gráus ficam situados, também como se denominam os habitantes e como confinam suas terras. Tudo isto fiz constar deste mapa, conforme melhor me ensinou minha memória, de sorte que seja compreendido facilmente por qualquer homem inteligente".

## CAPÍTULO 2.

### Início da minha primeira viagem de Lisboa, em Portugal.



3. - A caravela que acompanhava a nau do capitão Penteado

De Lisboa singramos juntamente com um pequeno navio, que pertencia também ao nosso capitão, e alcançamos a Ma-

deira. Esta ilha, pertencente ao Rei de Portugal, é habitada por portugueses. É terra feraz, produz vinho e açúcar. Numa cidade, chamada Funchal, nos abastecemos de víveres e seguimos para a cidade Ighir Ufrani, em Marrocos, que é governada por um príncipe dos mouros, um xerife. Ela pertenceu anteriormente ao Rei de Portugal, mas foi-lhe tomada pelo xerife. No porto de Ighir Ufrani esperávamos encontrar navios que, como já foi mencionado, comerciassem com os gentios.

Quando chegamos às vizinhanças da costa, encontramos muitos pescadores castelhanos e soubemos por eles que havia navios ancorados no porto; quando nos aproximávamos, surgiu dêste um navio inteiramente carregado. Nós o seguimos e o aprisionamos; a equipagem porém escapou em um barco. Avistamos então um bote que jazia abandonado na praia, do qual poderíamos nos utilizar conjuntamente com o navio capturado; navegamos para lá e nos apoderamos dêle. Os mouros, que apressadamente para aí cavalgaram e quiseram defendê-lo, tiveram que retroceder à frente da nossa artilharia.

Com a nossa presa, que consistia de açúcar, amêndoas, tâmaras, peles de cabra e goma arábica, um carregamento bom e intato, voltamos à ilha da Madeira. Despachamos os pequenos navios para Lisboa, no intento de relatar ao Rei o fato e consultá-lo sobre o destino a ser dado à presa, pois pertencia em parte a mercadores de Valência e Castela. O Rei respondeu-nos que devíamos deixar a presa na ilha e prosseguir nossa viagem; nêsse interim colheria êle informações exatas.

Agimos como ordenara e velejamos de novo para Ighir Ufrani, para ver se poderíamos conseguir mais alguma presa. Não teve sucesso porém o nosso empreendimento. O vento era muito desfavoravel na costa e frustrou nosso plano. Na véspera de Todos os Santos, à noite, partimos, sob violenta tempestade, da costa marroquina e rumamos para o Brasil.

Quando nos achavamos em alto mar, a quatrocentas milhas da costa de Marrocos, aproximou-se do navio enorme quantidade de peixes e apanhamos muitos à linha. Entre êstes se encontravam grandes atuns, chamados “albacorás” pelos marujos; peixes “bonitos” menores e às vezes “dourados”. Havia também muitos peixes, do tamanho de arenques, que tinham asas de ambos os lados, qual morcegos. Quando percebiam atrás de si peixes grandes, dos quais eram muito perseguidos, levantavam-se em elevado número e voavam por sobre a superfície d’água, cerca de duas braças; alguns, tão longe que se perdiam de vista. E mergulhavam nagua de novo.

Muitas vezes os encontramos no navio pela manhã, quando em seu vôo durante a noite caíram. Em português chamam-se peixes voadores.

Aproximamo-nos, depois, do Equador. Era aí muito quente, pois o sol do meio dia tombava a pino sobre nós e prolongava-se a calmaria por dias afora. À noite, às vezes, rebenta-



4. - Mostra Ighir Ufrani (Cape de Gell) e a captura do navio mouro.

vam fortes trovoadas, com chuva e vento. Elas se armavam depressa e depressa desencadeavam; tínhamos que estar muito atentos, para que não nos surpreendessem sob as velas.

Quando sobreveiu certa vez um vento que, desdobrando-se em tempestade, durante muitos dias soprou em contrário, re-

ceamos que nos faltassem víveres, se êle ainda perdurasse por mais tempo. Rogamos então a Deus por ventos favoráveis.

Uma noite, sob forte vendaval, tivemos que lutar penosamente. Apareceram-nos então sobre o navio muitas luzes azues, como eu nunca havia visto. Elas desapareciam quando as vagas batiam à frente do navio. Os portugueses disseram



5. - O navio do capitão Penteadado, no qual viajava Hans Staden como artilheiro, cercado de albacorás, bonitos e dourados. À esquerda, junto à popa do navio, vê-se um cardume de peixes voadores.

que estas luzes eram prenúncio de bom tempo, e expressamente mandadas por Deus, para confortar-nos na aflição. Agradeceram por isso ao Senhor numa oração em comum, após quê sumiram-se as luzes. Chamam-nas fogo de Sant'Elmo

ou Corpus Sanctum. Ao romper do dia o tempo melhorara, levantando-se vento favorável. Vimos pois que as luzes deviam ser um milagre de Deus.

Velejamos então para diante com bons ventos e divisamos, 84 dias depois de termos visto terra por último, a 28 de janeiro de 1548, um outeiro no cabo de Santo Agostinho. Oito milhas além alcançamos o porto de Pernambuco, onde os portugueses haviam fundado uma povoação por nome Olinda <sup>(55)</sup>. Entregamos os prisioneiros a Duarte Coelho <sup>(56)</sup>, o comandante do lugar. Desembarcamos também alguma mercadoria, que lá ficou; liquidamos nossos negocios no porto e tencionávamos prosseguir a viagem para fazer carregamentos.

---

<sup>55)</sup> — No original de Staden está Marin. Teodoro Sampaio quer que essa denominação seja porque os indígenas começaram a chamar a povoação fundada pelos brancos pela designação de "mairi", que quer dizer cidade. Cf. edição de 1930, pág. 32. Southey, Hist. Brasil, cit., I, 80, diz que Marin era o nome da aldeia indígena no local onde se construiu Olinda, que ainda por algum tempo ficou se chamando dessa forma.

<sup>56)</sup> — Os prisioneiros eram degredados de Portugal, que se mandavam então para o povoamento do Brasil. Duarte Coelho, pelo que temos lido, constitue ainda um problema histórico. Para não citarmos demasiada bibliografia, indicaremos aqui apenas Varnhagen, ed. Weiszflog, vol. I, pág. 171, onde vem um resumo da sua vida e a conclusão de que era filho de Gonçalo Coelho, capitão-mór da armada de 1503 ao Brasil. Desenvolvidamente tratam deste donatário de Pernambuco, Carlos Malheiros Dias, em "A expedição de 1503", na História da Colonização Portuguesa do Brasil, Porto, 1923, vol. II, págs. 300 e segs., Pedro de Azevedo em "Os primeiros donatários", na mesma obra vol. III, págs. 194 e segs. e Braamcamp Freire, Brasões de Sintra, cit., vol. II, págs. 213 e segs. Possuimos um "Nobiliário" manuscrito, em dois volumes, cópia feita em 1736 por Anes Amado, do trabalho de d. Antonio de Lima Pereira, escrito no século XVI. Por esse "Nobiliário", vol. I, págs. 169 e segs. se vê que os Coelhos provêm de Egas Muniz e que o primeiro de que se tem noticia em Portugal, chamou-se Estevam Coelho e foi casado com Maria Mendes, filha de Soeiro Mendes Petite, tendo tido o casal os filhos João, Soeiro, Estevam, Maria e Pedro Coelho. Deste último, que foi fidalgo honrado em tempo de d. Afonso IV e um dos envolvidos, segundo o "Nobiliário", na morte da rainha d. Inês de Castro, por "cuja causa El-Rei lhe alcançou o coração estando vivo" e de sua mulher d. Aldonza Vasques Pereira, nasceram Gonçalo Pires Coelho e Egas Coelho. Teve este último um filho por nome Pedro Coelho, que foi grande soldado no tempo de d. Afonso V, com quem se passou á África e morreu pelejando no terceiro assalto que se deu a Tanger. Foi casado com d. Inês de Ataíde e teve por filhos a: Egas Coelho, Gonçalo Coelho e Nicolau Coelho. Egas Coelho, casando-se, teve entre outros filhos a Duarte Coelho que foi o discutido donatário de Pernambuco. Gonçalo Coelho, que vinha a ser dêsse modo tio de Duarte Coelho, foi o capitão-mór da arma-

### CAPÍTULO 3.

## Como os selvagens de Pernambuco se rebelaram e quiseram destruir uma povoação dos portugueses.

Rebentou então, por culpa dos portugueses, uma revolta dos índios, que anteriormente se mostravam pacíficos, e o chefe da terra pediu-nos, pelo amor de Deus, que fôssemos à pressa auxiliar o lugar Igaracú <sup>(57)</sup>, distante cinco milhas de Olinda, do qual os indígenas queriam se apoderar. Os habitantes da povoação de Olinda, defronte da qual nos achávamos, não podiam dar aos outros nenhum auxílio, pois desconfiavam que os selvagens queriam também atacá-los.

Tomamos 40 homens dentre a guarnição do nosso navio, para prestar socorro aos colonos de Igaracú e seguimos em um pequeno barco através dum braço de mar, que se estendia duas milhas terra a dentro, e no qual jazia a povoação. O número dos defensores montava, incluindo-nos, a cerca de noventa cristãos. Acrescente-se a este número trinta negros e escravos brasileiros, a saber, selvagens que pertenciam aos colonos. Os selvícolas que nos sitiavam <sup>(58)</sup> estimavam-se em oito mil. Nossa única proteção consistia numa estacada de cepos.

---

da de 1503 ao Brasil. Nicolau Coelho acompanhou a Vasco da Gama quando do descobrimento da Índia e foi o primeiro a trazer a nova d'esse feito ao rei d. Manuel I. Isso, o que lemos num "Nobiliário" inédito, do século XVI, a propósito do primeiro donatário de Pernambuco.

<sup>57)</sup> — Igarassú ou Igaracú, como aqui vem grafado, ficava a cinco léguas da vila de Duarte Coelho e tinha então 200 habitantes. Depois da luta na qual tomou parte Hans Staden, houve outro assédio, muito mais prolongado e mortífero. Frei Vicente do Salvador — *História do Brasil* — Ed. Capistrano de Abreu — Rio de Janeiro, 1887 — Vol. I, págs. 80-81.

<sup>58)</sup> — Eram os caetés, inimigos dos potiguáras, aliados dos portugueses.



## CAPÍTULO 4.

### **Como eram as fortificações dos indígenas e o seu modo de combater-nos.**

O lugar onde estávamos sitiados era rodeado de mata. Nesta haviam disposto os selvagens duas fortificações com ajuda de grossos troncos de árvores. Aí se recolhiam durante a noite e esperavam pelas nossas sortidas. De dia permaneciam em valas, que haviam cavado ao redor da povoação, das quais saíam para escaramuças. Quando lhes atirávamos, estendiam-se no chão, para escapar às balas. Assim, sitiaram-nos de tal modo que, donde estávamos, ninguém podia entrar ou sair. Aproximaram-se da povoação, lançaram ao ar grande quantidade de flechas, que deviam atingir-nos quando caíssem, utilizando também muitas delas às quais haviam amarrado mechas de algodão embebido em cêra. Com estas flechas acesas pretendiam atear fogo ao teto das choças. Ameaçavam também devorar-nos, se nos pudessem capturar.

Restava-nos apenas pouca provisão de boca, e êsse pouco já se tinha consumido. Lá na terra é muito usado buscar-se diariamente, ou cada dois dias, raízes frescas de mandioca para fazer farinha e bolos. Mas então, não podíamos ir às plantações.

Como víssemos que iriam faltar-nos víveres, fomos com duas barcas à colonia de Itamaracá <sup>(59)</sup>, a-fim-de abastecer-nos. Havia os índios posto grandes árvores sobre o canal, estando grande número dêles em ambas as margens, na esperança de tolher-nos a viagem. Em violento esforço, removemos os entulhos, mas a maré baixou, de sorte que ficamos em seco.

---

<sup>59)</sup> — Na gravura sob o numero seis, vê-se que Staden escreveu Ipaussú-Itamaracá, que Teodoro Sampaio traduz por Ilha Grande de Itamaracá. Era parte da capitania de Pero Lopes de Sousa e tinha como sede a vila da Conceição, meia légua acima da foz do rio Igarassú. É evidente do texto de Staden que êle se refere á vila mencionada.

Os índios nada podiam fazer-nos nas barcas. Trouxeram então galhos secos de suas trincheiras e os atiraram no espaço existente entre a praia e os botes. Queriam incendiá-los e jogar às chamas pimenta que aí medra. A fumaça nos obrigaria a abandonar as barcas. Não conseguiram porém levar a cabo seu plano, pois nêsse entremeio voltou de novo a maré. Assim



6. - Vista de conjunto em que se nota á esquerda o Cabo de Santo Agostinho e a vila de Marim (Olinda). No interior, ao centro, Igarassú, dentro de cuja paliçada se encontram quatro canhões propios de navios mercantes. Abaixo, observa-se a diligência para procura de vitualhas em Itamaracá, enquanto os atacantes derrubam arvores para impedir a sua passagem.

podemos prosseguir até Itamaracá e obter víveres dos seus habitantes. A nossa volta haviam entulhado o caminho no mesmo lugar. Tinham posto, como antes, árvores na corrente d'água e ficaram emboscados às margens. Duas árvores estavam

semi-cortadas à sua base, no tronco, e as suas copas amarradas com uma planta trepadeira ou cipó. Esta planta cresce como lúpulo, porém é mais grossa. Mantinham os índios as pontas do cipó em seu entrincheiramento, e pretendiam, à nossa passagem, puxá-las de modo que as árvores quebrando-se se abatessem sobre nossas barcas. Avançamos e aí atravessamos, porque a primeira árvore tombou para o lado do seu esconderijo e a outra nágua, um pouco atrás do nosso naviozinho. Antes de romper caminho através dos entulhos, que restavam desde a nossa ida, gritamos pelos nossos companheiros que se achavam no local sitiado para que viessem em nossa ajuda. Quando porém principiamos a chamar, gritaram os índios de permeio, de sorte que os nossos não nos puderam ouvir. Não podiam êles ver-nos também, visto haver uma capoeira que nos separava. Estávamos entretanto tão perto uns dos outros que poderiam bem ter-nos ouvido, se os índios não houvessem feito aquele alarido.

Por fim trouxemos víveres à povoação, e como os índios viram que nada conseguiriam, fizeram a paz e foram-se de novo. O cerco tinha durado quase um mês. Dos índios, alguns pereceram; de nós cristãos, porém, nenhum.

Certificamo-nos assim de que os selvagens haviam abandonado a sua causa. Retiramo-nos portanto para o nosso navio grande, que jazia deante de Olinda, tomamos água e fizemos carregamento de farinha de mandioca, o quanto nos era necessário. O comandante da povoação de Olinda nos agradeceu.

---

## CAPÍTULO 5.

### **Como partimos de Pernambuco e alcançamos, em Paraíba, a terra dos Potiguaras, encontrando um navio francês com o qual nos batemos.**

Navegamos quarenta milhas até um porto de nome Paraíba, onde pretendíamos fazer carregamento de pau brasil e obter dos índios <sup>(60)</sup> maior quantidade de víveres.

A nossa chegada encontramos um navio francês, que carregava pau brasil. Nós o atacamos e esperávamos capturá-lo; êles porém destruíram-nos o grande mastro com um tiro e fugiram. Tivemos alguns mortos e feridos dentre a nossa guarnição <sup>(61)</sup>.

Por isso resolvemos regressar a Portugal, pois em consequência dos ventos adversos não podíamos voltar ao porto, onde queríamos suprir-nos de víveres. Velejamos assim, sob ventos contrários e com poucas provisões, para Portugal, e sofremos grande fome. Alguns comeram as peles de cabras que trazíamos a bordo. Cada homem recebia diariamente um copo de água e um pouco de farinha de mandioca brasileira.

Após uma viagem de 108 dias, chegamos a 12 de agosto de 1548 às ilhas dos Açores, que pertencem ao Rei de Portugal; aí ancoramos para descansar e pescar. Como divisássemos um navio, dirigimo-nos para êle. Evidenciou-se ser um corsário, que se assestou em defesa. Tiramos porém o melhor partido, aprisionamos o navio, e dêle tomamos muito vinho e pão, com que nos refizemos. A equipagem escapou-se num bote, alcançando uma das ilhas.

---

<sup>60)</sup> — Os potiguáras eram amigos dos portugueses. O vocábulo segundo Teodoro Sampaio quer dizer “papa-camarões”.

<sup>61)</sup> — A carta de Afonso Gonçalves, escrita a El-Rei, de Igarassú, a 3 de maio de 1548, narra o seguinte: — “quando aqui vim ter, deram-me novas de sete naus francesas que passaram para os potiguáras, onde lhe eu Senhor disse que se podia fazer ofensa aos franceses e depois passaram outras muitas e com uma delas encontrou um meu bergantim que

Em seguida encontramos cinco navios do Rei de Portugal, que deviam esperar, na ilha, navios vindos da Índia, e escoltá-los a Portugal. Reunimo-nos a êles e juntos acompanhamos, à ilha Terceira, onde devíamos de novo fazer alta, um navio da rota das Índias, que justamente acabava de chegar. Defronte desta ilha se reuniam muitos navios que chegavam todos das novas terras e dentre os quais alguns desejavam seguir para



7. - O porto e a aldeia da Paraiba e o combate com o navio francês.

ia ao resgate e saiu-lhe uma zavra que ia com ela e foi-o seguindo tanto que o alcançou e andaram ás bombardadas e espingardadas e frechadas de maneira que quiseram abalroar com êle, mas os frecheiros com a mais gente não no consentiram e mataram-lhe o mestre e feriram alguma gente da que ia nêle e dos franceses morreram cinco ou seis e outros muitos foram feridos por causa dos frecheiros que os trataram mal e assim se

a Espanha, e outros para Portugal. Quando partimos conjuntamente de Terceira, montavam os navios aproximadamente a uma centena. Chegamos a Lisboa mais ou menos a 8 de outubro de 1548, após uma viagem de dezesseis meses.

Aí descansei algum tempo <sup>(62)</sup> e tomei a deliberação de acompanhar os espanhóis em suas viagens para as novas terras de que estavam de posse. Deixei assim Lisboa num navio inglês e cheguei a uma cidade chamada Porto de Santa Maria <sup>(63)</sup>, em Castela, onde os ingleses queriam carregar vinho. Viajei mais além até a cidade de Sevilha e encontrei três navios que se aprestavam para uma viagem ao Rio da Prata, certa região da América. Tanto esta região, como a terra rica de ouro do Perú, que foi descoberta há poucos anos, e o Brasil, constituem um só continente.

A-fim-de tomar posse das terras do Rio da Prata, foram enviados navios há alguns anos, dos quais um voltara <sup>(64)</sup>. Pediu auxílio e relatou que a terra devia ser muito rica em ouro. Ao comandante dos três navios, d. Diogo de Sanabria, cabia tornar-se o lugar-tenente do Rei naquelas paragens.

Embarquei a bordo de um dos navios, que estavam muito bem equipados, e logo partimos de Sevilha para São Lucar, na embocadura do Guadalquivir, rio onde se encontra Sevilha. Aí permanecemos à espera de vento favorável.

---

alargaram dêles". — Varnhagen — Historia do Brasil — Primeira edição — Madrid, 1854 — Vol. I, págs. 453-454. — Comprova-se dêsse modo a frequência dos navios franceses, por essa época, nessa região.

<sup>62)</sup> — Esse "algum tempo" de Staden compreende pouco mais de um ano.

<sup>63)</sup> — Porto pouco acima da foz do Guadalete.

<sup>64)</sup> — Deve ser o navio em que voltaram para a Espanha, em 1545, Alvaro Nunes Cabeça de Vaca, o capitão João de Salazar e o piloto-mór João Sanches.

## CAPÍTULO 6.

### **Partida de minha segunda viagem de Sevilha, na Espanha, para a América.**

No ano do Senhor de 1549, no quarto dia depois da Páscoa (<sup>65</sup>), partimos de São Lucar. Como porém o vento fosse contrário, velejamos para Lisboa e de lá, somente, com bom vento, para as ilhas Canárias. Em frente à ilha da Palma ancoramos e fizemos provisão de algum vinho para a viagem. Os pilotos combinaram encontrar-se na costa, a 28 graus de latitude sul, caso viéssemos a separar-nos durante a viagem.

De Palma (<sup>66</sup>) seguimos para Cabo Verde, que está situado na terra dos negros. Lá, por um trís, íamos naufragando. Tomamos então nossa rota para o Novo Mundo, mas o vento era-nos adverso, apartando-nos do rumo muitas vezes para o lado da terra da Guiné, onde igualmente habitam pretos. Por fim chegamos à ilha de São Tomé, pertencente ao Rei de Portugal, rica em açúcar, porém insalubre. Em São Tomé moram portugueses. Eles têm muitos escravos negros. Tomamos água fresca e velejamos para diante. Durante uma tempestade perdemos de vista, à noite, os outros dous navios e estávamos agora sós (<sup>67</sup>). Os ventos se mantinham muito desfavoráveis. Eles sopram, naqueles mares, quase sempre do Sul, quando o sol está ao norte da linha equatorial e, ao contrário, vêm do Norte, quando o sol está ao sul do Equador. Como eles durante

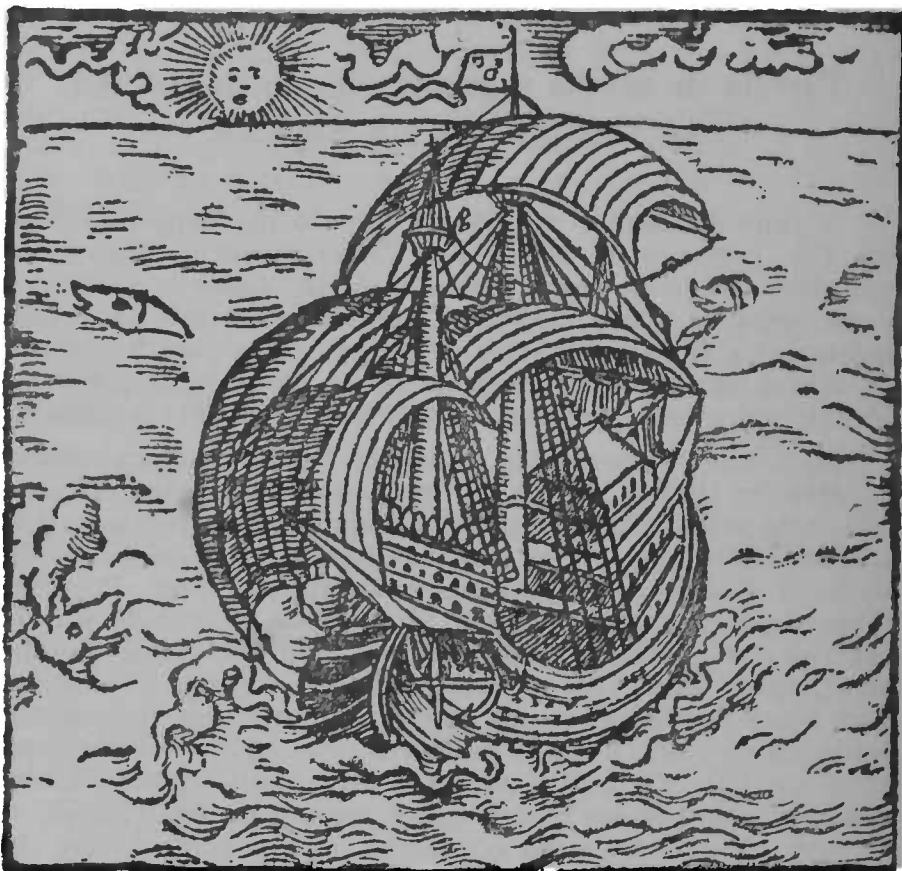
---

<sup>65</sup>) — Staden errou aqui o ano que foi 1550 e não 1549, pois é bastante sabida a data da partida de São Lucar de Barrameda da pequena armada de Sanabria. O “quarto dia depois da Páscoa”, corresponde a 10 de abril, como largamente demonstram Luis Roque Gondra e Roberto Lehmann-Nitsche, nas obras aqui já citadas.

<sup>66</sup>) — Segundo já mencionamos deviam daí ter saído a 15 de junho de 1550.

<sup>67</sup>) — As embarcações que se afastaram da caravela onde ia Hans Staden, que era a do capitão Becerra, foram o patacho “São Miguel”, comandado por Salazar e a outra caravela sob as ordens de João de Ovando.

cinco meses sopram fortemente numa direção, afastaram-nos quatro meses da nossa rota certa. Sòmente em setembro sopraram êles do Norte. Então pudemos tomar o rumo sul-sudoeste para a América.



8. - A caravela da esquadra de Sanabria na qual se engajou Hans Staden como arcabuzeiro



## CAPÍTULO 7.

**Como alcançamos a terra da América, a 28 graus de latitude, não tendo podido entretanto encontrar o porto que nos havia sido indicado, e como rebentou na costa uma grande tempestade.**

Certo dia, em 18 de novembro, tomou o piloto a latitude. Encontrávamo-nos a 28 graus. Então procuramos a terra, na direção do Oeste e avistamos também a costa, a 24 do mesmo mês. Havia seis meses que estávamos sobre o mar e tínhamos passado muitas vezes grandes perigos.

Quando nos aproximávamos da terra, não pudemos encontrar o porto e os indícios que nos havia designado o primeiro piloto da esquadra <sup>(68)</sup>. Não devíamos também arriscar a entrada em um porto desconhecido e por isso velejamos ao longo da costa. Levantou-se então um forte vento, e como receiássemos perecer nos recifes, amarramos juntos tonéis vazios, pusemos pólvora dentro, tampamos os batoques e atamos nossas armas em cima. Se tivéssemos tido um naufrágio e alguns escapassem com vida, encontrariam então suas armas em terra, pois as ondas lançariam os tonéis à praia. Cruzamos contra o vento e esperávamos assim apartar-nos da terra. Mas de nada isto serviu. O vento impeliu-nos sobre os recifes, que estavam ocultos a quatro braças de profundidade e grandes vagas nos empurraram contra a costa. Pensávamos que íamos todos perecer.

Então permitiu Deus, quando já estávamos perto dos recifes, que um dos nossos companheiros descobrisse um porto. Entramos nêle e aí vimos um pequeno navio. Fugiu-nos à frente e escondeu-se atrás de uma ilha, de modo que o perdemos de vista e não pudemos determinar que navio era. Não o seguimos porém e ancoramos. Agradecemos então a Deus

---

<sup>68)</sup> — Era João Sanches, natural de Biscaia, como já se referiu.

por ter-nos ajudado na desgraça; descansamos e fizemos secar nossas vestes.

Quando lançamos ferro, seriam mais ou menos duas horas da tarde. Pelo escurecer veio uma grande canoa cheia de selvagens ao nosso navio. Queriam falar-nos, mas nenhum de nós podia entender bem a sua língua. Demo-lhes algumas facas



9. - Chegada ao abrigo de Superaguí, que fica do lado do norte da baía de Paranaguá

e anzóis, e êles se retiraram. Durante a noite aproximou-se de novo uma canoa repleta de homens, dentre os quais estavam dois portugueses, que nos perguntaram de onde vínhamos. Como lhes dissemos que vínhamos da Espanha, foram de opinião que devíamos ter um piloto hábil para assim termos che-

gado ao porto, pois que, sendo-lhes êste bem conhecido, não lograriam, entretanto, alcançar a barra durante semelhante tempestade. Então lhes narramos exatamente como nós, em meio do vento e das vagas, quase naufragamos; como não tínhamos mais esperanças, certos de que pereceríamos; como então, de repente, divisamos a entrada e como Deus, de improvisto, nos ajudou e nos salvou do naufrágio. Não sabíamos tambem onde estávamos.

Ouvindo isto, admiraram-se muito êles, e agradeceram a Deus. O porto no qual nos achávamos, chamava-se Superaguí <sup>(69)</sup> e devia ficar a cerca de 18 milhas <sup>(70)</sup> distante da ilha de São Vicente, que pertencia ao Rei de Portugal. Lá moravam êles, e a gente que nós tínhamos visto com o pequeno navio, fugira porque nos haviam tomado por franceses.

Perguntamo-lhes então a que distância ficava a ilha de Santa Catarina para a qual queríamos velejar. Responderam que poderia ficar a umas 30 milhas ao sul. Lá morava uma tribu de índios, que se chamavam carijós <sup>(71)</sup>. Devíamos nos acautelar bem dêles. Porém os selvagens da região de Superaguí, onde nos achávamos, os tupiniquins, eram amigos, e dêles nada tínhamos que recear.

Por fim perguntamos a que latitude ficava Santa Catarina, e sua informação — a 28 graus — estava certa. Deram-nos ainda indicações de como poderíamos reconhecer a terra.

---

<sup>69)</sup> — Superaguí é um porto numa língua de terra ao norte da barra de Paranaguá. Aí ficava um caminho por terra para Cananéa, conhecido secularmente pelos índios. Moisés Marcondes — Documentos para a historia do Paraná — Rio de Janeiro, 1923, pág. 34.

<sup>70)</sup> — Hans Staden contava por milhas geográficas alemãs de 15 ao gráu. H. Ternaux-Compans — Histoire d'un pays dans le Nouveau Monde, nommé Amérique, par Hans Staden de Homberg, en Hesse. Paris, 1837, pág. 15. Essa medida de extensão alemã era de 7,420 Km.

<sup>71)</sup> — Os carijós eram de raça guaraní, grandes guerreiros e a "gente mais caminhadora de quanta ha no Rio da Prata". E. de Gandía — Los primeros italianos, cit., pág. 167.

## CAPÍTULO 8.

### **Como deixamos o porto em busca da ilha de Santa Catarina.**

Como houvesse cessado o vento lés-sueste e o nordeste soprasse, tornou-se o tempo bom. Fizemo-nos à vela portanto, retrocedendo e procurando o citado porto de Santa Catarina. Depois de navegar durante dois dias não o pudemos encontrar; observamos entretanto pela forma da costa que já devíamos tê-lo passado. O céu estava encoberto, não alcançamos assim tomar a latitude. Precisávamos pois voltar, mas isto não era possível, visto o vento nô-lo impedir. Deus porém é um arrimo na desgraça. Quando ao entardecer estávamos em prece e lhe pedíamos graça, levantaram-se, mesmo antes de terminada a oração, e antes de escurecer, pesadas nuvens ao sul, para onde o vento nos conduzia. O nordeste cessou; durante algum tempo houve tal calma que nenhuma aragem se percebia, começando então a soprar o vento sul, que nesta estação do ano apenas raramente ocorre. Trovejava e relampejava tão fortemente, que nos causou sobressalto.

O mar estava muito agitado, pois o vento sul vinha ao encontro das ondas levantadas pelo vento do norte. Havia também tal escuridão que nada se podia ver. A equipagem se intimidava diante dos fortes raios e trovões. Ninguém sabia onde por mãos a obra afim de colher as velas. Pensávamos todos que sucumbiríamos afogados nesta noite. Mas Deus concedeu que o tempo mudasse e melhorasse. Velejamos então de retorno o mesmo lanço que de dia havíamos feito e procuramos de novo divisar o porto. Porém não conseguimos encontrá-lo, pois havia muitas ilhas defronte do continente.

Como estávamos de novo a 28 graus, determinou o capitão ao piloto que entrasse por detrás duma das ilhas para ancorar e inspecionar que terra era. Entramos então por um estreito e encontramos um bom porto. Depois de lançarmos ferros, ficou resolvido o despacho dum bote para mais exato reconhecimento dêsse ancoradouro.

## CAPÍTULO 9.

### **Como alguns de nós saímos com o bote, afim de conhecer o porto, e como achamos uma cruz, que estava sobre um recife.**

Era o dia de Santa Catarina do ano de 1549 (72), quando ancoramos. No mesmo dia alguns dos nossos companheiros saíram com o bote bem equipados, pois queriam explorar melhor a enseada. Supusemos que devia ser a embocadura de um rio, ao qual chamam São Francisco (73), e que pertence à mesma província. Quanto mais penetrávamos, mais as águas se alargavam. De quando em quando procurávamos divisar alguma fumaça, mas nada descobríamos. Pareceu-nos então ver em frente da floresta, num vale, algumas choças. Seguimos para lá. Eram velhas choças, sem ninguém dentro. Navegamos então além, até ao escurecer, e dirigimo-nos a uma pequena ilha, para aí pernoitar, pois pareceu-nos isto mais seguro. Quando chegamos, já era noite. Não achamos prudente porisso desembarcar e aí acampar. Só depois dalguns dos nossos terem rodeado a ilha, não avistando ninguém, desce-mos, fizemos fogo, abatemos uma palmeira e comemos o palmito.

De manhã cedo entramos mais além na enseada, pois queríamos saber, com certeza, se lá habitavam homens. Desde que havíamos descoberto as velhas choças, contávamos com isso. Como nos adiantássemos mais, vimos ao longe um pau fincado sobre um recife. Parecia ser uma cruz, e alguns dos camaradas conjecturavam sobre quem poderia tê-la aí trazido. Chegamos para mais perto. Era uma grande cruz de madeira, fixada no recife por meio de pedras. Num pedaço de fundo de barril aí preso, havia letras entalhadas, que no entanto não

---

72) — Leia-se 25 de novembro de 1550.

73) — Necessitamos recordar que uma das finalidades da armada de Sanabria era povoar o porto de São Francisco do Sul.

podemos ler. Refletíamos qual poderia ter sido o navio que aí tivesse levantado essa cruz, e não sabíamos se estávamos no porto em que nos devíamos reunir.

Vejamos mais para o interior da baía, para explorar a região. O fundo do barril porém, levamo-lo conosco. Enquanto



10. - A ilha e o porto de Santa Catarina, com a aldeia de Cutia á direita e no continente, em face á ilha, a cruz encontrada pelos navegantes. O momento é aquele em que as canoas com selvagens acorriam ao tiro de peça disparado do bôte espanhol que explorava a baía

isto, procurou um dos companheiros decifrar o escrito, tendo-o conseguido. Aí estava entalhado em língua espanhola: “Si viene por ventura aquí la armada de Su Majestad, tiren un tiro y habrán recado”. Isto significa: “Se por acaso aquí vie-

rem ter navios de Sua Majestade, devem dar um tiro e terão resposta”.

Retrocedemos depressa para a cruz, demos um tiro de artilharia leve e voltamo-nos para a terra. Logo avistamos, como navegássemos nessa direção, cinco canoas repletas de índios, que remavam direito ao nosso encontro. Aprontamos nosso canhão. Como porém êles se aproximassem, reconhecemos um homem que usava vestes e trazia barba. Estava em pé, à frente da canoa. Devia ser um cristão. Gritamos que precisava aproximar-se com sua canoa para que lhe falássemos; os outros deviam permanecer distantes. Quando assim sucedeu, lhe perguntamos em que região estávamos, e êle disse: “Estais no porto de Jurumirim <sup>(74)</sup>, como chamam os selvagens, ou, para compreenderdes melhor, no porto de Santa Catarina, como o denominaram os descobridores”.

Alegramo-nos portanto, pois era o porto que procurávamos. Estávamos nêle e não o sabíamos; tínhamos chegado mesmo no dia da Santa Catarina. Por isso podeis ver como Deus trás auxílio e salvação àqueles que o invocam com fé, em sua desventura.

O cristão perguntou então de onde vínhamos, e respondemos que pertencíamos aos navios do Rei da Espanha e queríamos seguir para o Rio da Prata. Havia ainda mais navios a caminho; esperávamos que êles, se Deus assim o permitisse, logo chegassem também, pois queríamos encontrar-nos neste porto. Disse êle que tinha prazer ouvindo tal e agradeceu ao Senhor por isso, pois êle, havia três anos, tinha sido mandado da povoação de Assunção <sup>(75)</sup>, na província do Rio da Prata,

---

<sup>74)</sup> — É a boca do norte que separa a ilha de Santa Catarina do continente. Jurumirim, segundo Teodoro Sampaio é “Boca Pequena”.

<sup>75)</sup> — Assunção foi fundada pelo capitão João de Salazar, que ali construiu um forte a 15 de agosto de 1537. E. de Gandía — La ciudad de la Assunción durante el gobierno de Irala — na obra: — Indios y conquistadores en el Paraguay — Buenos-Aires, 1932.

<sup>76)</sup> — O capitão João de Salazar, natural de Espinosa de los Monteros, onde nasceu em 1508, havia ido ao Rio da Prata na expedição de d. Pedro de Mendonça, em 1534, com o cargo de contador. Assistiu a fundação de Buenos-Aires, tomou parte ativa na conquista do território e quando o adeantado regressou á Espanha, trasladou-se para Assunção, onde se reuniram todos os oficiais reais e a maior parte dos povoadores. Elevado ao mando Domingos Martínez de Irala, êste o nomeou alcaide ordinário da cidade. Quando da vinda de Alvaro Nunes Cabeça de Vaca, em 1542, tornou-se homem da confiança do mesmo e, por ocasião dos partidários de Irala prenderem aquele adeantado, embarcando-o num navio de retorno para a Espanha, Cabeça de Vaca proclamou publicamente João de Salazar como seu sucessor, razão porque os partidários de Ira-

que pertence aos espanhóis, para o litoral, a uma distância de trezentas milhas. Tinha que persuadir a tribu dos carijós, que eram amigos dos espanhóis, a plantar mandioca, para que os navios recebessem víveres dos selvagens, se o precisassem. Assim havia ordenado o capitão Salazar (76), que havia levado notícias à Espanha e agora voltava em um dos outros navios.

Navegamos com os selvagens para as suas choças, onde morava também o cristão, e eles nos hospedaram a seu modo.



---

la o prenderam e embarcaram no mesmo navio do adeantado. Volvido assim à Espanha, em 1545, foi ali honrado com o hábito da Ordem de São Tiago e finalmente em 1549 nomeado tesoureiro das províncias do Rio da Prata, devendo seguir na armada de João de Sanabria. Como este faleceu e seu filho Diogo que o substituiu não pudesse seguir de pronto, foi Salazar encarregado da expedição, conforme já em começo narramos. Ficamos sabendo pela exposição de Staden que havia providenciado para que de Assunção partisse um povoador, a-fim-de permanecer em Santa Catarina, a espera da armada em que retornaria da Espanha. Esse estóico partidário do capitão Salazar chamava-se, como adeante esclarece Staden, João Fernandes e era um basco da cidade de Bilbao.



## CAPÍTULO 10.

### **Como fui mandado ao nosso navio com uma canoa cheia de selvagens.**

Pedi então o chefe do nosso bote ao homem, que tínhamos encontrado entre os selvagens, que arranjasse uma canoa com tripulação, a qual um de nós levaria a remo ao navio, a-fim-de que êste também viesse. Deu-me êle a incumbência de ir com os selvagens. Já estávamos há três noites fora, e a bordo não podiam saber o que nos tinha ocorrido.

Quando nos achávamos apenas à distância de um tiro de besta do navio, houve grande alarido a bordo. A equipagem se pôs em posição de defesa e não queria deixar-nos aproximar com a canoa, mas gritaram-me perguntando o que havia, onde tinham ficado os meus camaradas e por que vinha eu sozinho numa canoa cheia de selvagens. Fiquei calado e não dei resposta, pois o chefe do bote havia me ordenado fingir-me aflito, para ver o que faria a equipagem de bordo. Como não receberam resposta, discutiam entre si: Há qualquer coisa de anormal, provavelmente os outros morreram, e os selvagens vêm com êste único homem e, de certo, há mais gente de emboscada para atacar o navio. Êles queriam atirar, porém interpelaram-me ainda uma vez. Então comecei a rir e disse: “Acalmai-vos. Boas notícias! Deixai que me aproxime, e vos contarei tudo”. Então lhes narrei em que pé estavam as coisas e êles muito se alegraram. Os selvagens voltaram para casa com sua canoa. Aproximamo-nos com o navio às vizinhanças de suas habitações e ancoramos.

Aí ficamos à espera dos outros navios que havíamos perdido durante a tempestade e que ainda deviam chegar. A aldeia chamava-se Cutia <sup>(77)</sup>; o homem, que tínhamos encontrado, era João Fernandes, um basco da cidade de Bilbáo, e os selvagens denominavam-se carijós. Êles nos trouxeram muita caça e peixe. Em troca lhes demos anzóis.

---

<sup>77)</sup> — Segundo Teodoro Sampaio êsse vocabulo indígena significa “aquele que come de pé”, com referência ao hábito do animal dêste nome tomar o alimento com as patas dianteiras.

## CAPÍTULO 11.

### **Como o segundo navio, do qual durante a viagem fomos separados, chegou com o primeiro piloto da nossa esquadra.**

Quando havia já cerca de três semanas estávamos ancorados, chegou o navio no qual viajava o primeiro piloto (78). Do terceiro navio nada mais soubemos; tinha-se perdido (79).

Preparamo-nos então para prosseguir viagem e armazenamos provisão de boca para seis meses, pois até o Rio da Prata tinha ainda cerca de trezentas milhas. Tudo estava pronto quando, um dia, o navio grande afundou no porto (80), e assim não pode ser levada a termo a viagem projetada.

Durante dous anos ficamos em paragens ermas e passamos muitos perigos. Padecemos grande fome, tivemos que comer lagartos e ratos silvestres e outros animais assim estranhos, que podíamos apanhar, e também crustáceos, que se prendiam às pedras na água, e outros alimentos igualmente desconhecidos. No começo os selvagens nos trouxeram víveres suficientes, enquanto receberam de nós bastante mercadoria em troca. Depois seguiu a maioria para outras regiões. Não devíamos também confiar muito nêles.

Assim não tínhamos nenhuma vontade de aí permanecer e perecer; resolvemos portanto que a maioria dentre nós devia partir por terra para a província de Assunção, que ficava distante cerca de trezentas milhas (81); os demais deviam, do

---

78) — Chegou a 16 de dezembro de 1550. Gondra, obra cit., pág. 442.

79) — Era a caravela comandada por João de Ovando.

80) — Era o patacho "São Miguel" e que, segundo João Sanches, foi "deitado de través".

81) — O caminho por terra para Assunção, partindo da região de Santa Catarina, foi seguido por Cabeça de Vaca, que entrou pelo Itapucú, segundo menciona João Sanches, esclarecendo que era o melhor local para se iniciar tal viagem. Foi trilha muito frequentada no século XVI para as relações entre o Brasil e o Paraguai.

mesmo modo, para lá navegar com o navio restante. A êstes últimos escolheu para si o capitão, e eu estava entre êles.

Aqueles que seguiram por terra <sup>(82)</sup> se muniram de víveres para a caminhada através do sertão. Levaram também consigo alguns índios. Muitos dentre êles morreram de fome; os remanescentes porém chegaram ao seu destino, como mais tarde soubemos <sup>(83)</sup>.

Também para nós, que ficamos, era o navio muito pequeno para uma viagem por mar.

---

<sup>82)</sup> — Foram conduzidos por Afonso Velido e Fernando de Salazar, compondo-se a leva de trinta pessoas, tirante os guias indígenas. Entraram também pelo Itapucú até o Ivaí e por êste abaixo até chegar ao rio Paraná e depois por terra até Assunção, informa Domingos de Irala na sua carta de 24 de julho de 1555, inserta em "Ulrico Schmidl", edição de Samuel A. Lafone Quevedo — Buenos Aires, 1903, págs. 406-415. Por êste documento e mais pela carta de Salazar, datada de São Vicente a 25 de junho de 1553, bem como pela crônica de João Sanches, ficamos sabendo que de Santa Catarina passaram os restantes da armada de Sanabria para o Viaçá, em cuja barra perderam o derradeiro navio, que era a caravela do já falecido capitão Becerra. Salazar então, com todos que se salvaram, formou um núcleo em terra, de onde partiram os supraditos emissários para Irala. E como não possuíssem mais embarcação, construíram uma, diz João Sanches, com a qual passaram alguns para São Francisco e os outros, com Salazar, foram até São Vicente. Staden, condensando muito neste ponto, não combina com êstes três testemunhos. No capítulo seguinte, porém, diz subitamente: — "Deixamos o porto de Viaçá..."

<sup>83)</sup> — Chegaram a Assunção a 24 de julho de 1552.

## CAPÍTULO 12.

**Como queríamos velejar para São Vicente, que os portugueses ocupavam, e conseguir dêles um navio a-fim-de levarmos a termo nossa viagem, naufragando porém em uma grande tempestade, não sabendo a que distância ficava ainda São Vicente.**

Não longe do continente ocupavam os portugueses uma ilha, que se chama São Vicente, ou Upaú-nema <sup>(84)</sup>, na língua dos selvagens. Esta província dista setenta milhas do lugar onde por último tínhamos estado. Para lá queríamos navegar e ver se podíamos conseguir dos portugueses um navio para a viagem ao Rio da Prata, pois o navio que nos havia restado era muito pequeno.

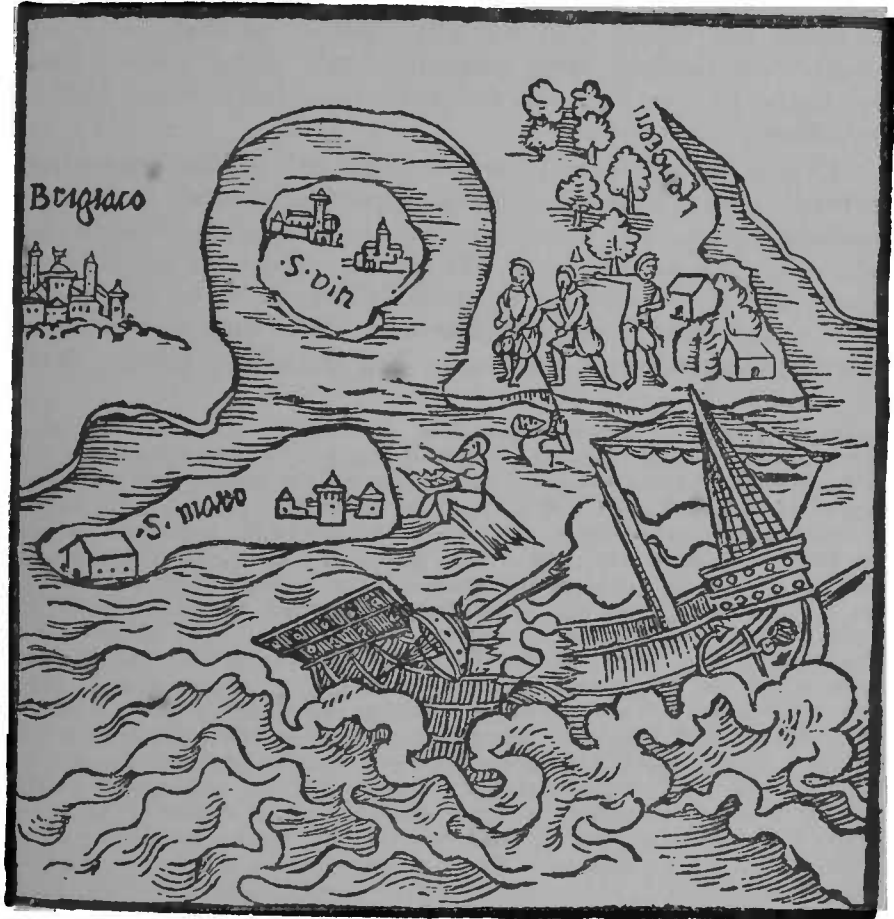
Nêste intento velejaram alguns dos nossos sob o comando do capitão Salazar na direção de São Vicente <sup>(85)</sup>. Ninguém tinha estado na região, exceto um homem chamado Romano que pensava conseguir encontrar de novo a terra.

---

84) — No original de Staden está escrito Orbioneme. André Thevet grafa Morpion e dela faz uma descrição. "Les singularitez de la France Antartique", edição de Paul Gaffarel — Paris, 1878, pag. 275.

85) — Staden evita sempre falar das dissensões havidas durante as vicissitudes porque passaram os tripulantes da armada de Sanabria. Assim, também aqui omitiu ter havido discórdia entre João de Salazar e Fernando de Trejo, que contava entre os seus partidários a João Sanches e dona Mencia Calderón de Sanabria. Estes ficaram em São Francisco, onde deram começo a povoação dêsse nome. João de Salazar e uns poucos mais, entre os quais Hans Staden, que sempre disciplinado, acompanhava o legítimo chefe da esquadra, foram para São Vicente, "no navio restante", escreve Staden, mas é necessário lembrar o que afirmam Salazar e João Sanches, de que não restavam mais navios da expedição. Navegaram pois num bergantim que Salazar, na citada carta de 25 de junho de 1553, esclarece ter sido construído com a ajuda dos índios.

Deixamos o porto de Imbeaçã-pe<sup>(86)</sup>, que fica a 28 graus e meio de latitude sul, e alcançamos, depois de dois dias pouco mais ou menos e de uma viagem de cerca de 40 milhas, uma



11. — O naufrágio no litoral de Itanhaem, vendo-se Hans Staden dando à costa num destroço da embarcação. Esta xilogravura fornece-nos uma excelente idéia da região descrita no livro. À esquerda, na terra firme, está Bertioga e logo a seguir, as ilhas de São Vicente e de Santo Amaro. Na primeira notam-se as vilas de São Vicente e de Santos e na segunda, no extremo direito a casa forte de São Felipe e no extremo esquerdo a vila de Santo Amaro. Do lado direito da gravura está Itanhaem, onde se avistam, inquietos, os marinheiros salvos do naufrágio.

<sup>86)</sup> — No original de Staden está “hauingen Inbiassape”, que traduzimos “porto do Viaçá”. A localização dêsse porto, que a edição de 1930, da Academia Brasileira, traduziu como “forte”, tem sido bastante discutida. Staden o coloca no seu mapa, perto do que parece

ilha, a dos Alcatrazes <sup>(87)</sup>. Aí precisamos ancorar, porque recebíamos vento contrário. Na ilha havia muitas gaivotas marinhas, chamadas alcatrazes. Como era tempo de sua procriação, era fácil matá-las. Fomos a terra e na ilha demos busca à procura de água doce; encontramos ocas abandonadas, cacos de potes dos índios que haviam outrora habitado esta ilha, descobrindo também uma pequena fonte numa rocha. Matamos então muitas gaivotas, trouxemos também ovos a bordo e cozinhámos aves e ovos.

Depois da refeição, levantou-se ao sul pesada tempestade, de modo que dificilmente teríamos podido ancorar e devíamos acautelar-nos pois o vento poderia lançar-nos de encontro aos rochedos. Era ao anoitecer. Tínhamos esperança de alcançar, talvez, um porto vizinho chamado Cananéa <sup>(88)</sup>, mas caiu a noite antes que a êle chegássemos. Não pudemos portanto aportar, afastando-nos da terra. Era grande o perigo. Nada

---

denominar Laguna, dizendo que fica a vinte e oito graus e meio. Também João Sanches, na sua carta descrição, diz que adiante da ilha de Santa Catarina, "aos vinte e oito graus e dois terços, está uma laguna que se chama Viacá". E d. Rodrigo de Acuña, na sua carta datada da Feitoria de Pernambuco, a 15 de junho de 1527, menciona "a baía dos Patos que está em vinte e oito graus e meio". De fato, Gandía, baseado em vários documentos, afirma ser o porto do Viacá o mesmo que o porto dos Patos, em Santa Catarina. Essa a opinião aceita por quasi todos que discutiram a materia. Cf. Gandía, "Los primeros italianos", cit., pág. 97. — Padre Luis Gonzaga Jaeger — "As invasões bandeirantes no Rio Grande do Sul (1635-1641)", Porto Alegre, 1940, págs. 27 e segs. e Varnhagen — "Historia do Brasil", cit., 1.ª edição, págs. 437. Viacá também compreendia a região no continente a que pertencia êsse porto e a propósito escreve Moisés Santiago Bertoni, na sua obra "La civilización Guaraní", Puerto Bertoni (Paraguay), 1922, págs. 427-428, que muitos autores têm na conta duma só nação os carijós e os mbiás, porque os primeiros tinham, "sobre la Laguna de los Patos, el puerto de Mbiacá". Trata-se no entanto, a seu ver, de duas nações bem distintas, sendo que os mbiás, provindos do Paraguay, penetraram fundo no Brasil e formaram o país de Mbiacá (Viacá), que vinha desde o Paraguay até as cercanias de Cananéa, passando ao norte do rio Iguassú. Os mapas antigos assinalam de fato essa região e Ulrico Schmidl vindo do Paraguay para São Vicente, contemporaneamente à estadia de Staden, refere-se ao país dos viacás, que atravessou caminhando cem léguas e vindo ter a um lugar chamado Yerubatiba (Jurabatuba?), daí alcançando em pouca distância a Santo André, onde conheceu a residência de João Ramalho. Cf. Ulrico Schmidl — "Derrotero y viaje a España y las Indias" — Traducido del aleman segun el original de Stuttgart y comentado por Edmundo Wernicke — Santa Fé, 1938 — Págs. 166-177.

<sup>87)</sup> — Teodoro Sampaio acredita que esta ilha dos Alcatrazes constituia um dos ilhéus da barra de Paranaguá. Cf. Ed. da Academia Brasileira, cit., nota 31.

<sup>88)</sup> — Cananéa, diz Teodoro Sampaio, é provavelmente uma cor-

mais esperávamos senão que o embate das vagas despedaçasse o navio, pois nos encontrávamos próximo de um promontório, onde as ondas são mais altas do que longe da terra, em alto mar.

Durante a noite ficamos tão afastados do continente que, pela manhã, estava êle fora de vista. Depois de passado tempo avistamo-lo de novo, porém a tempestade era tão forte que não podíamos mais manter-nos. Pareceu então ao homem que melhor conhecia a região que tínhamos a costa de São Vicente à nossa frente. Seguimos para mais perto, mas nuvens e nevoeiro nada deixavam reconhecer e tivemos de lançar ao mar todos os objetos pesados que trazíamos a bordo, alijando o navio dos vagalhões enormes. Em grande angústia navegávamos ao acaso, esperando encontrar o porto onde os portugueses moravam. Falhamos porém.

Quando as nuvens se entreabriram de novo um pouco, de modo que se podia avistar a terra, declarou Romano acreditar que o porto estava defronte de nós; devíamos dirigir-nos direito a um rochedo; o porto ficava atrás. Para aí seguimos. Mas quando estávamos perto, nada mais que a morte se nos deparou. Não era o porto. O vento ia nos atirar de frente ao continente e afundaríamos. Os vagalhões batiam de encontro à costa, num lance medonho. Invocamos a Deus pelas nossas almas e portamo-nos como soem portar-se homens do mar atingidos pelo naufrágio.

Perto do lugar onde as ondas rebentavam de encontro à terra, levantaram-nos elas tão alto que podíamos olhar para baixo como de cima de uma íngreme muralha. Ao primeiro embate, partiu-se o navio. Saltaram então alguns de bordo e nadaram para a terra; agarraram-se outros a pedaços de madeira, conseguindo também alcançar a praia. Permitiu assim Deus a todos sair com vida do naufrágio; ventava e chovia tão violentamente que estávamos totalmente hirtos de frio.

---

ruptela de Canindé, nome de uma especie de arara. Achamos esta interpretação muito forçada. Não seria antes vocábulo de origem latina e correspondente ao segundo domingo da quaresma, que se designa por "Dominga Chananeae"? Nêsse dia é provável que a armada exploradora, chamada de 1501, tivesse ali aportado no ano seguinte, porque a 22 de janeiro devera ter estacionado em São Vicente. O nome seria então proveniente da prática hagiológica em uso entre os navegantes portugueses.

Canindé

## CAPÍTULO 13.

### Como reconhecemos em que lugar da terra estranha havíamos naufragado.

Agradecemos então a Deus por ter-nos permitido chegar com vida à terra, mas estávamos ao mesmo tempo muito desanimados; como Romano não conhecia o local, não sabíamos onde nos encontrávamos, se distante da ilha de São Vicente, ou se perto dela, ou ainda se havia na região selvagens, que podiam fazer-nos algum mal. Como um dos nossos camaradas, um francês por nome Cláudio, corresse casualmente ao longo da praia para aquecer-se, viu atrás da mata uma aldeia com casas construídas à maneira dos cristãos. Dirigiu-se para lá. Era uma povoação dos portugueses, chamada Itanhaem <sup>(89)</sup>, e distante duas milhas de São Vicente. Ele narrou aos habitantes como tínhamos naufragado, que não sabíamos para onde ir, que a equipagem padecia muito com o frio. Quando ouviram isto vieram correndo encontrar-nos, tomaram-nos em suas casas e deram-nos vestes. Ficamos alguns dias com êles até que nos refizéssemos.

Daí partimos por terra para São Vicente <sup>(90)</sup>, onde os portugueses nos dispensaram todas as honras e durante algum tempo nos mantiveram. Procurou então cada um para si um

---

<sup>89)</sup> — Itanhaem segundo Teodoro Sampaio quer dizer “baía de pedra”. O governador-geral Tomé de Sousa que chegou a São Vicente pouco tempo depois de Hans Staden, escrevia ao rei, a 1 de junho de 1553: — “...e ordenei outra vila na borda dêste campo, ao longo do mar, que se chama a Conceição, de outros moradores que estavam deramados por o dito campo e os ajuntei e fiz cercar e viver em ordem”. A vila de Nossa Senhora da Conceição de Itanhaem, no entanto, só foi oficializada em 1561. Do naufrágio do bergantim onde vinham João de Salazar e doze companheiros, entre os quais Hans Staden, apenas foram salvas as armas.

<sup>90)</sup> — Salazar, na citada carta de 25 de junho de 1553, diz que depois do naufrágio, escreveu de Itanhaem uma missiva ao capitão-mór Antonio de Oliveira, que enviou logo um barco onde todos seguiram por mar para São Vicente, sendo aí muito bem recebidos.



trabalho qualquer, a-fim-de ganhar seu sustento. Mas como todos os nossos navios se tivessem perdido, mandou o capitão um navio português <sup>(91)</sup> ao porto de Imbeaçã-pe, em busca do resto da equipagem, que lá havia ficado. E assim foi feito.

---

## CAPÍTULO 14.

### Como está situado São Vicente.

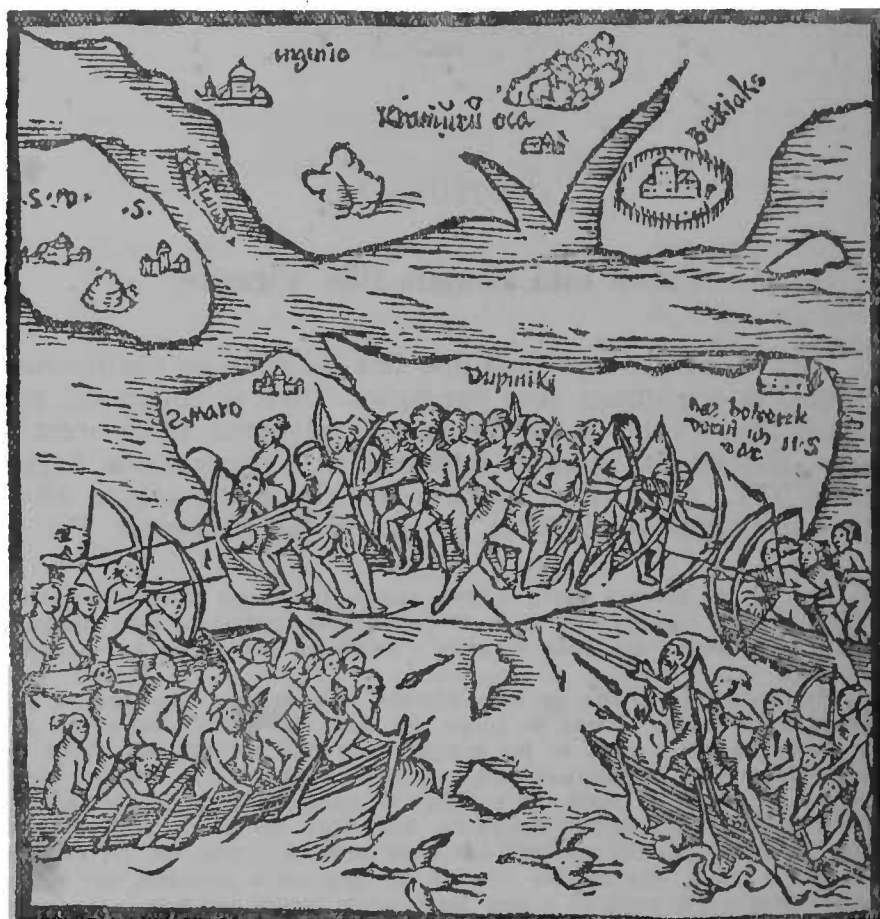
São Vicente é uma ilha, que fica próxima ao continente e na qual se encontram duas povoações. Uma se chama em português São Vicente e na língua dos selvagens Upaú-nema; a outra, distante daí cerca de duas milhas, é denominada Enguaguaçu <sup>(92)</sup>. Além disso existem na ilha ainda alguns sítios, que são chamados engenhos e onde se fabrica açúcar <sup>(93)</sup>.

---

<sup>91)</sup> — Na mesma carta acima citada lê-se que João de Salazar conseguiu por empréstimo, com Pedro Roesel, um caravelão pequeno, com o qual trouxe em duas viagens o resto da gente que havia ficado no Viçá.

<sup>92)</sup> — “Está a vila de São Vicente situada em uma ilha de três léguas de comprido e uma de largo, na qual ilha se fez outra vila que se chama Santos a qual se fez porque a de São Vicente não tinha tão bom porto e a de Santos que está a uma légua da de São Vicente tem o melhor porto que se pode ver e todas as naus do mundo poderão estar nêlo com os profizes dentro em terra. Esta ilha me parece pequena para duas vilas: — parecia-me bem ser uma só e toda ilha ser termo dela. Verdade é que a vila de São Vicente diz que foi a primeira que se fez nesta costa e diz verdade e tem uma igreja muito honrada e honradas casas de pedra e cal, com um colégio dos Irmãos de Jesus. Santos precedeu-a em porto e em sítio que são duas grandes qualidades e nela está já a alfândega de Vossa Alteza. Ordenará Vossa Alteza nisto o que lhe parecer bem, que eu houve medo de desfazer uma vila a Martim Afonso”. — Carta de Tomé de Sousa a El-Rei, datada da Baía, a 1 de junho de 1553. — “Historia da Colonização Portuguesa do Brasil” — Porto, 1924, volume III, pág. 365. — Hans Staden, que deve ter chegado a São Vicente nos primeiros meses de 1552, não fala aqui no entanto de Santos, dizendo apenas que a outra povoação se chamava Enguaguaçu ou como escreveu originariamente “Ywawasupe”. A propósito dessa denominação revelada por Staden e do seu significado, que frei Gaspar da Madre de Deus disse ser “Pilão-Grande”, poder-se-á ler uma erudita dissertação de Cândido Mendes de Almeida na Rev. Inst. Hist. Brasileiro, vol. 40, 2.ª parte, págs. 324-341. Para esse escritor o

Os portugueses que aí moram são amigos de uma tribo de selvagens brasileiros, os tupiniquins, cuja região se estende em oitenta milhas para o interior da terra e quarenta ao longo da costa. Ao norte e ao sul desta região habitam inimigos desta



12. — Assalto dos tupinambás contra os tupiniquins e portugueses. Temos aqui outra ótima vista de conjunto da região. No lagamar de Enguaguacú, está uma ilha com a denominação de Brás Cubas. No litoral, em frente a essa ilha, um engenho de açúcar. Segue-se o canal da Bertioga, até o forte. Na ilha de Santo Amaro, vê-se a pequena vila desse nome e na ponta da Armação, em frente á Bertioga, está uma casa com a legenda: — “O baluarte onde eu, Hans Staden, estava”.

vocábulo tupí quer dizer “para a enseada”, interpretação essa muito aproximada da de Teodoro Sampaio que traduz “no lagamar grande”. Staden só escreveu a denominação “Santos” no capítulo 38, da 1.ª parte. Nas xilogravuras e no mapa assinalou com um “S”.

tribu. Os inimigos ao sul são os carijós, os do norte chamam-se tupinambás. Estes são também denominados pelos seus contrários tabajáras, o que significa simplesmente "inimigo" (94). Causaram aos portugueses muitos danos e por isso, ainda nos dias presentes, devem acautelar-se deles.

---

## CAPÍTULO 15.

### Como se chama o lugar, de onde os portugueses e os tupiniquins são mais violentamente combatidos, e como está situado.

A cinco milhas distante de São Vicente se encontra a povoação de Bertioga (95). Vindos do norte, ali chegam, de início, os inimigos dos portugueses e dos tupiniquins em suas rotas guerreiras, e de Bertioga continuam entre a ilha de Santo

93) — Segundo frei Gaspar da Madre de Deus e Pedro Taques, os engenhos de assucar existentes na ilha, em meados do século XVI, eram: o fundado por Martim Afonso de Sousa ou do Governador, mais tarde chamado dos Armadores, que vendido para João van Hielst ou João Veniste e Erasmo Schetz e mais tarde tornado propriedade única dos filhos deste último, ficou com a denominação de engenho de São Jorge dos Erasmos. Estes industriais tiveram como administrador ao alemão Pedro Roesel, citado por Staden e outros naufragos de Sanabria e possuíram navios para o comércio de açúcar, como se verifica em Pedro Taques e no próprio Staden. O segundo engenho tido como mais importante da ilha era o da Madre de Deus, fundado por Luis de Góis. Seguiam-se os de Estevam Pedroso, Jerônimo Leitão, Salvador do Vale, dos Guerras, de São João, fundado por José Adorno, de Santo Antônio, fundado por Manuel Fernandes, casado com uma filha de Rafael Adorno, irmão de José Adorno e o de Nossa Senhora da Apresentação, fundado por Manuel de Oliveira Gago, filho do capitão-mór Antônio de Oliveira.

94) — Varnhagen escreve que "tabajára" era o nome que se dava a todo gentio aldeado. Studart Filho diz significar "senhor do litoral". — "O Ceará" — Fortaleza, 1941, págs. 124-130. Para significar inimigo, diz Teodoro Sampaio, o nome grafado por Staden deve ser lido como "tobaiguára".

95) — O vocabulo tupí, segundo Teodoro Sampaio, significa "paradeiro das tafnhas". O paratí ou piratí não é propriamente a "tafnha" como quer Teodoro Sampaio e sim um peixe do genero da tafnha, como veremos em nota adeante. Tomé de Sousa, na sua citada carta de 1 de junho de 1553, dizendo que teve medo de desfazer a vila de S. Vicente, criada por Martim Afonso de Sousa, acrescentou que mandara erguer mais três e entre essas — "a Bertioga que Vossa Alteza mandou fazer,

Amaro <sup>(96)</sup> e o continente em direção a São Vicente. Esta passagem queriam alguns mamelucos, descendentes de índios e cristãos, impossibilitar aos tupinambás. Eram cinco irmãos. Seu pai era um português, sua mãe uma índia brasileira. Eram cristãos, igualmente hábeis e experientes na arte guerreira tanto destes, como dos selvagens, dominando ambas as línguas. O mais velho chamava-se João de Braga, seus irmãos a seguir: Diogo, Domingos, Francisco e André de Braga, e seu pai era Diogo de Braga <sup>(97)</sup>. Cerca de dois anos antes da minha chegada, haviam resolvido estes cinco irmãos, com tupiniquins amigos, construir em Bertioga, à maneira dos selvagens, um forte para defesa contra os adversários e realizaram a sua idéia. Também alguns portugueses com eles se estabeleceram, pois a terra era boa.

Seus inimigos, os tupinambás, cuja fronteira fica mais ou menos a vinte e cinco milhas distante de Bertioga, observaram isto e armaram-se. Uma noite vieram em setenta canoas e atacaram, segundo seu costume, às primeiras horas da madrugada. Os mamelucos e portugueses retiraram-se em uma casa de barro e defenderam-se. Os índios porém permaneceram juntos em suas choças e aí resistiram como melhor lhes foi possível, de sorte que muitos atacantes tombaram. Afinal os tupinambás venceram. Incendiaram a povoação de Bertioga e fizeram prisioneiros todos os selvagens. Mas aos cristãos — deviam ser oito — e aos mamelucos, nada puderam fazer-lhes na casa, pois Deus quis protegê-los.

Os agressores retiraram-se para sua terra logo após terem matado e esquarterado os prisioneiros.

---

que está cinco léguas de São Vicente, na boca do rio por onde os indios lhe faziam muito mal” Para a respetiva fortaleza nomeou êle, a 18 de janeiro de 1550, a Antonio Adorno, que já tinha provisão de alcaide-mór da vila. O bispo da Baía, ainda a 22 de dezembro de 1555, confirmava na “vigairaria da igreja de São Tiago, da vila da Bertioga, da capitania de São Vicente”, ao padre Fernão Luis Carapeto. “Documentos Históricos”, vol. XXXV, págs. 165 e 311.

<sup>96)</sup> — Era a ilha de Guaimbé, onde Gonçalo Afonso fundou a povoação, sede da parte meridional da capitania de Santo Amaro, segundo largamente expomos nos “Capitães-mores vicentinos”, cit., págs 30 e 38. Ao tempo de Hans Staden era “ainda muito pouca cousa” e o governo não quis prover nela oficiais e mandou que ali servissem os de São Vicente. Foi essa vila logo arrasada pelos tupinambás e em 1576 eram recolhidas ao almoxarifado de Santos as afaias da sua extinta capela.

<sup>97)</sup> — A 20 de agosto de 1550 se mandava que Pedro Seabra, almoxarife e feitor da capitania de S. Vicente, pagasse a Diogo de Braga, morador na dita capitania, quarenta cruzados “fazendo o dito Diogo de Braga um navio de remo do tamanho e grandura que Sua Alteza manda em seu regimento” — “Documentos Historicos”, vol. XIII, 316.

## CAPÍTULO 16.

### Como os portugueses reconstruíram Bertioga e levantaram um forte na ilha de Santo Amaro.

Depois destes sucessos, pareceu conveniente, aos comandantes e à Câmara, não abandonar o lugarejo, mas fortificá-lo o máximo possível, porque de lá se podia defender toda a região. E assim aconteceu.

Como os inimigos agora percebessem que a povoação estava fortificada demais para que pudessem atacá-la, passaram-lhe ao pé uma noite, furtivamente, e chegaram através do canal entre a ilha e o continente até as proximidades de São Vicente. Aí fizeram prisioneiros a quantos puderam, pois os moradores de São Vicente não haviam cogitado de perigo algum, pensando estar abrigados por Bertioga fortificada. Tiveram que sofrer as consequências de tal suposição.

Determinaram por isso construir bem em frente de Bertioga, na ilha de Santo Amaro <sup>(98)</sup>, próximo ao mar, uma casa, destinando-lhe uma guarnição e peças de artilharia com tenção de impedir a passagem dos índios. Assim já haviam en-cetado a construção de uma fortaleza na ilha, mas não a tinham terminado porque, como me contaram, nenhum artilheiro português queria aí arriscar-se.

---

<sup>98)</sup> — Martim Afonso de Sousa construiu uma trincheira junto á barra da Bertioga, dando assim início ao forte de São Tiago, depois chamado São João da Bertioga e finalmente Santo Antonio. Em 1550 edificou-se o forte de São Felipe, chamado depois de São Luis, na ilha de Santo Amaro, do lado da Armação, de que foi primeiro condestável o alemão Hans Staden. Alberto Sousa — “Os Andradas” — São Paulo, 1922, vol. I, pág. 177. Para essa fortaleza foi mandada da Baía, pelo governador-geral Tomé de Sousa, por portaria de 13 de fevereiro de 1552, alguma artilharia e munições cuja descrição consta dos “Documentos Históricos”, vol. XIV, pág. 397. Também na mesma data se mandava para a fortaleza da Bertioga um maior número de armamento e munição. — Idem, pág. 399.

Fui lá e examinei a situação do lugar. Quando os habitantes souberam que eu era alemão e que entendia um pouco do manejo de canhões, propuseram-me que me estabelecesse na casa da ilha e que os ajudasse na espreita do inimigo. Poriam aí alguma gente e me pagariam bem. Disseram também que se eu aceitasse isso, saberia o Rei de Portugal agradecer-me, pois costumava ser um soberano generoso especialmente para com aqueles que o ajudavam e assistiam nas novas terras.

Combinei com êles servir quatro meses na casa. Então devia chegar um encarregado do Rei com navios e construir um edifício de pedra seguro, que tinha de ser mais forte. E assim se fez.

A maior parte do tempo passei eu na casa com dois outros homens. Tínhamos alguns canhões, estávamos porém em grande perigo e nunca seguros diante dos índios, pois a casa não era muito solida. Tínhamos também que estar em guarda diligente, para que os selvagens à noite não passassem às ocultas. Isto tentaram êles algumas vezes. Deus porém nos ajudou, de sorte que pudemos descobri-los durante nossa vigilância.

Depois de alguns meses chegou o logar-tenente do Rei, pois a Câmara havia escrito a Sua Majestade com que insolência se portavam os inimigos que vinham do Norte, como era bonita a terra, e que não seria avisado abandoná-la. O logar-tenente Tomé de Souza <sup>(99)</sup> tinha que dar uma solução. Êle inspecionou a região de Bertioga e também o lugar que a Câmara quisesse fortificar.

Disseram também ao logar-tenente dos serviços que eu tinha prestado à comunidade por ter ido para a casa, na qual nenhum português queria ficar, porque ela era bem pouco fortificada. Isto muito o agradou, dizendo que desejava narrar tais fatos ao Rei quando Deus o fizesse retornar a Portugal e eu seria então recompensado.

Expirava agora o prazo, a saber quatro meses, durante o qual eu havia prometido à Câmara servir, e pedi minha baixa. Mas o logar-tenente e a Câmara quiseram conservar-me mais algum tempo em serviço. Prometí que ficaria ainda dois anos.

---

<sup>99)</sup> — Tomé de Sousa, primeiro governador-geral do Brasil, março de 1549 a julho de 1553, chegou a São Vicente em princípios de 1553, ali se achando precisamente a 8 de fevereiro desse ano. Varnhagen, "Hist. do Brasil", Ed. Weiszflog, vol. I, pág. 323, nota 14. Chegou à Baía de volta dessa viagem a 1 de maio de 1553. "Hist. da Col. Port. do Brasil", cit., vol. III, pág. 364.

Terminado êste tempo deviam deixar-me, sem criar embarços, voltar a Portugal no primeiro navio em que encontrasse lugar. Lá devia receber a recompensa dos meus serviços. Sobre isso passou-me o logar-tenente um contrato em nome do Rei, como o recebem os artilheiros reais, quando o solicitam <sup>(100)</sup>.

Construiu-se a fortaleza de pedra, pondo-se nela alguns canhões. O forte e estas peças me foram confiados; devia vigiá-los e manter boa guarda.

---

## CAPÍTULO 17

### **Como e por que nós tínhamos que contar com os inimigos duas vezes mais no ano do que em outros tempos.**

Tínhamos que nos acautelar especialmente contra os tupinambás duas vezes por ano, épocas em que, com violência, penetram na região dos tupiniquins. Uma destas épocas é em novembro, quando amadurece o milho, que chamam abati, e com o qual preparam uma bebida chamada cauim. Empregam também aí a raiz de mandioca, de que misturam um pouco. Logo que voltam de sua excursão guerreira com abati maduro, preparam a bebida e devoram nesta ocasião os seus inimigos, se conseguiram aprisionar alguns. Já um ano inteiro antes esperam com alegria o tempo do abati.

Além disso, devíamos contar com êles em agosto. Nêste tempo procuram uma espécie de peixes que emigram do mar para as correntes de agua doce, para aí desovar. Êstes peixes se chamam em sua língua piratís e em espanhol "lisas" <sup>(101)</sup>.

---

<sup>100)</sup> — Essa nomeação para condestável devia ter sido em meados de abril de 1553.

<sup>101)</sup> — Teodoro Sampaio na nota 43 da edição de 1930, da Academia Brasileira, diz que "parati" equivale em português a "tafnha". Não é bem isso. O naturalista Agenor Couto de Mabalhães, a quem fizemos uma consulta, explicou-nos que a tafnha é o "mugil platanus" dos cientistas, peixe com o peso de um a dois e meio e ás vezes três quilos, ao passo que o piratí ou paratí é o "mugil curema", peixe com o peso no máximo de seiscentas gramas. A "carimã", outro gênero dos mugilídeos, só aparece da Baía para cima.

Nessa época empreendem êles em geral uma excursão guerreira, a-fim-de melhor poderem aprovisionar-se de víveres. Pescam grande número de peixes com pequenas rêdes. Tambem os atiram com flechas e trazem muitos assados para casa. Fazem tambem uma farinha a que chamam piracuí.

---

## CAPÍTULO 18

### Como fui aprisionado pelos selvagens.

Eu tinha um selvagem, da tribo dos carijós, que me pertencia. Apanhava-me caça, e eu ia de quando em quando com êle à floresta.

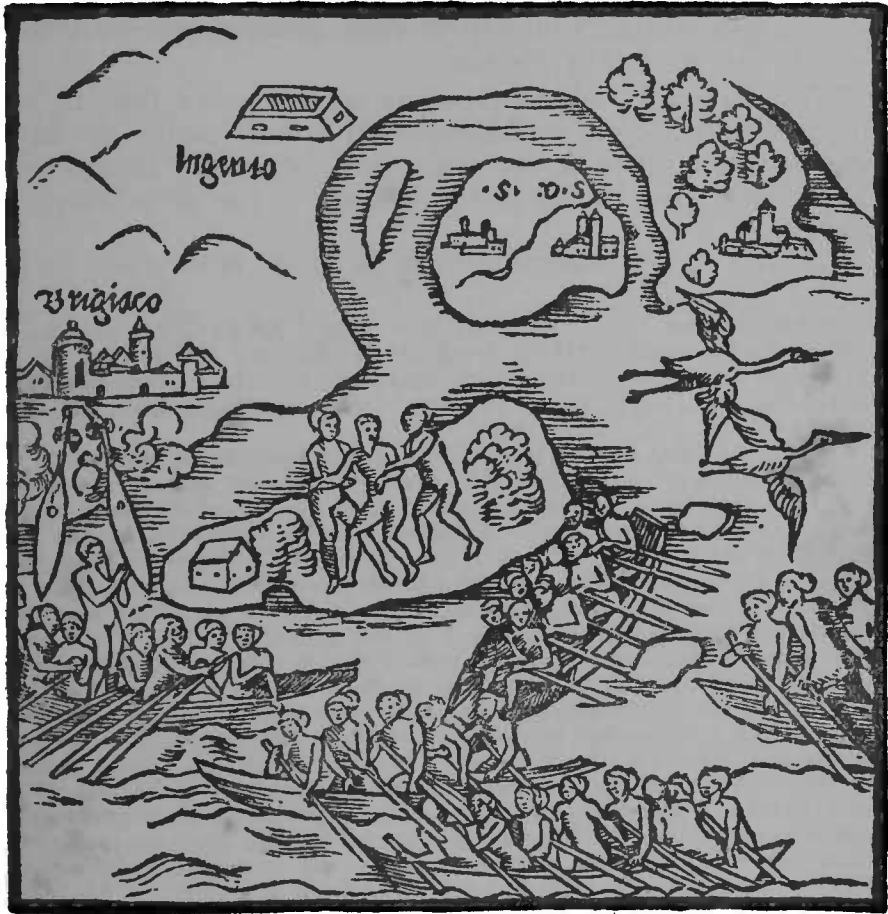
Um dia veiu visitar-me um espanhol da ilha de São Vicente — que dista cinco milhas do forte em que eu morava, na ilha de Santo Amaro. Com êle veiu um alemão por nome Eliodorus Hessus, um filho do falecido Eobanus Hessus (102).

---

102) — Todos os autores que temos consultado sobre o alemão Eliodoro Hessus, insistem em considerá-lo, não sabemos qual a razão, como sendo o português Eliodoro Ebano, que entre outros documentos, figura como juiz ordinário do Rio de Janeiro em 1572 e como vereador em 1585. Cf. "Revista do Arquivo Federal", ano de 1895, pág. 263 e ano de 1897, págs. 103-105. Esses mesmos autores confundem este ultimo Eliodoro Ebano, com Eliodoro Ebano Pereira, que com seu filho Gibaldo Ebano e Sebastião de Azeredo, foram os fundadores de Paranaguá, pelos anos de 1648, no dizer de Pedro Taques. Cf. "Rev. Inst. Hist. Brasileiro", vol. IX, págs. 326-327. Vejamos um pouco essa questão. O pai de Eliodoro Hessus, foi Helius Eobanus Hessus, um humanista alemão, nascido a 6 de janeiro de 1488, na vila de Bochendorf, em Hesse. Faleceu a 6 de outubro de 1540 em Marburgo. Eliodoro Hessus foi seu terceiro filho e tinha apenas onze anos quando seu pai morreu e foi por isso entregue, com seu irmão mais moço Calimaco, a Hans Rummel, homem das armas dum landgrave, a-fim-de ser educado. Em 1541 já cursava a escola superior de Marburgo. Em 1548 foi para a Holanda e dali embarcou para o Brasil, como guarda-livros do engenho de São João, pertencente ao genovês José Adorno, na capitania de São Vicente. Segundo Rio Branco, tendo seguido para o Rio de Janeiro como comandante de uma leva de voluntários vicentinos, em socorro contra os franco-tamoios, pereceu no assalto dado a um navio francês no Cabo Frio, no dia 8 de junho de 1568. Cf. Sant'Ana Nerí — "Le Brésil en 1889", Paris, 1889, pág. 115. — Eliodoro Ebano, português de nascimento, juiz ordinário no Rio de Janeiro em 1572 e vereador em 1585, vem confundido por Roque Luis Leme, na sua "Nobiliarquia", extratada de Pedro Taques, e agora impressa por Afonso de Taunay, com Eliodoro Ebano Pereira, fundador



Heliodorus trabalhava em São Vicente, em um engenho — assim se denominam as casas em que se fabrica açúcar. Este



13. — Aprisionamento de Hans Staden, na ilha de Santo Amaro, pelos tupinambás e a sua passagem pelo canal, em frente á Bertioçã, de pé na canoa e orando. Da fortaleza são disparados dous grandes tiros.

de Paranaguá, em 1648, segundo Taques. "Rev. Inst. Hist. São Paulo", vol. XXXIII, pág. 190. Não sabemos quem vulgarizou que êsses três personagens, inteiramente diversos, constituíam um só. Para desfazer êsse absurdo, basta considerar que para Eliodoro Hesus ser o mesmo que Eliodoro Ebano e êste vir a ser finalmente Eliodoro Ebano Pereira, necessitaria êste ultimo, que fundou Paranaguá em 1648, ter pelo menos cento e vinte anos de idade! Ao leitor curioso desta questão, indicaremos mais as seguintes fontes: — Melo Morais, "Crônica Geral do Brasil", vol. I, pág. 15. — Azevedo Marques, "Apontamentos Historicos", vol. I, pág. 179. — Rio Branco, "Efemérides", ed. 1918, pág. 297.

engenho pertencia a um genovês chamado José Adorno <sup>(103)</sup>. Ele era escrivão e pagador dos mercadores do engenho. Eu já conhecera antes, de perto, Heliodorus; quando naufraguei com os espanhóis e o encontrei na ilha de São Vicente, ajudou-me de maneira amiga. Veiu ver-me como passava, pois teria talvez ouvido que eu estava doente.

Eu mandara o meu escravo no dia anterior à floresta, onde devia apanhar caça, pretendendo eu mesmo seguir no dia seguinte, para buscá-la, a-fim-de que tivéssemos alguma coisa para comer, pois lá na terra só havia o que se ia buscar no mato.

Como eu caminhasse através da selva, levantou-se de am-

---

— Pedro Taques, "Nobiliarquia", Rev. Trim., XXXIV, 2.ª, pág. 21. — Afonso de E. Taunay, "Hist. Geral das Bandeiras", vol. V, pág. 199. — Ermelino A. de Leão, "Heleodoro Eobanos", Rev. Inst. Hist. São Paulo, XIII, pág. 417. — J. Vieira Fazenda, "Uma elucidação histórica", Rev. Trim., vol. 93, págs. 259 e segs.

<sup>103)</sup> — José Adorno pertencia à nobre família dos duques de Gênova, de onde era natural, e veiu para São Vicente com alguns irmãos, em 1535, estabelecendo-se em terras onde depois foi creada a vila de Santos, com grande engenho de açúcar, sob a invocação de São João. Em 1560 era provedor da Santa Casa dessa vila e depôs no processo de João de Bolés. Em 1567 admitiu Adorno como sócios do engenho a Antônio Nunes, Jacome Lopes, Francisco Anes e Cristovam Diniz, mas reduziu depois essa sociedade apenas á do seu genro, o inglês John Whithal, produzindo então a fábrica mil arrobas anuais e tendo nela empregados setenta escravos. Em Santos casou-se José Adorno com Catarina Monteiro, filha de Cristovam Monteiro e de sua mulher Marquesa Ferreira, esta última herdeira das terras de Guaratiba, trocadas em 1590 pelos jesuítas por terras na Bertoga e nos arredores da vila de Santos, caminho de São Vicente. Muito religioso e devotado amigo do padre José de Anchieta, foi o comandante da pequena frota que levou esse missionário a Iperoig, em abril de 1563, na esperança de paz com os tupinambás. Também fez companhia ao mesmo jesuíta na luta para a fundação do Rio de Janeiro e ajudou a mandar um reforço a Estácio de Sá, comandado pelo alemão Eliodoro Hesus, guarda-livros do seu engenho. Os tupinambás foram desbaratados no Rio de Janeiro a 20 de janeiro de 1567. Acompanhou também José Adorno ao capitão-mór Jerônimo Leitão, quando da guerra do Cabo-Frio em 1575, contra os mesmos indígenas. Pelos serviços prestados no Rio de Janeiro teve três sesmarias: uma na Carióca, outra em Niteroi e outra no sertão. Fundou em Santos a capela de Nossa Senhora da Graça, da qual fez doação ao convento do Carmo. Ergueu também, na ilha de Santo Amaro, a capela de Santo Antonio de Guaimbé. Obteve ainda várias dadas de terra, entre as quais a ilha do Toque-Toque, em 1586 e outra na costa, indo para São Sebastião, da qual mandou seu genro Jerônimo Ortéga tomar posse em 1598, por já andar muito doente e velho, tendo falecido pouco depois dessa data, com mais de cem anos e com "signais de predestinado", escreveu depois o padre Simão de Vasconcelos. Deixou numerosa descendência em São Paulo, que perden o apelido, informa Azevedo Marques, pelas allanças de família.

bos os lados do caminho um grande alarido, como é hábito entre os selvagens. Essa gente correu para mim, e reconheci que eram índios. Eles cercaram-me, visaram-me com arcos e flechas, e assetaram-me. Então exclamei: “Que Deus salve minha alma”. Mal tinha pronunciado tais palavras, abateram-me ao solo, atirando sobre mim e ferindo-me a chuçadas. Porém machucaram-me apenas — Deus seja louvado! — numa perna, rasgando-me entretanto as roupas do corpo, um o mantéu, outro o sombreiro, um terceiro a camisa, e assim por diante. Começaram então a brigar em torno de mim. Um dizia que havia sido o primeiro a alcançar-me, outro, que me havia aprisionado (104). Entrementes batiam-me alguns com o arco, e por fim dous ergueram-me do chão, onde jazia inteiramente nú; um agarrou-me um braço; um segundo, o outro; alguns à minha frente, outros atrás, e assim correram eles depressa carregando-me através da mata para o mar, onde estavam as suas canoas.

Quando me trouxeram para a praia, vi estacionadas, à distância de um ou dois lanços de pedra, as suas canoas, que eles haviam puxado para terra, sob um arvoredor. Próximo daí estava ainda um grande número de selvagens, que correram todos ao meu encontro, logo que viram como eu para aí tinha sido trazido. Estavam, como era seu costume, ornados de penas, e mordiam seus braços, a-fim-de significar a ameaça de que iriam devorar-me. À minha frente ia um chefe com o tacape que empregam para abater os prisioneiros. Discursava e narrava que em mim havia aprisionado e feito escravo a um “peró” (105) — assim chamavam eles aos portugueses — e que agora queria vingar em mim a morte de seus amigos. Junto das canoas alguns me deram socos. Depois se apressaram em empurrar a embarcação nágua, pois receavam que em Bertioga fosse dado alarme, o que aconteceu de fato.

Antes porém de lançarem as canoas nágua, amarraram-me as mãos juntas. Eles eram de várias aldeias e alguns estavam desgostosos por ter de voltar à casa sem uma presa. Por isso dis-

---

104) — Na narrativa de Hans Staden não consta com precisão o mês em que foi aprisionado. Pelos dizeres, porém, dos capítulos 38, 41, 42 e 52 da primeira parte, e atendendo a que diz que ficou prisioneiro dos tupinambás durante nove meses e meio, segue-se que foi em meados de janeiro de 1554.

105) — Candido Mendes de Almeida faz uma longa apreciação deste vocabulo na monografia “Porque rasão os indígenas do nosso litoral chamavam aos franceses “Mair” e aos portugueses “Peró”, na Rev. Trim., vol. XLI, 2.ª, 71-145.

putavam com aqueles que me retinham. Uns diziam que haviam se acercado tão perto de mim como outros, queriam pois ter de mim uma parte, e matar-me no próprio lugar.

Lá estava eu, rezando e olhando em torno, porque esperava o golpe. Afinal o chefe, que queria possuir-me, tomou a palavra e disse que deviam conduzir-me vivo para casa, a-fim-de que suas mulheres também me vissem com vida e tivessem o divertimento que lhes cabia à minha custa. Nessa ocasião haveriam de matar-me a “cauim pepica”, isto é, preparariam bebidas, organizariam uma festa e devorar-me-iam conjuntamente. Assim convieram e ataram-me quatro cordas ao pescoço. Tive que subir a uma das canoas enquanto os índios ainda ficavam na praia. Prenderam então firme as pontas das cordas à canoa e empurraram-na nágua a-fim-de seguir para casa.

---

## CAPÍTULO 19.

### **Como os selvagens queriam retroceder levando-me consigo e como chegaram os nossos para reclamar-me.**

Perto da ilha de Santo Amaro fica uma pequena ilha na qual fazem seus ninhos pássaros aquáticos de plumagem vermelha, chamados guarás ou garças. Os índios me perguntaram se os seus inimigos, os tupiniquins, já aí haviam estado nêsse ano, e se tinham apanhado pássaros, quando com seus filhotes. Disse que sim, mas apesar disso quiseram verificar, pois estimavam muito as penas destas aves. Todo seu ornato, como se sabe, era em geral confeccionado de penas. Os guarás novos têm a princípio penas branco-acinzentadas; depois quando já podem vôar, cinzento-escuras. Com esta plumagem permanecem mais ou menos um ano, até que afinal se tornam tão vermelhos como o púrpura.

Os índios dirigiram-se então para a ilha, esperando aí encontrar pássaros. Quando porém se tinham afastado do local onde arribaram uma distância apenas de cerca de dois tiros de

cabuz, <sup>(106)</sup> olharam em tórno: Lá estava cheio de tupinins, e entre êles viam-se alguns portugueses.

Um escravo me havia seguido, quando fui aprisionado. Ele via escapado e dado alarme. Quiseram assim libertar-me e atiraram para os tupinambás que deviam voltar e combater com es, se fossem corajosos. Êles, os tupinambás, então retrocedem. Da terra atiravam com espingarda e flechas sobre nós, e índios nas canoas respondiam com tiros. Soltaram-me as mãos, deixando porém as cordas atadas ao pescoço. O principal da canoa em que eu estava possuía um arcabuz, e um pouco de ivera, que obtivera de um francês em troca de páu-brasil. Eu levei então que descarregar a espingarda sobre a gente na praia.

Depois de assim escaramuçar por algum tempo, temeram os tupinambás que os outros pudessem também munir-se de canoas para perseguí-los. Porisso escaparam-se de novo, depois de três dêles haviam sido feridos. Passaram remando a uma distância de cerca dum tiro de artilharia leve da fortaleza de Bertioga, <sup>(107)</sup> na qual eu tinha estado, e durante êsse tempo levei que manter-me em pé na canoa para que meus camaradas e pudessem ver. Êstes lançaram do forte dois tiros pesados sobre nós; atiraram porém para distância muito curta.

Nesse entremeio vieram alguns botes de Bertioga à nossa canoa. Meus amigos acreditavam poder alcançar-nos ainda, mas trocederam quando se convenceram que não era possível. Os botes afastaram-se remando com excessiva rapidez.

---

<sup>106)</sup> — Na edição de Löfgren e na da Academia Brasileira, está escrito "dois tiros de espingarda". No original de Staden vem "zwen", que é uma forma gráfica de "zwei"

<sup>107)</sup> — Observa Teodoro Sampaio que êste fato prova que Staden foi aprisionado em um ponto da ilha de Santo Amaro, para o lado de dentro dos canais e lagamares, sendo conduzido depois através da barra da Bertioga.

## CAPÍTULO 20

### O que aconteceu durante a viagem para a terra dos tupinambás.

Depois de uma viagem de sete milhas — foi no mesmo dia, pelas quatro horas da tarde, a julgar pelo sol — se dirigiram para uma ilha e puxaram a canoa para a praia. Aí queriam passar a noite. A mim, arrastaram-me por terra. Eu não podia ver nada porque tinha o rosto machucado, e não podia andar direito por causa das feridas na perna. Por isso precisei deitar-me na praia. Eles me rodearam e davam-me a entender, com gestos ameaçantes, como iriam devorar-me.

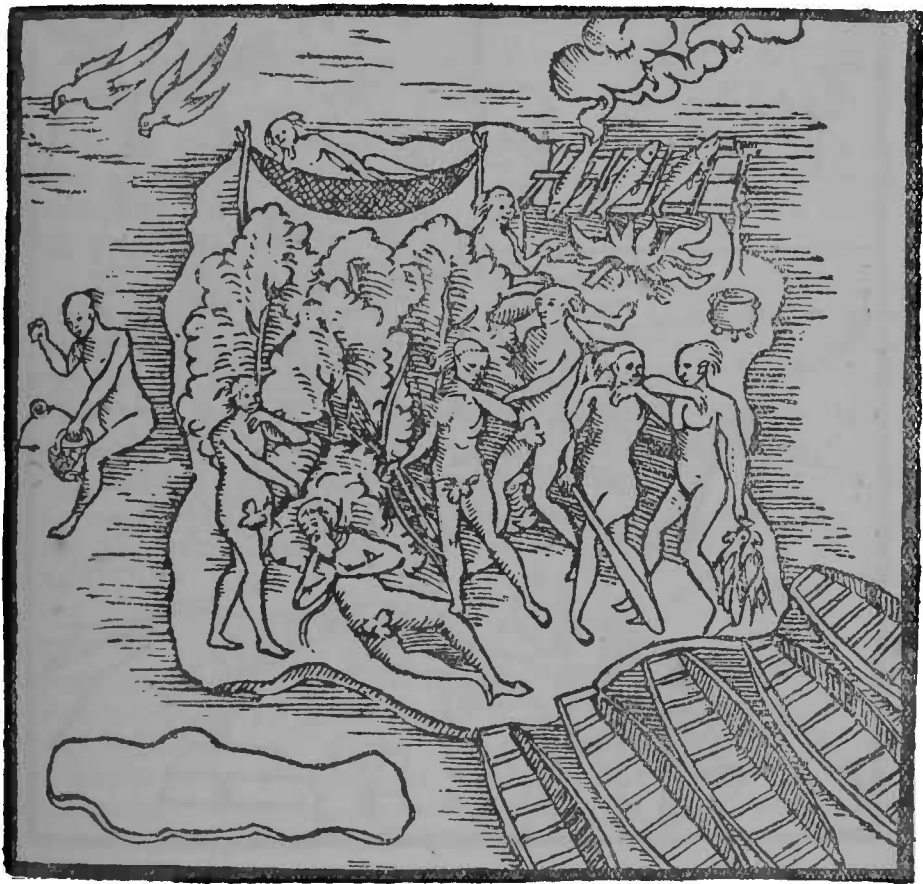
Na minha grande aflição e miséria, pensei em cousas que, antes, nunca me haviam vindo à mente, no triste vale de lágrimas em que aqui vivemos, e cantei com os olhos úmidos de pranto, do fundo do coração, o salmo: “Do abismo da miséria clamo eu a Ti”. Ao que disseram os selvagens: “Vejam como êle grita; agora está desesperado”.

Então ponderaram que não seria conveniente passar a noite na ilha e aí acampar e dirigiram-se ao continente em frente. Já era noite, quando chegamos. Lá havia cabanas, que tinham construído antes. Arrastaram as canoas para terra, fizeram fogo e deitaram-me perto. Devia dormir numa rede, que chamam *ini*. Estas são seus leitos. Amarram-nas em dois mourões acima do solo, ou em duas árvores, quando estão no mato. As cordas, que eu tinha no pescoço, prenderam-nas ao alto de uma árvore. Deitaram-me em torno de mim, à noite, zombando e chamando-me em sua língua: “Xé remimbaba in dé”, que quer dizer: “Tu és meu animal prisioneiro”.

Antes que a manhã tivesse rompido, foram-se e remaram todo o dia. Quando o sol indicava quasi ave-maria, e estavam êles ainda duas milhas distante do lugar onde pretendiam acampar durante a noite, levantou-se uma grande e medonha nuvem negra, que se aproximava atrás de nós. Tiveram medo da nuvem e remaram depressa para alcançar a terra. Viram

porém que não poderiam escapar-lhe e disseram-me: “E mongetá ndé tupã t’okuabé amanasu jandé momaran eima resé”. Isto significa: “Fala ao teu Deus que a grande tempestade não nos faça nenhum mal”.

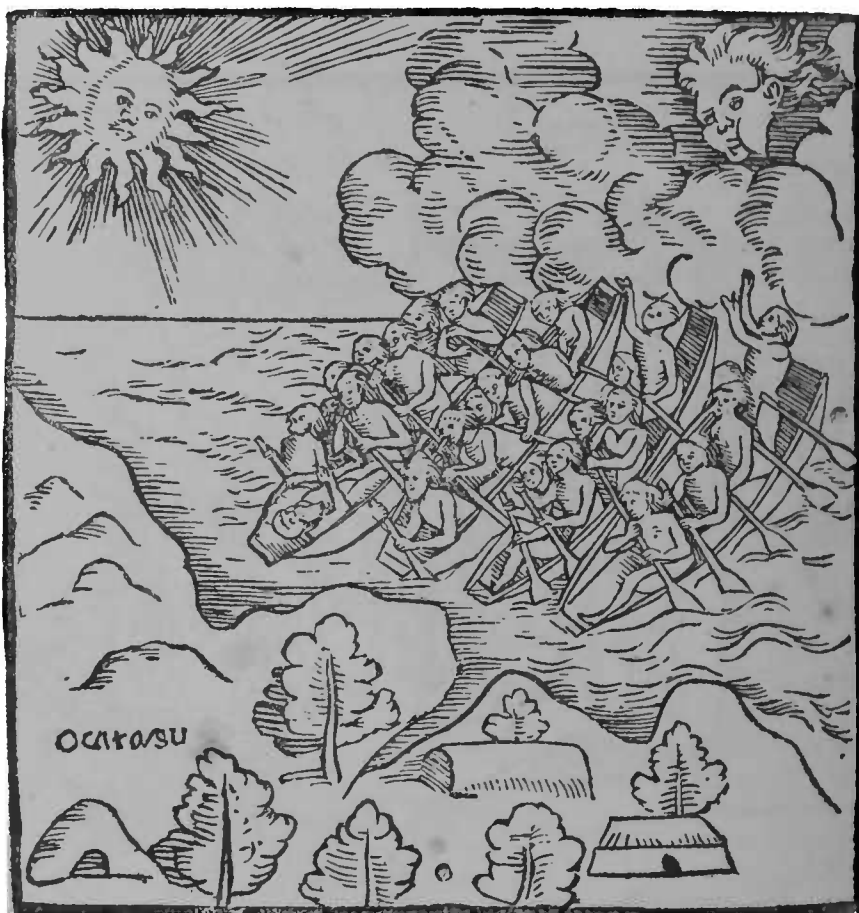
Recolhi-me e orei a Deus, como êles me pediram: “O tu, Deus todo-poderoso, Senhor do céu e das terras, tu, que desde



14. - Hans Staden prisioneiro numa ilha, durante a viagem de retorno dos tupinambás. Está deitado devido a ter uma perna ferida.

o começo ouviste os homens e os ajudaste, quando o teu nome imploraram. Prova-me, entre os ímpios, a tua misericórdia. Faz-me saber que tu ainda estás comigo. Mostra aos pagãos selvagens, que nada sabem de ti, que tu, meu Deus, ouviste minha prece”

Eu jazia amarrado na canoa e nada via da nuvem borrascosa. Os índios porém olharam para trás e disseram: "Okuá amõ amanasu". Isto significa: "A grande tempestade está se desviando". Ergui-me então um pouco e olhei em torno. A nuvem ia desaparecendo. Agradei pois a Deus.



15. - Ocaraçú, segunda etapa da viagem de retorno dos tupinambas, vindos da Bertioga. Vê-se Hans Staden deitado no fundo da primeira canoa à esquerda e rezando, a pedido dos selvícolas, para que a tempestade se afaste.

Em terra trataram-me os índios como no dia anterior, ataram-me a uma árvore, alojaram-se durante a noite à minha volta, e contaram que estávamos agora perto da sua morada; queriam no dia seguinte, pela tarde, lá chegar. Com isso podia eu pouco alegrar-me.



## CAPÍTULO 21

### Como os selvagens se portaram comigo no primeiro dia em sua aldeia.

No dia seguinte — às ave-maria a julgar pelo sol — avistamos suas habitações. Tínhamos levado três dias de caminho e percorrido de Bertioga, onde eu tinha sido aprisionado, trinta milhas.

Quando nos aproximamos, vimos uma pequena aldeia de sete choças. Chamavam-na Ubatuba <sup>(108)</sup>. Dirigimo-nos para uma praia, aberta ao mar. Bem perto trabalhavam as mulheres numa cultura de plantas de raízes, que êles chamam mandioca. Estavam aí muitas delas, que arrancavam raízes, e tive que lhes gritar em sua lingua: “Aju ne xé peê remiurama”, isto é: “Estou chegando eu, vossa comida”.

Fomos à terra. Acudiram então todos, moços e velhos, das cabanas, que ficavam num outeiro, e queriam ver-me. Os homens se retiraram com os arcos e flechas para suas moradias e deixaram-me com as mulheres, que me rodearam. Algumas foram à minha frente, outras atrás, dansando e cantando uma canção que, segundo seu costume, entoavam aos prisioneiros que tencionavam devorar. Assim trouxeram-me elas até a caiçara, fortificação de estacas longas e grossas que rodeia suas choupanas como a cerca dum jardim. Utilizam-na como anteparo contra o inimigo. No interior da caiçara arrojaram-se as mulheres todas sobre mim, dando-me socos, arrepelando-me a barba, e diziam em sua linguagem: “Xé anama poepika aé!” “Com esta pancada vingo-me pelo homem que os teus amigos nos mataram”.

<sup>108)</sup> — O nome era “Ubatiba”, como lemos em vários documentos do século XVII, entre outros no “Livro primeiro de notas do tabelião de Ubatuba”, que começa em 1645 e que se acha no respectivo cartório daquela cidade. Staden escreve “Uwattibi”. O dr. Wilhelm Kloster, na edição alemã do dr. Karl Fouquet, faz vários comentários geográficos, no sentido de demonstrar que as distâncias e mesmo as indicações de

Depois introduziram-me elas na choça, onde tive que deitar-me numa rêde, e de novo vieram, bateram-me, escarapelaram-me os cabelos e significaram-me, ameaçadoras, como iriam devorar-me.

Os homens estavam durante êste tempo reunidos em uma outra choça. Lá bebiam cauim e cantavam em honra dos seus ídolos, chamados Maracá, que são matracas feitas de cabaças, os quais talvez lhes houvessem profetizado que iriam fazer-me prisioneiro.

O canto eu ouvia, mas durante meia hora não houve nenhum homem perto de mim, apenas mulheres e crianças.

---

Staden, não correspondem aos locais do litoral paulista que até aqui se têm como identificados perante a sua obra. Impressiona de fato a identidade do trajeto descrito por Staden, ao ser aprisionado e levado, em três dias, para uma aldeia chamada Ubatuba, a trinta milhas de Bertioga (Caps. 20 e 21 da primeira parte) e a viagem de ida e volta dessa Ubatuba para Bertioga, em acção de guerra, com uma parada num outro local também denominado Ubatuba, descrita nos caps. 41, 42 e 43 da primeira parte. As etapas foram as mesmas, a partir de Bertioga para a primeira Ubatuba e vice-versa: — primeiro dia, até São Sebastião; segundo dia, até Ocaraçú e terceiro dia, até a primeira Ubatuba. Da leitura de Staden, escreve o dr. Kloster, se conclue que as duas aldeias dêsse nome ficavam junto ao mar. Uma, em frente à ilha denominada "Ipaum-guassú", que segundo o dr. Plinio Ayrosa é o nome tupí da Ilha Grande e a outra, no local onde hoje se encontra a cidade paulista de Ubatuba. Num mapa antigo de toda região, ainda verificou mais o dr. Kloster a assinalação dos seguintes lugares, a partir da Ubatuba paulista para o norte: — Ponta do Ocaraçú, Taquarí (Tickquarippe), Mambucaba, Ariró (Arirabe), Rio de Janeiro e Niterói. Todas essas localidades estão mencionadas por Staden e o dr. Kloster coloca a aldeia onde êste permaneceu prisioneiro, cerca da enseada de Mangaratiba. Admitida nêsse local, termina o dr. Kloster, ficariam resolvidas todas as questões levantadas pelas indicações do artilheiro alemão. Estamos de acôrdo com êste pensamento do dr. Kloster, mesmo porque Lery disse que conheceu todos os indígenas citados por Hans Staden, "nome por nome", nos arredores do Rio de Janeiro. Cf. "Histoire d'un voyage", cit., vol. I, pág. 191. E em abono ainda podemos citar que com o nome de Ubatuba existiu um lugar em Angra dos Reis, onde floresceu uma fazenda dêsse nome e a uma légua de Maricá, não muito longe de Niterói, segundo Milliet de Saint'Adolphe, havia um lugarejo chamado Ubatiba. Aliás o emprego dêsse vocabulo é muito comuna na geografia brasileira. Teodoro Sampaio diz que pode significar tanto "sitio das frutas" como "sitio das canoas" e "sitio das flechas", conforme se originar de "ibá", fruta, "ubá", canoa e "uibá", flecha.

## CAPÍTULO 22

**Como meus dois senhores vieram vêr-me e disseram que me haviam dado de presente a um amigo, que a princípio me guardaria e depois, quando quisesse devorar-me, matar-me-ia.**

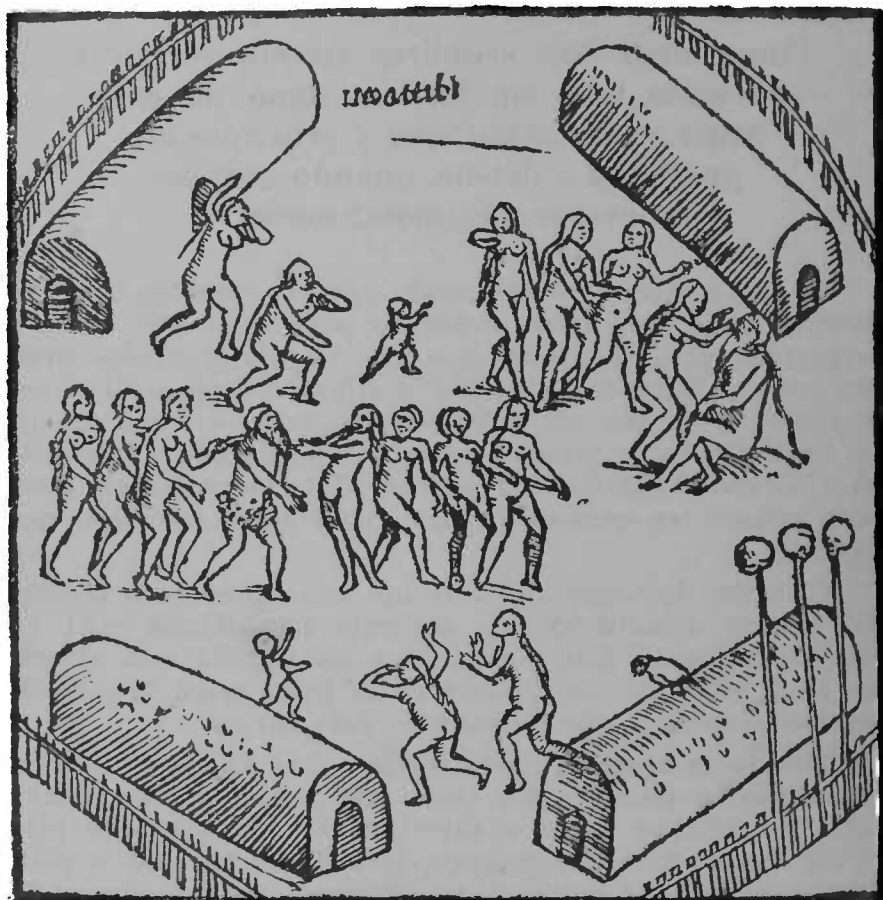
Os seus costumes, nessa ocasião, não me eram ainda tão conhecidos como mais tarde, e porisso pensei que êles agora se preparavam para matar-me. Mas logo vieram os irmãos Nhaê-pepô-oaçu, o “Grande Caldeirão” e Alkindar-miri, o “Pequeno Alguidar”, (109) que me tinham aprisionado, e disseram que me haviam dado de presente ao irmão de seu pai, o Ipirú-guaçu, o “Grande Tubarão”, por amizade. Este me guardaria e mataria, quando me quisesse devorar, para assim conseguir uma alcunha.

O mesmo Ipirú-guaçu, havia um ano, aprisionara tambem um escravo, mandando-o de presente ao Alkindar-miri, em sinal de amizade. Êste o executara, alcançando uma alcunha por tal feito, e por isso prometera ao Ipirú-guaçu mandar-lhe o primeiro inimigo que capturasse. Êste fui eu.

Mais tarde disseram-me os irmãos: “As mulheres agora te conduzirão ao poracé”. Eu ainda não entendia essa palavra então. Significava dansa e divertimento. Puxaram-me pelas cordas que eu tinha ao pescoço, fora da choça para o pátio. Acorreram todas as mulheres que estavam nas sete choças, tocaram-me, enquanto os homens se foram. Tiravam-me umas pelos braços, outras pelas cordas atadas ao pescoço, tão fortemente que eu quase não podia respirar. O que tinham em mente, quando assim me arrastavam, não sei. Pensei então nos sofrimentos do nosso salvador Jesus Cristo, como foi inocentemente torturado pelos vis judeus. Consolei-me nêste pensamento e,

109) — Estas duas interpretações são da edição de Löfgren, de 1900, dadas por Teodoro Sampaio, que as modificou na edição de 1930.

mais resignado, tudo aceitei. Elas trouxeram-me diante da choça do chefe Guaratinga-açú — em português: A grande garça branca. Diante desta choça jazia um pequeno monte de terra fresca. Para aí me conduziram e colocaram-me sobre êle. Algumas me seguraram. Nada mais pensei senão que queriam sacrificar-me e procurava em torno pelo ibira-pema, a maça



16. - A aldeia de Ubatuba, etapa final da viagem de retorno dos tupinambás, vindos da Bertioiga e local onde permaneceu prisioneiro Hans Staden, que está agora sendo objeto do conhecimento das mulheres. Um pouco acima, outro aspeto mostra uma delas raspando-lhe as sobrancelhas.

com que executam os prisioneiros. Perguntei também se me matariam logo, mas elas responderam: "Ainda não" Caminhou então para mim uma das mulheres do grupo. Tinha uma lasca de cristal presa a um instrumento, que parecia um ramo encur-

vado, e com isso raspou-me as sobrancelhas. Quis cortar-me também a barba, mas nisto não consenti e disse-lhe que deviam abater-me com ela. Responderam as mulheres que ainda não queriam matar-me e deixar-me-iam a barba. Depois de alguns dias, porém, cortaram-m'a com uma tesoura que os franceses lhes haviam dado.

---

## CAPÍTULO 23.

### **Como as mulheres dansaram comigo diante da choça na qual estavam os ídolos.**

Do lugar onde me haviam raspado as sobrancelhas, conduziram-me as mulheres em frente da choça em que estavam os seus ídolos, os maracás, e fizeram uma roda em volta de mim. Fiquei no meio. Duas mulheres amarraram-me com um cordel alguns chocalhos a uma perna e por detrás, no pescoço, de modo que me ficasse acima da cabeça, um leque quadrangular de penas da cauda de papagaios, que êles chamam araçoiá. Depois começaram elas todas a cantar. De acordo com seu compasso, devia eu bater o pé com a perna à qual estavam atados os chocalhos, de modo que chocalhasse acompanhando o seu canto. E a perna ferida doia-me tanto que mal me podia ter em pé, pois ainda não estava pensada.

---



17. - Dança das mulheres, em Ubatuba, tendo no meio Hans Staden, que está com um ornato de penas na cabeça. Ao centro, acima, vê-se duas ilhas bem em frente ao litoral da aldeia.

## CAPÍTULO 24

### Como, depois da dansa, levaram me ao Ipirú-guaçú, que devia matar-me.

Concluída a dansa fui entregue ao Ipirú-guaçú e lá conservado sob severa guarda. Disseram-me que ainda tinha algum tempo de vida. Trouxeram todos os ídolos que havia na choça, colocando-os em torno de mim e contaram que estes ídolos haviam profetizado que aprisionariam um português. Então respondi: “Esses objetos não têm poder nenhum. Também não podem falar, e mentem que sou um português. Sou um amigo dos franceses, e a terra, que é minha patria, se chama Alemanha” Retrucaram que isso devia ser mentira, pois que fazia entre os portugueses, se era um amigo dos franceses? Sabiam muito bem que os franceses eram tão inimigos dos portugueses como êles próprios, pois os franceses vinham anualmente em navios e traziam-lhes facas, machados, espelhos, pentes e tesouras. E êles lhes davam em troca páu-brasil, algodão e outras mercadorias, como penas e pimenta. Eram portanto bons amigos.

Com os portugueses era diferente. Pois anos antes haviam chegado à terra — assim continuaram contando — e lá, onde ainda moram, estreitaram amizade com os tupiniquins, seus inimigos. Logo depois os procuraram para comerciarem. Êles, os tupinambás, também tinham ido com muita confiança aos navios e subido a bordo, como fazem ainda nos dias presentes com os navios franceses; quando os portugueses conseguiram um numero suficiente dêles a bordo, os assaltaram, amarraram, conduziram e entregaram aos tupiniquins, pelos quais foram então mortos e devorados. Atiraram ditos portugueses alguns com sua artilharia e cometeram ainda outras violências e vieram com os tupiniquins para guerreá-los e fazer prisioneiros.

## CAPÍTULO 25

**Como os irmãos, que me haviam aprisionado, queixaram-se a mim, cheios de cólera, que os portugueses tinham atirado o seu pai. Isto queriam êles vingar em mim.**

Disseram ainda êles que os portugueses haviam arrancado a tiro um braço ao pai dos dois irmãos que me tinham feito prisioneiro, pelo que viera êle a morrer, e queriam agora vingar em mim essa morte. Respondi que em mim nada havia a vingar, pois eu não era português; eu tinha, havia pouco, chegado a São Vicente com os castelhanos. Naufragamos e por isso eu tinha ficado entre os portugueses.

Havia lá, nessa ocasião, um moço da sua tribo que tinha vivido como escravo junto aos portugueses. Numa expedição contra os tupinambás, subjugaram os tupiniquins uma aldeia inteira. Aos velhos devoraram, comerciando com os portugueses alguns dos jovens, entre os quâis se contava o mencionado moço, que fora adquirido por um senhor da região de Bertioğa, um galego por nome Antonio Agudin. Êste escravo tinha sido de novo capturado pelos tupinambás, cerca de três meses antes de mim, mas como membro da própria tribo, não tinha sido executado. Êle conhecia-me bem. Inquiriram-no a meu respeito e relatou que era verdade que um navio tinha naufragado e haviam chamado castelhanos aos náufragos, dos quâis eu fazia parte. Eram êstes amigos dos portugueses. Nada mais sabia de mim.

Já antes eu tinha sabido, e repetiram-me, que de tempos em tempos chegavam navios franceses e que tambem alguns franceses viviam entre os selvagens. Tinham ficado para colher pimenta. Por isso insisti na minha declaração: eu era um amigo dos franceses, não deviam matar-me portanto, antes que êstes chegassem e me reconhecessem.

Conservaram-me em severa vigilância.

---



## CAPÍTULO 26

### **Como chegou para vêr-me um dêsses franceses aí deixados, e como aconselhou aos selvagens que me devorassem, pois que eu era português.**

A quatro milhas distante de nossa aldeia havia um francês. Sabendo da minha presença, veio êle e dirigiu-se à choça que ficava em frente à minha. Vieram então a mim os índios e disseram: “Acha-se aqui presentemente um francês. Queremos ver agora se tu também és francês ou não. Alegrei-me, pois pensei: êle é certamente um cristão e terá sem duvida uma boa palavra em meu favor.

Conduziram-me então nú ao francês. Era um jovem a quem os índios chamavam Caruatá-uára. Êle falou-me em francês e não pude entendê-lo. Os selvagens nos rodeavam e ouviam-nos. Como não pude responder-lhe, disse lhes o francês na língua dos nativos: “Matai-o e comei-o, êsse biltre; êle é bem português, vosso inimigo e meu” Isto entendi eu bem e pedi-lhe portanto, pelo amor de Deus, que lhes dissesse que não me comessem. Mas êle retrucou: “Êles querem comer-te”. Pensei no versículo de Jeremias, no capítulo dezessete, onde se diz: “Desgraçado é o homem que conta com os homens.” E com tal retirei-me de novo, muito acabrunhado. Antes porém arranquei do ombro um pedaço de pano de linho, que me tinham dado — sabe Deus como havia chegado até êles! — Eu o tinha pensado porque o sol aí me queimara muito. Atirei-o aos pés do francês. Se eu devia morrer mesmo, por que havia de cuidar ainda da minha carne para os outros! Assim pensei comigo. Reconduziram-me à minha choça, e deitei-me de novo em minha rêde. Só Deus sabia como estava aniquilado! Cantei, em altas vozes, o verso:

Agora pedimos ao Espírito Santo  
Pela fé verdadeira, com todas as veras,  
Que nos preserve em nossa morte  
Quando deixarmos esta mísera vida  
Kirie eleison!

Os selvagens porém disseram: “E’ um português legítimo. Agora grita, ápavora-se diante da morte.”

O francês permaneceu dois dias na aldeia, retirando-se no terceiro dia. Os índios resolveram preparar-se e matar-me justo no dia em que tivessem reunido todas as coisas para a festa. Vigiavam-me de bem perto e todos, moços e velhos, faziam grande escárneo de mim.

---

## CAPÍTULO 27

### Como tive uma grande dôr de dente.

Na minha desdita — como se diz que uma infelicidade nunca vem só — ocorreu que um dente me maltratasse. A grande dôr tinha-me abatido muito. Perguntou-me então meu amo o que acontecera para que eu comesse tão pouco. Disse que um dente me doía. Á vista disso, foi buscar um instrumento de madeira e queria arrancar-m’o. Falei-lhe porém que o dente não mais doía e opús-me de tal modo, quando quis extrair-m’o à força, que desistiu do intento. Mas lembrou que se eu não comesse e não engordasse de novo, matar-me-iam antes do tempo marcado. Deus sabe quantas vezes desejei de todo o coração — se assim fosse a vontade divina — morrer sem que os selvagens se apercebessem, a-fim-de que não pudessem levar a cabo seus intentos para comigo!

---

## CAPÍTULO 28.

### Como me conduziram ao Cunhambebe, seu mais alto chefe, e como lá me trataram.

Alguns dias depois, conduziram-me a uma outra aldeia, que chamavam Arirabe <sup>(110)</sup>, ao chefe Cunhambebe <sup>(111)</sup>. Este era o mais nobre dentre todos os chefes. Em sua morada haviam-se reunido ainda alguns outros e à sua maneira tinham preparado uma grande festa. Queriam também vêr-me, por isso ordenou o Cunhambebe que fosse eu trazido para lá naquêle dia.

Quando vinha me aproximando das choças, ouvi um grande alarido; cantavam e tocavam em seus instrumentos de sopro. Diante das choças estavam espetadas cerca de quinze cabeças, sobre postes. Eram cabeças de maracajás <sup>(112)</sup>, seus inimigos, e que êles haviam devorado. Enquanto me faziam passar ao pé delas, contaram-me que as cabeças eram de contrários seus, os

---

<sup>110)</sup> — Ariró, que ainda hoje existe como nome da serra que separa, a oeste, o Estado do Rio de Janeiro do de São Paulo. Nela nasce o rio também dêsse nome, que vem desaguar na baía de Angra dos Reis. A aldeia de Ariró está assinalada nos mapas antigos, nessa baía.

<sup>111)</sup> — Cunhambebe, segundo Varnhagen, significa "O voar da mulher". Teodoro Sampaio impugna essa interpretação e diz exprimir o vocábulo "O individuo que fala arrastado". Outros melhoram o português para dizer que significa "O gago". Houve pelo menos dois chefes indígenas com êsse nome. O primeiro dêles é o de que fala Thevet, poderoso selvagem que dominava com sua marinha de canoas toda costa desde Angra dos Reis até São Sebastião, fazendo arremetidas vitoriosas na Bertioça, Santos e São Vicente. Este é também o Cunhambebe de Hans Staden e morreu de peste, logo depois da chegada de Villegaignon no Rio de Janeiro. Cf. Arthur Heulhard, "Villegaignon", Paris, 1897, página 114. A edição de Varnhagen por Weiszflog traz dêle um retrato, reproduzido de Thevet, vol. I, págs. 354-355. O segundo Cunhambebe, foi o amigo do padre Anchieta, que estava em Iperoig e sobre o qual se poderá ler o que o taumaturgo escreve na sua carta de janeiro de 1565, inserta no vol. III, das "Cartas Jesuíticas", publicadas pela Academia Brasileira, Rio de Janeiro, 1933, págs. 196 e segs.

<sup>112)</sup> — Maracajá, no dizer de Teodoro Sampaio, significa "gato do gato".

maracajás. Isto me horrorizou. Pensei que êles iriam fazer assim comigo.

À nossa entrada em uma das choças, foi um dos meus guardas à frente e gritou em voz alta, para que todos ouvissem: “Aqui trago o escravo, o português!”. Ele achava que era belo espetáculo vêr-se como alguém tinha um inimigo em seu poder, e discursava ainda muitas outras cousas. Isto é muito usado entre êles. Conduziu-me então ao sítio do chefe, que aí se achava sentado com outros a beber. Haviam-se embriagado com cauim, olharam-me irados, e disseram: “Vieste como inimigo nosso?” Respondi: “Vim, não porém como vosso inimigo” Com isto, deram-me também de beber.

Do chefe Cunhambebe já tinha ouvido falar muito. Devia ser um grande homem, e um grande tirano, que com prazer comia carne humana. Um dos selvagens pareceu-me que devia ser êsse chefe. Dirigi-me para êle, e disse-lhe assim em sua linguagem, como gostam êles de ouvir: “Ês tu Cunhambebe? ainda vives?” “Sim”, respondeu êle, “ainda vivo” “Pois bem”, disse eu então, “muito ouvi sobre ti e que és um homem de grande fama”. Levantou-se êle então, passando por mim empavonado e muito lisonjeado. Segundo o costume, trazia uma grande pedra redonda, de côr verde, enfiada ao lábio. Além disso tinha um colar branco de conchas de mariscos — como as usam os índios à guisa de ornato, penduradas ao pescoço — que teria certamente seis braças de comprimento. Por tais ornatos vi que devia ser um dos mais nobres. Sentou-se após de novo e perguntou-me qual o plano de ataque de seus inimigos, os tupiniquins e os portugueses. E a seguir perguntou por que eu tinha querido atirar sobre êles na região de Bertioaga, pois tinha sabido que eu estava empregado como artilheiro contra êles. Respondi que os portugueses me haviam lá posto e eu tinha que fazer o meu serviço, ao que replicou que eu próprio era um português. Ao francês que me procurara, chamou então de filho. Êste lhe havia dito que eu não pudera entendê-lo e era legítimo português. Eu repliquei então: “Sim, é verdade; há muito que saí da terra francesa, e esqueci a língua” Disse êle, a propósito, que já tinha ajudado a aprisionar e a comer cinco portugueses; êstes todos haviam pretextado que eram franceses, e tinham assim mentido. Isto era tão claro que eu dei a minha vida por perdida e me recomendei à vontade divina. Pude apenas concluir das suas palavras que devia morrer.

Recomeçou êle porém a interrogar o que diziam dêle os portugueses, pois deviam temê-lo grandemente. Respondi:

“Sim, falam muito de ti, e das terríveis guerras que sempre conduzes contra êles; porém agora, fortificaram melhor Bertiooga”. Sim, respondeu êle; iria capturá-los na floresta um a um, como me haviam capturado. Disse-lhe ainda: “Teus ver-



18. - A aldeia de Ariró, do chefe Cunhambebe, onde Staden com as pernas ligadas, se avistou com o mesmo, que é o indigena que traz acangatara, tembeta e enduape. Essa aldeia, segundo se deduz de Staden e de antigos mapas, ficava na baía de Angra dos Reis.

dadeiros inimigos, os tupiniquins, preparam vinte e cinco canoas, e virão logo atacar tua terra”. E assim aconteceu.

Enquanto dêste modo interrogava, permaneciam os outros perto e ouviam. Numa palavra: perguntou muito e contou muito.

Gabou-se de ter já matado muito português e muitos outros selvagens que eram seus inimigos. Durante isso, toda a bebida que havia na choça tinha sido sorvida. Finalizou, portanto, a entrevista, porque iam para uma outra choça para continuar a beber.

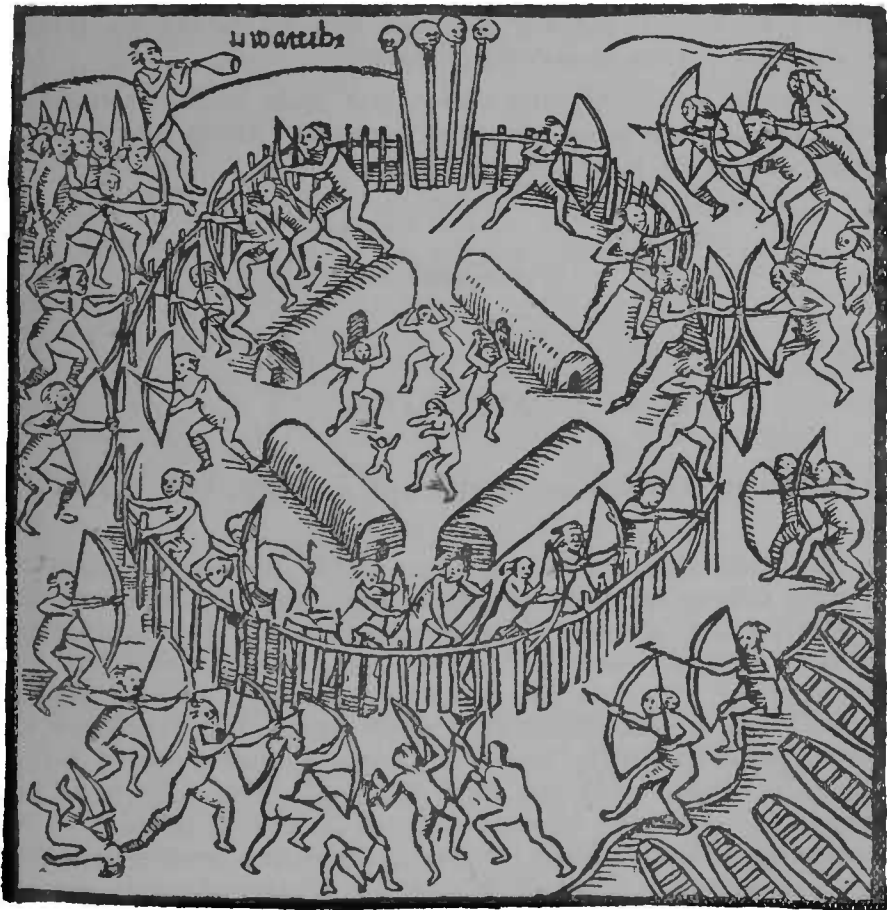
Lá servi-lhes de mofa. O filho do chefe Cunhambebe amarrou-me as pernas em três lugares, e eu devia assim, com os pés ligados, saltar pela choça. Com isto riam e exclamavam: “Aí vem pulando o nosso manjar!” Perguntei então ao meu amo que para aí me tinha conduzido, se me havia trazido para matar-me. Respondeu que não, mas que apenas era costume tratar assim aos escravos estrangeiros. E desataram-me as cordas das pernas. Aproximaram-se de mim então e apalparam-me a carne. Um dizia que o couro da cabeça lhe pertencia, outro, que a coxa lhe cabia. Tive que cantar-lhes alguma coisa, e entoei cantos religiosos, que precisei explicar-lhes em sua língua. Disse: “Cantei sobre o meu Deus”. Responderam que o meu Deus era uma imundície, em sua língua: teõuira. As palavras me doeram, e pensei comigo: “Ó tu, bom Deus, tens às vezes que tolerar muito!”

No outro dia, quando toda a gente na aldeia me havia visto, e expandido sua alegria à minha custa, disse o chefe Cunhambebe aos meus guardas que deviam atentar bem sobre mim. Conduziram-me depois para fora da choça, a-fim-de recambiar-me para Ubatuba, onde devia ser sacrificado. Zombavam de mim, dizendo que queriam vir logo à cabana do meu amo para comer-me e beber junto. Meu amo porém consolava-me com persistência, e dizia que não me matariam tão cedo.

---

CAPÍTULO 29.

**Como os tupiniquins vieram em vinte e cinco canoas,  
o que eu havia predito ao chefe, e atacaram a  
aldeia na qual eu estava.**



19. Ataque dos tupiniquins à aldeia de Ubatuba.

Eu já havia dito que os amigos dos portugueses, os tupiniquins, mesmo antes do meu aprisionamento planejavam uma expedição guerreira contra os tupinambás. Agora vieram êles com vinte e cinco canoas e assaltaram uma manhã a aldeia.

Como atacassem as choças e começassem a atirar todos juntos, encheram-se os assaltados de grande pânico, e as mulheres quiseram fugir. Então lhes disse: “Vós me tendes por um português, por vosso inimigo. Dai-me agora um arco e flechas e desatai-me as amarras. Então eu vos ajudarei a defender as choças”. Deram também a mim um arco e flechas; gritei e atirei à sua moda, tão bem quanto me era possível, e dizia-lhes que precisavam ser corajosos; não haveria perigo nenhum. Era minha intenção com isso, escapar através da estacada que rodeava as cabanas, e desertar para os atacantes, pois êstes me conheciam bem e sabiam também que eu estava na aldeia. Continuava porém guardado demais.

Quando os tupiniquins viram que nada podiam conseguir, retiraram-se para suas canoas e foram-se. Assim que se afastaram, fiquei de novo sob amarras.

---

## CAPÍTULO 30.

### Como os chefes se reuniram à noite, sob o luar.

Na noite dêsse mesmo dia, ao clarão da lua, se reuniram os mais nobres no pátio, em meio das choças. Conferenciaram e deliberaram quando deveriam matar-me. Conduziram-me também para aí, escarnecendo de mim e ameaçando-me. Eu estava triste, olhava a lua, e pensava comigo: “Ó meu Senhor e meu Deus, tira-me dêste sofrimento para a bemaventurança” Perguntaram-me então por que fitava sempre assim a lua, e respondi: “Vejo nela que está zangada” Pois a cara da lua parecia-me estar tão terrível que — Deus m’o perdôe! — eu mesmo supunha que Deus e todas as criaturas deviam estar enfurecidas comigo. Nisto perguntou-me Nhaêpepô-oaçu, um dos chefes, e também aquele que me queria fazer matar: “Com quem está a lua enfurecida?” Respondi: “Ela olha para a tua



cabana” Com isso excitou-se e tratou-me com palavras ásperas. Para concertar o erro, disse: “Talvez não seja a tua cabana. Está enfurecida com os carijós escravos” Também uma tribu dos índios chama-se carijó. “Sim”, disse êle então, “sobre êles cáia toda a desgraça. Assim seja”. Esforcei-me por não mais pensar nisto.



20. - Conselho dos chefes, numa noite de luar, em Ubatuba, deliberando sobre a morte de Hans Staden, que se vê ao centro, orando. A sua prece, escrita acima de sua cabeça, diz o seguinte: - "Ó meu Senhor e Deus, ajuda-me nesta desdita para um fim bemaventurado" - Esta xilogravura é interessante porque mostra os selvagens fumando e no texto de Staden não existe referência a esse habito.

## CAPÍTULO 31.

### **Como os tupiniquins incendiaram Mambucaba, uma outra aldeia.**

No dia seguinte veio a notícia de que os tupiniquins, após sua retirada de Ubatuba, onde eu me achava aprisionado, tinham assaltado a aldeia de Mambucaba <sup>(113)</sup>. Os habitantes haviam fugido, salvo um menino pequeno, que foi feito prisioneiro. As cabanas foram reduzidas a cinzas.

Por isto Nhaêpepô-oaçu transportou-se para lá, pois eram seus parentes e amigos, e queria ajudar aos habitantes a reerguer suas chôças. Levou consigo todos os seus amigos que moravam em sua cabana. À sua volta queria trazer barro e farinha de raízes para a festa, na qual eu devia ser devorado.

Nhaêpepô-oaçu podia dispor de mim livremente e fez-me sofrer muito. Quando se foi, recomendou ao Ipirú-guaçu, a quem me havia mandado de presente, que devia vigiar-me bem.

Demoraram-se mais de quatorze dias e reconstruíram tudo de novo.

---

<sup>113)</sup> — Lugar que os mapas atuais ainda assinalam na baía de Angra dos Reis. Existem outros desse nome no Estado do Rio de Janeiro. Varnhagen traduz o vocábulo por “fortaleza” e Teodoro Sampaio quer que signifique “a passagem”

## CAPÍTULO 32.

### **Como veio um navio de Bertioga, informando-se de mim, obtendo porém apenas respostas lacônicas.**

Nesse ínterim veio um navio português de Bertioga e ancorou não longe do lugar onde eu me achava aprisionado. A guarnição deu um tiro de canhão no intuito de que os índios o ouvissem e aí viessem para falar.

Quando os selvagens viram o navio, disseram-me: “Aí estão os teus amigos, os portugueses. Querem de certo saber se ainda vives, e talvez resgatar-te”. Respondi: “Deve ser meu irmão”. Pois eu sempre presumira que os portugueses, que passassem por esta região, perguntassem por mim. A-fim-de que, porém, os selvagens não pudessem pensar que eu era um português, já lhes havia contado de antemão que entre os portugueses vivia um meu irmão, que era também um francês. E como o navio realmente vinha nêsse momento, disse que poderia bem ser o meu irmão. Eles estavam persuadidos, no entanto, de que eu era português, e aproximaram-se tanto do navio que podiam entender-se. Os portugueses perguntaram o que havia a meu respeito, e receberam tal resposta que não proseguiram as perguntas. Pensaram certamente que eu estivesse morto, e retiraram-se de novo.

O que pensei, quando vi o navio afastar-se, só Deus sabe! Os selvagens porém disseram: “Acertamos devéras com o prisioneiro. Já mandam navios à sua procura”

### CAPÍTULO 33.

**Como o irmão do chefe Nhaêpepô-oaçu de Mambucaba veio e queixou-se a mim que seu irmão, sua mãe e todos os outros parentes estavam doentes. Exigiam-me conseguir do meu Deus que ficassem sãos de novo.**

Esperava diariamente a volta dos selvagens que, em Mambucaba, se preparavam para matar-me. Um dia ouvi uma vozeria na choça do chefe ausente. Tive medo, julgando que já tivessem regressado. Pois êsse é seu costume: quando alguém se ausenta, basta ser por quatro dias, preparam seus amigos, por ocasião da volta, uma vozeada amiga. Não demorou muito, veio-me um dêles e disse-me: “O irmão de um dos teus dois amos chegou e conta que os outros se acham muito doentes”. Alegrei-me então e pensei: Deus agora pretende fazer alguma cousa.

Logo depois veio em pessoa o irmão de meu segundo amo à minha choça, sentou-se, pôs-se a clamar e disse que seu irmão, sua mãe, os filhos do seu irmão, todos tinham ficado doentes; seu irmão Nhaêpepô-oaçu m’o havia enviado e me mandava dizer que eu tinha que conseguir do meu Deus que se tornassem de novo sãos. Acrescentou êle: “Meu irmão acha que teu Deus está irado”. Respondi: “Sim, meu Deus está irado porque teu irmão queria comer-me, e foi para Mambucaba para lá preparar a minha morte. Vós asseverais que eu sou um português, e eu não o sou absolutamente. Torna ao teu irmão. Êle deve voltar à sua choça. Então implorarei ao meu Deus para que êle sare” A isto respondeu que êle estava demasiado doente e não poderia vir. Havia reparado porém, e bem sabia, que o seu irmão, mesmo em Mambucaba, ficaria são, se eu apenas o quisesse. Por fim lhe disse eu: “Teu irmão ficará tão forte que poderá voltar à sua choça e curar-se-á aí completamente”. Com esta resposta regressou a Mambucaba, que fica distante quatro milhas de Ubatuba, onde eu estava.

---

## CAPÍTULO 34.

### **Como o chefe doente Nhaêpepô-oaçu voltou para casa.**

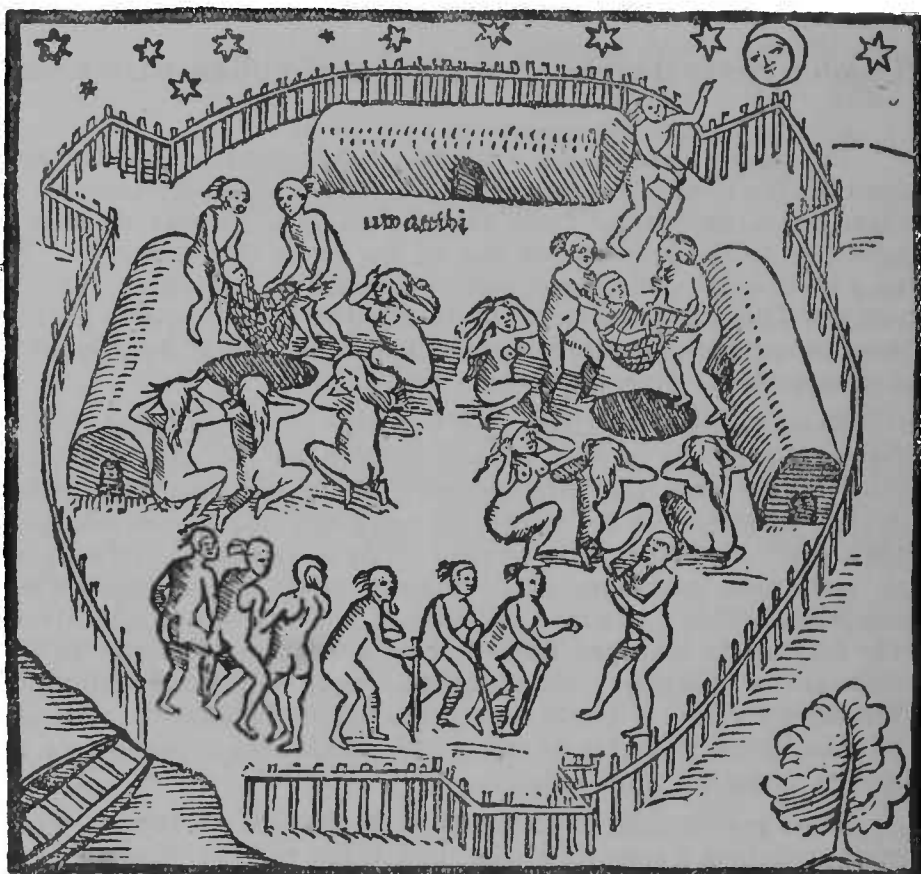
Depois de alguns dias, voltaram todos doentes. Nhaêpepô-oaçu fez-me conduzir à sua cabana e contou-me como todos haviam ficado enfermos. Dizia êle que eu já o soubera de antemão, pois se lembrava ainda que eu lhe havia dito que a lua fitava irada sobre sua cabana. Quando assim o ouvia falar, refleti comigo: Que eu tenha desta sorte aludido à lua naquela noite, deve ter acontecido pela providência divina. Alegrei-me muito e pensei ainda: Hoje Deus está comigo!

Nessa ocasião lhe disse: “É verdade. Ficastes todos doentes porque tu me querias comer, embora eu não seja teu inimigo. Disto vem tua infelicidade”. E êle ordenou que nada deviam fazer-me, se êle ficasse de novo são. Eu porém não sabia o que de melhor devia pedir a Deus e ponderei: Se ficarem de novo sãos, matar-me-ão do mesmo modo; se, ao contrário, morrerem, dirão os outros: deixái-nos matá-lo, antes que através dêle ainda mais infelicidade cáia sobre nós. E assim principiaram a discutir. Abandonei-me pois à vontade divina. Entretanto como o chefe me pedia encarecidamente que os tornasse todos sãos, fui de um a um pondo-lhes a mão sobre a cabeça, como de mim exigiam.

Deus porém quis diversamente. Morreram. Primeiro uma criança, depois a mãe do chefe, uma velha mulher, que pretendia aprontar as vasilhas nas quais se iria preparar a bebida para o banquete da minha morte. Depois de alguns dias morreu um irmão, a seguir uma outra criança e por fim o irmão que me havia trazido a notícia da moléstia.

Como o chefe visse então que seus filhos, sua mãe e seus irmãos tinham morrido, teve muito medo de que êle e suas mulheres também morressem. Pediu-me que dissesse ao meu Deus, quisesse êle agora abrandar sua ira e conservar-lhe a vida. Consolei-o e animei-o para que não temesse nenhum perigo; mas quando de novo se restabelecesse, não ousasse pensar

em matar-me. Disse êle então que não, e ordenou também a todos em sua cabana que não escarnecessem de mim, nem ameaçassem devorar-me. Ficou algum tempo ainda doente, sabendo entretanto, assim como uma de suas mulheres, que igualmente adoecera. Dos seus amigos morreram cerca de oito, e ainda outros, que também me haviam feito sofrer muito.



21. — Staden preparando-se para amparar os doentes que chegam. Êles morreram no entanto, e estão sendo enterrados em covas junto às cabanas.

Havia aí ainda mais dois chefes em duas outras choças. Um se chamava Guaratinga-açú, o outro Carimã-cui <sup>(114)</sup>. Sonhou o Guaratinga-açú que eu tinha ido a êle e dito que êle ia morrer. Em vista disso veio-me uma manhã cedo e expôs-me sua aflição. Consolei-o, não haveria perigo nenhum, mas

<sup>114)</sup> — “Farinha de carimã”, segundo Teodoro Sampaio.

não devia também querer matar-me, nem aconselhar tal a outrem. Respondeu que não, e que se as pessoas que me haviam aprisionado não me matassem, não me queria também fazer mal, e mesmo que êles me matassem, não comeria nada de mim.

Havia também o outro chefe, Carimã-cui, sonhado algo de mim, o que muito o aterrorizou. Chamou-me à sua choça, deu-me de comer, e narrou-me sua preocupação; contou igualmente como outrora, numa expedição guerreira, tinha aprisionado um português. Havia-o matado com suas próprias mãos, e comido tanto dêle que até agora por isso lhe estava doente o peito. Em consequência, não queria comer mais nenhum. E agora tinha tido um sonho horrível comigo, dizendo que necessariamente ia morrer. Também a êle falei que não existia nenhum perigo, apenas não comesse mais carne humana.

As mulheres velhas, de diversas choças, que com seus arranhões, pancadas e ameaças de devorar-me, muito me fizeram sofrer, chamavam-me agora “chê-raíra”, isto é, seu filho, e pediam: “Não nos deixes morrer. Tratamos desse modo a ti por que pensamos que eras português, contra os quais temos rancor. Já aprisionamos e comemos também alguns portugueses, porém o seu Deus não se irou tanto como o teu. Reconhecemos que tu não és português”.

Assim deixaram-me por algum tempo em paz. Não sabiam ao certo pelo quê me deviam ter, se português, ou francês; e diziam que tinha uma barba vermelha como os franceses; já haviam também visto portugueses, mas êstes tinham todos barba preta.

Depois do terror que a morte de tantas pessoas causara, e depois que um dos meus amos se restabeleceu, não falaram mais em me devorar. Vigiavam-me porém do mesmo modo e nunca me deixavam andar só.

## CAPÍTULO 35.

**Como voltou o francês, que recomendara aos índios que me comessem, e pedi-lhe que me levasse consigo; como os meus amos, porém, não me queriam libertar.**

Já contei do francês Caruatá-uára que me deixara, para, com os índios que me acompanhavam e eram amigos dos franceses, colher pimenta, e uma qualidade de penas, mercadorias de comércio dos selvagens.

A-fim-de regressar às povoações onde fundeavam seus navios, para Manguape e Niteroi <sup>(115)</sup>, tinha êle que vir por Ubautuba, onde eu estava. Quando me abandonara aquela ocasião, não pensou outra coisa senão que me houvessem os índios devorado, pois isso lhes havia mesmo recomendado, e durante todo o tempo da sua ausência me tinha tido por morto.

Veiu procurar-me em minha choça e dirigiu-me a palavra na língua dos nativos. A sua pergunta, se eu ainda vivia, respondi: “Sim, e agradeço a Deus, por me haver durante tanto tempo preservado”. Êle devia têr ouvido dos índios o que se havia passado nêsse ínterim, e como eu naquêle tempo tinha permissão para andar de cá e de lá sem amarras, conduzi-o a um lugar onde estivéssemos sós, pois os nativos não deviam ouvir nossa conversação, e lhe disse: “Vês assim, que Deus ainda me conserva com vida. Não sou tambem português, mas sim alemão, que naufraguei com os espanhóis, vindo dêste modo entre os portugueses. Conta pois isto aos selvagens, e mais, que faço parte dos teus amigos. Leva-me contigo lá onde ancoram os navios franceses”. Pois receava que, se êle se recusasse, de fato tomariam os índios tudo por mentira, e me matariam, se fossem assaltados de ódio.

---

<sup>115)</sup> — Staden grafa “Iterroenne”. Teodoro Sampaio diz significar “enseada”.



Exortei-o também na língua dos nativos e perguntei-lhe se não tinha no corpo um coração cristão, ou se não havia pensado que depois desta vida viria uma outra, quando aconselhou que me matassem. Arrependeu-se então e disse que me supusera de fato português, que eram celerados tão nefandos que os franceses enforcavam todo aquele que conseguiam apanhar na província do Brasil. Assim procedem. E acrescentou que deviam os franceses adatar-se aos selvagens, tinham que admitir o modo pelo qual tratavam os seus contrários, pois eram os franceses também os inimigos jurados dos portugueses.

A meu pedido disse êle aos índios que não me havia reconhecido bem a primeira vez, mas que eu era da Alemanha e fazia parte dos amigos dos franceses; que queria levar-me consigo ao porto no qual estavam os seus navios. A isto replicaram os meus amos: não, não queriam entregar-me a ninguém, a menos que viessem em pessoa meu pai, ou meus irmãos, e lhes trouxessem um navio cheio de mercadorias, principalmente machados, espelhos, facas, pentes e tesouras, e lh'as dessem. Pois haviam me encontrado em terra dos seus inimigos, e eu lhes pertencia.

Quando o francês ouviu tal, disse-me que eu entendera bem que não me queriam libertar. Roguei-lhe então, pelo amor de Deus, que viesse buscar-me com o próximo navio que chegasse e me levasse à França. Prometeu-m'o e recomendou aos selvagens que me tratassem bem e não me matassem. Meus amigos viriam logo buscar-me. E com isto se retirou.

Depois de sua partida perguntou-me um dos meus amos, Alkindar-miri (não era o doente), o que Caruatá-uára — como os índios chamavam o francês em sua língua — me havia dado e se êle era meu patrício. Respondi afirmativamente à última pergunta. Zangou-se êle com isto e perguntou: “Porque não te presenteou então com uma faca, para que m'a pudesses dar?”

Quando todos se curaram, recommçaram a murmurar de mim e disseram que os franceses valiam quase tão pouco como os portugueses. Isto era de novo muito embaraçoso para mim.

## CAPÍTULO 36.

### Como os selvagens devoraram um prisioneiro e levaram-me consigo à festa.

Alguns dias depois queriam comer um prisioneiro numa aldeia de nome Ticoaripe <sup>(116)</sup>, que ficava a cerca de seis milhas distante de Ubatuba. Da minha cabana foram também muitos e levaram-me consigo. Viajamos para lá em uma canoa. O escravo, que queriam comer, pertencia à tribo dos maracajás.

Conforme seu costume, preparam uma bebida de raízes de abatí, quando querem comer um homem; somente depois do festim em que bebem é que o matam.

Como se aproximasse a hora, fui à tarde, antes do festim, ao escravo e lhe disse: “Estás assim aparelhado para morrer”. Riu-se êle e respondeu: “Sim, estou bem munido de tudo, apenas a mussurana não é bastante longa. Entre nós temos melhores”. Chamam mussurana a uma corda de algodão mais grossa que um dedo, com a qual são amarrados os prisioneiros. E sua corda era curta, de mais ou menos seis braças. Conversava, como se fosse para uma feira.

Trazia comigo um livro em língua portuguesa, que os índios tinham achado em um navio que haviam conquistado com o auxílio dos franceses, e que me haviam dado. Li êste livro, quando abandonei o prisioneiro; êle fez-me muita pena. Por isso voltei de novo a êle e dirigi-lhe mais uma vez a palavra, pois os maracajás eram amigos dos portugueses: “Sou também um prisioneiro, exatamente como tu, e não vim aqui porque quisesse comer de ti, mas meus amos trouxeram-me consigo”. Ao que retrucou êle que sabia bem, nós não comíamos carne humana. Depois lhe disse que devia ter ânimo, pois comeriam

---

<sup>116)</sup> — Pode ser má grafia de Taguaí ou Taquarí, ambas em Angra dos Reis. Teodoro Sampaio escreve “Tiquaripe”, que traduz por “Na água do poço”.

apenas a sua carne; seu espírito iria a uma outra região, para onde vai também o espírito da nossa gente e lá há muita alegria. Perguntou êle se isto era verdade. Referi que sim e respondi-me que nunca havia visto Deus. Concluí dizendo que veria Deus na outra vida e deixei-o quando terminou a conversa.

Na noite seguinte houve um forte vento e soprou tão violentamente que arrancou pedaços do teto da nossa cabana. Então se zangaram os índios comigo e disseram em sua língua: "Aipó mair angaipaba ibitú guasu omou". Isto é: O homem máu, o santo, foi quem mandou o vento, pois durante o dia olhou êle nas "peles do trovão". Assim aludiam ao meu livro. E que eu o havia provocado, porque o escravo era amigo nosso, amigo dos portugueses, e eu esperava talvez conseguir, com o máu tempo, impedir a festa. Nêste transe pedi a Deus, e Senhor, dizendo: "Senhor, tu me tens até aqui preservado, preserva-me também daqui por diante". Pois murmuravam grandemente contra mim.

Quando raiou o dia, o tempo era belo; beberam e ficaram muito satisfeitos. Dirigi-me então ao escravo e lhe disse: "O vento forte era Deus. Êle quer levar-te para si". Ao segundo dia depois foi êle comido. Como isto se passa, sabereis no capítulo nono do segundo livro.

---

## CAPÍTULO 37.

### **O que aconteceu na volta, depois que os selvagens comeram o escravo.**

Quando se acabou a festa, retrocedemos às nossas habitações em Ubatuba. Os meus amos trouxeram um pouco de carne assada consigo. Ventava e chovia forte. Por isso levamos três dias em caminho, ao passo que se póde percorrer a distância em um dia. Quando, na noite do primeiro dia, erigimos cabanas para acampar no mato, disseram-me que eu devia cuidar de que não chovesse. Lá estava entre nós um menino, que ainda tinha um osso da perna do escravo com alguma carne, e o comia. Disse-lhe que devia jogá-lo fora. Zangou-se, e todos os outros, comigo; disseram que tal lhes era legítimo pasto, e que devia dar-me por satisfeito com isso.

Depois de uma viagem de três dias nos aproximamos até um quarto de milha das nossas habitações, não podendo prosseguir porém, porque as ondas estavam muito altas. Puxamos por isso a canoa para terra e esperávamos poder trazê-la à casa, se houvesse bom tempo no dia seguinte. Permaneceu porém igualmente tempestuoso. Resolveram então os selvagens voltar às habitações por terra, e vir buscar a canoa mais tarde, quando o tempo melhorasse.

Antes que partíssemos, comeram, e o menino continuou a roer a carne do seu osso, atirando-o fora depois. Prosseguimos, e logo o tempo aclarou. “Vêde”, falei então, “não querieis acreditar-me quando disse que o meu Deus estava irado porque o menino comia a carne do osso” “Sim”, disseram os índios, “mas se êle a tivesse comido sem que tu o houvesse visto, teríamos tido bom tempo, por certo”. E assim ficou.

Quando regressei à choça, perguntou-me Alkindar, um dos meus dois amos, se eu havia visto agora como tratavam os seus inimigos. Ao que lhe disse: “Sim. Que os comais, parece-me medonho; não tanto a matança”. Respondeu: “Êsse é o costume entre nós. Com os portugueses fazemos o mesmo”.

Êste Alkindar me tinha em grande antipatia e teria visto com bons olhos que o Ipirú-guaçú, a quem me havia mandado de presente, me tivesse matado. Como já se narrou, Ipirú-guaçú lhe havia presenteado com um escravo para que o matasse e obtivesse com isso mais um apelido. Portanto prometera Alkindar mandar-lhe de presente o primeiro inimigo que apanhasse. Ainda que não lhe competisse matar-me, tê-lo-ia feito de bom grado. Mas o seu irmão sempre tal evitava receando que mais calamidades o pudessem alcançar.

Assim, tinha o mesmo Alkindar ameaçado novamente de matar-me, antes que os outros me tivessem trazido ao local onde devoraram o escravo. E quando eu agora voltava a Ubátuba, ficara êle, durante a minha ausência, com os olhos doentes. Precisava de repouso; por algum tempo não podia ver nada, e dizia-me sempre que eu devia pedir ao meu Deus que lhe ficassem os olhos outra vez sãos. Eu estava pronto para isso, mas depois precisava que não mais me desejasse mal. Prometeu-o. Alguns dias mais tarde estava curado.

## CAPÍTULO 38.

### Como os portugueses mandaram de novo um navio buscar-me.

Ao quinto mês em que eu estava entre os índios <sup>(117)</sup>, chegou aí novamente um navio da ilha de São Vicente. É uso dos portugueses viajar pela terra de seus inimigos, bem municiados todavia, e com êles comerciar. Dão-lhes facas e segadeiras em troca de farinha de mandioca, que os índios têm em grande quantidade nalgumas regiões. Empregam a farinha para alimentar os numerosos escravos que mantêm em suas plantações de cana de açúcar. Quando chegam os navios dos portugueses, dirigem-se para êle um ou dois índios numa canoa, e alçam-lhes as mercadorias tão depressa quanto possível. Pedem então o quê querem em troca e os portugueses lh'o entregam. Enquanto ambos estão no navio, conservam-se algumas canoas cheias de selvagens à distância e observam. Quando a troca comercial termina, remam muitas vezes os selvagens em direção do navio, escaramuçam com os portugueses e atiram-lhes flechas. Depois disto voltam.

A guarnição do navio que vinha de São Vicente deu um tiro de canhão, no intuito de que ouvissem os índios que um navio aí estava. Êstes foram para lá, e perguntaram por mim, se eu ainda vivia. Responderam que sim. Pediram os portugueses para ver-me; tinham um caixão cheio de mercadorias, que trazia meu irmão, francês também, o qual se achava a bordo com êles.

Um francês que se encontrava no navio português, por nome Claudio Mirande <sup>(118)</sup>, tinha mesmo sido meu camarada antigamente. Apontei-o então aos selvagens como meu irmão, dizendo-lhes que êle talvez estivesse no navio e perguntasse por mim, pois já havia aquí estado em uma viagem.

---

<sup>117)</sup> — Meados de junho de 1554, segundo o que já expusemos.

<sup>118)</sup> — Havia sido tripulante da armada de Sanabria e acompanhara João de Salazar a São Vicente, como já referimos.

Desembarcaram do navio em terra e narraram-me que meu irmão viera de novo e trazia-me um caixão cheio de mercadorias e queria muito ver-me. Disse eu então: “Conduzi-me para lá perto, para que possa falar com meu irmão. Os portugueses não nos entendem. Quero recomendar-lhe, quando estiver de



22. – Staden de pé na canoa, parlamenta com a tripulação de um navio português, chegado a Ubatuba.

volta, que dê parte ao nosso pai, para que venha com um navio buscar-me, e traga muitas coisas”. Concordaram com isto, mas receavam que os portugueses pudessem entender-nos, pois pretendiam, por volta de agosto, efetuar uma grande expedição guerreira na região de Bertioga, onde me haviam capturado. Como eu lhes conhecia todos os planos, temiam que pudesse

atraiçoa-los relatando alguma coisa. Porém retruquei: “Não, nada vou contar, e os portugueses não entendem a língua minha e de meu irmão” Então remaram conduzindo-me até à distância de uma pedrada do navio, nú, como sempre andava entre êles. Dirigi-me à gente de bordo, dizendo: “O Senhor Deus esteja convosco, queridos irmãos. Apenas um de vós fale comigo. Dizei que sou um francês, e nada mais”. Principiou então um dêles, João Sanches (119), um biscainho que eu conhecia bem, e falou: “Meu querido irmão, viemos com êste navio por tua causa. Não sabíamos se vivias ou estavas morto, pois o primeiro navio nenhuma notícia trouxe de ti. Agora nos ordenou o comandante Brás Cubas (120), em Santos, que indagássemos se ainda estavas com vida. Conhecendo que ainda vives, precisamos saber primeiro se os índios querem vender-te; se não querem, precisamos capturar alguns dêles, a-fim-de resgatar-te”.

Respondi: “Possa Deus recompensar-vos, por essa ação, na eternidade, pois aqui estou em grande angústia e sofrimento, e ainda não sei o quê de mim vão decidir. Já me teriam devorado, certamente, se Deus não o tivesse impedido de maneira especial”. Disse-lhes ainda: “Não me venderão também. Não vos ocorra entretanto a idéia de dizer outra coisa senão que sou um francês, e dai-me, pelo amor de Deus, algumas mercadorias, facas e anzóis”. Isto fizeram. Um dos selvagens dirigiu-se num bote até o navio, indo buscar as coisas.

Quando vi que os índios não me permitiam falar mais tempo com os portugueses, disse: “Acautelai-vos bem. Os sel-

---

119) — Piloto-mór da esquadra de Sanabria, do qual já fizemos menção. Luis Roque Gondra, na sua obra citada, parece não ter reparado esta indicação de Hans Staden, que aproxima mais ou menos a data da partida de João Sanches para a Europa, levando para Lisbôa comunicações do capitão-mór vicentino, além de uma carta de recomendação para o conde da Castanheira. Referido escritor dá como tempo da partida de Sanches, alguns meses antes de março de 1555. Cf. obra cit., pág. 464. Certamente João Sanches, que devia ter em muito boa conta a Hans Staden, não quis regressar para a Europa sem uma última tentativa para salvá-lo dos tupinambás. Feita esta e nada tendo conseguido, partiu para o seu destino logo depois, isto é, cerca de julho de 1554.

120) — Brás Cubas, do qual damos ampla noticia no nosso trabalho já citado “Os capitães-mores vicentinos”, estava então pela segunda vez governando a capitania. Substituiu Pedro Ferraz Barreto e por esta indicação de Staden, corrigimos que êste seu segundo governo se iniciou em meados de 1554. Governou até 1556, quando o substituiu Jorge Ferreira, que vemos nêsse posto a 20 de julho dêsse ano.

vagens planejam de novo uma expedição guerreira contra Bertoga”. Retorquiram que os seus índios também se preparavam muito e atacariam justamente a aldeia na qual me conservavam prisioneiro. Devia eu apenas manter bom ânimo. Deus disporia todas as coisas pelo melhor. Que eu visse bem que em nada me podiam ajudar. “Sim, disse eu, como mereço isso pelos meus pecados, é melhor que Deus aqui me castigue do que na vida eterna. Rogai a Deus para que me tire desta aflição”.

Recomendei-os então ao Senhor Deus. Queriam ainda conversar mais comigo, mas os nativos não me permitiram por mais tempo entreter-me com êles, e voltaram comigo para as cabanas.

Aí tomei as facas e os anzóis e dei-lh’os, dizendo: “Todas estas coisas deu-me meu irmão, o francês”. Perguntaram tudo o que havia êle conversado comigo. Respondi que havia ordenado a meu irmão que devia tratar de escapulir-se dos portugueses, viajar para nossa patria e voltar em um navio com muitas mercadorias, para vir buscar-me. Pois êles, os índios, eram gente ordeira e tratavam-me bem; por isso desejava recompensá-los quando o navio viesse. Precisava eu enganá-los dêste modo, sempre o melhor possível e isto muito os agradou.

Depois dêste fato se entrediziam: “Êle deve ser mesmo um francês. Queremos tratá-lo melhor daqui por diante”. Assim vivi eu mais algum tempo entre êles, persuadindo-os para que me tratassem bem, pois logo um navio viria por minha causa. De quando em quando me levavam também à floresta, e havia de ajudá-los se tinham algum quefazer.

---



## CAPÍTULO 39.

**Como os nativos tinham consigo um escravo que de continuo me caluniava, e que teria apreciado se me houvessem matado logo. Êle próprio foi morto e devorado em minha presença.**

Entre os índios vivia um cativo, da tribo dos carijós, que também eram hostis aos amigos dos portugueses. Tinha sido servo destes, mas fugira e os selvagens não matam ninguém que se refugia entre êles, a menos que cometa algo de invulgar. O fugitivo é conservado como escravo e deve servi-los.

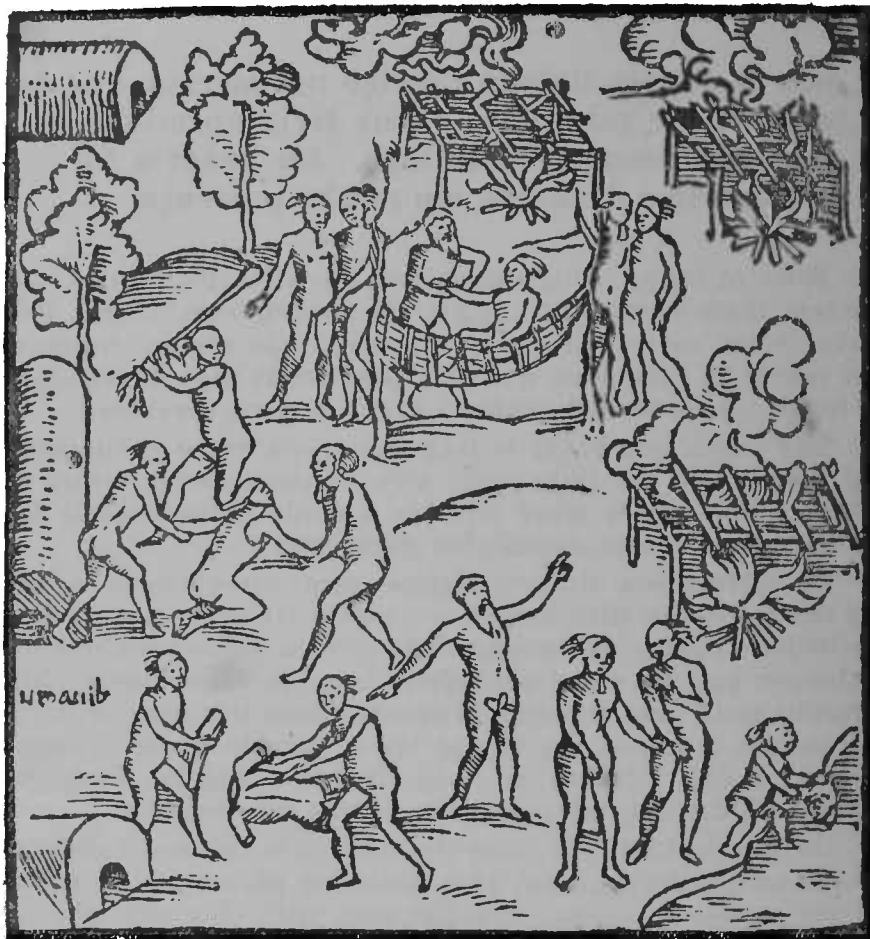
Êste carijó, que havia já três anos vivia entre os tupinambás, contou que me tinha visto com os portugueses e que eu atirara muitas vezes sobre aqueles, quando os mesmos lá haviam estado em suas expedições guerreiras.

Os portugueses tinham alguns anos antes morto a tiro um dos chefes dos tupinambás, e o carijó afirmava que eu fora o atirador. Insistia continuamente com os índios para que me matassem, pois eu era o verdadeiro inimigo, êle o havia visto. E mentia nisto tudo, pois que já estava, havia três anos, entre os tupinambás e apenas um ano se tinha escoado desde a minha chegada a São Vicente, de onde êle havia fugido. Pedia eu sempre a Deus que me protegesse contra esta calúnia.

No ano de 1554, por volta do sexto mês do meu cativeiro, ficou o carijó doente, e seu amo pediu-me para ajudá-lo a fim de que sarasse e pudesse apanhar caça para obtermos alguma coisa que comer. Pois eu sabia bem, disse o seu amo, que êle me daria uma parte, se o carijó lhe trouxesse caça. Se porém eu achasse que o escravo não sararia, queria mandá-lo de presente a um bom amigo, para que o matasse e obtivesse uma alcinha com isto.

Os índios têm dentes de um animal, que chamam paca. Afiam bem um destes dentes e com êle cortam o lugar da pele onde o sangue se acumula. Brota então o sangue, como quando se sangra alguém.

Estando o carijó doente, já havia nove ou dez dias, tomei um dente de paca e quis sangrar-lhe a veia mediana. Não pude abrí-la porém, pois o dente estava muito rombudo. Os demais nos rodeavam. Vi que era inútil e retirei-me. Então me perguntaram se êle ficaria são de novo. Respondi que nada tinha



23. — Acima, Staden tentando sangrar o escravo carijó doente. Ao lado esquerdo, o escravo carijó ao ser executado com golpe de ibirapema e abaixo, o esartejamento do seu corpo.

conseguido, como bem haviam visto, e disseram: “Vai morrer. Queremos matá-lo, antes que morra”. Ao que retruquei: “Não, não façais isto, talvez venha a sarar”

De nada valeu porém. Arrastaram-no diante da choça do chefe Guaratinga, e dois o mantiveram, pois estava tão doente

que não percebeu o que queriam fazer dêle. O homem, a quem haviam incumbido da matança, veio e deu-lhe uma pancada na cabeça, que fez saltar os miolos. Depois o largaram em frente da choça e queriam comê-lo. Adverti que não deviam fazê-lo; tratava-se de um homem que ficara doente, e êles podiam igualmente adquirir a doença. Não sabiam então que fazer, até que chegou um homem da minha cabana e gritou, ás mulheres, que deviam acender o fogo perto do morto. Decepeu-lhe a cabeça, pois o carijó tinha só um olho e tinha má aparência, por causa da moléstia que tinha tido. Atirou fora a cabeça, chamuscando a pele do corpo sobre o fogo. Picou-o depois, repartindo-o com os outros, em partes iguais, como é usado entre êles. Consumiram-no todo, menos a cabeça e tripas, das quais tiveram nojo, porque estava doente.

Andei por todas as choças. Numa assavam os pés, noutra as mãos, na terceira pedaços do corpo. Então lhes narrei como o carijó — que aí assavam e iam comer — sempre me caluniara, e lhes havia dito que eu matara a tiro alguns dos seus amigos, enquanto eu estivera junto dos portugueses. Isto era mentira, e êle nunca lá me tinha visto. “Sabeis bem pois, prossegui, que êle havia estado alguns anos entre vós, e nunca estivera doente. Agora porém o meu Deus ficara irado por causa da calúnia que êle tinha espalhado contra mim. Fê-lo adoecer, e nascer em vosso espírito a idéia de matá-lo e comê-lo. Assim agirá o meu Deus com todos os máus que me fizeram ou me façam sofrer!” A estas palavras se atemorizaram muitos dos índios. E agradei ao Deus todo poderoso por mostrar-se para comigo, em tudo, tão grande e tão benigno.

Portanto, peço ao leitor queira considerar o que escrevo. Dou-me a êste trabalho, não pelo prazer de escrever alguma coisa nova, mas exclusivamente para trazer à luz os benefícios que Deus me prestou !

Entrementes chegou o tempo em que queriam levar a efeito a guerra para a qual desde três meses se vinham preparando. Esperava eu sempre que nessa ocasião me deixassem em casa com as mulheres, quando partissem. Pretendia fugir então durante sua ausência.

## CAPÍTULO 40.

### **Como chegou um navio francês, comerciando os índios algodão e pau brasil. De bom grado teria ido ao navio, o que porém não estava determinado por Deus.**

Cerca de oito dias antes do início da expedição guerreira, chegou um navio francês em um porto, que dista oito milhas de Ubatuba <sup>(121)</sup>, ao qual os portugueses chamam Rio de Janeiro, e os índios, Niteroi. Aí costumam os franceses fazer carregamento de pau-brasil. Vieram num bote também até a nossa aldeia e compraram dos índios pimenta, macacos e papagaios. Um deles desceu em terra. Chamava-se Jacó, conhecia a língua dos selvagens, e negociou com êles. Pedí-lhe que me tomasse consigo no navio, mas meus amos disseram que não; não queriam entregar-me assim, mas obter por mim mercadorias. Nisto lhes pedí que me levassem ao navio; meus amigos lhes dariam bastantes mercadorias, ao que responderam: “Não, não são os teus verdadeiros amigos, pois já teriam os franceses, os que aqui estão no bote, dado a ti uma camisa, porque foste nú; mas êles não se ocupam contigo”. Assim era; repliquei no entanto que êles me vestiriam no grande navio, quando para lá fosse. Também isto não acreditaram. O navio não partiria

---

<sup>121)</sup> — Aqui se tem a evidência de ser relativamente pequena a distância entre a aldeia onde se achava prisioneiro Hans Staden e o porto do Rio de Janeiro ou Niteroi, no vocábulo indígena, que Ayres do Casal diz significar “água oculta”. Cf. “Corografia Brazílica”, Rio de Janeiro, 1817, vol. II, pág. 12. Aliás, as xilogravuras referentes aos capítulos trinta e oito e quarenta da primeira parte, mostram claramente que a ilha de “Ipaun-guassú”, que segundo o dr. Plínio Ayrosa é a Ilha Grande, está bem em frente a essa Ubatuba, colocada no litoral da terra firme. Esta assinalação é um dos elementos que fazem crer que a Ubatuba onde Staden permaneceu prisioneiro ficava na baía de Angra dos Reis ou na enseada de Mangaratiba. Leia-se para melhor compreensão o estudo do dr. Kloster em “Hans Staden-Zwei Reisen nach Brasilien — in der Sprache der Gegenwart übertragen von Karl Fouquet”. São Paulo, 1941, págs. 222-225.

tão cêdo; precisavam ir à guerra primeiro, e levar-me-iam a êle, quando voltassem,

Entretanto, os franceses queriam partir novamente, depois que o seu bote houvesse ancorado por uma noite na aldeia. Quando vi isto, pensei: O' tu, Deus bondoso, se êste navio tam-



24. — Staden procura escapar num navio francez, mas é repellido pela equipagem.

bem voltar à patria e não me levar, perecerei sem dúvida entre os índios, pois não se conta em absoluto com esta gente.

Com tal pensamento abandonei a choça e dirigi-me para o mar. Perceberam-no e correram-me ao encalço para apanhar-me. Corria-lhes à frente, repeli o primeiro que me alcançou e fugi, embora toda a aldeia estivesse atrás de mim.

Nadei para perto do bote. Quando porém quis entrar nêle, os franceses rechassaram-me. Pensavam que, se me levassem contra a vontade dos selvagens, podiam revoltar-se e tornar-se seus inimigos.

Então, desalentado, nadei de novo para a terra, e refleti: Vejo agora que é da vontade divina que permaneça por mais tempo ainda em desolação. Se, entretanto, não tivesse tentado fugir, ficaria pensando depois que tinha sido por minha própria culpa.

Quando voltei à terra, regosijaram-se os índios e gritaram: “Ei-lo que volta!” Fingi-me zangado e disse: “Pensais que vos quis assim fugir? Fui ao bote para dizer à gente da minha terra que deviam preparar-se e juntar para vós muitas mercadorias, até que voltásseis da guerra e me levásseis a êles” Isto os agradou e ficaram novamente satisfeitos.

---

## CAPÍTULO 41.

### **Como os selvagens partiram para a guerra, levando-me consigo, e o que aconteceu nesta expedição.**

Quatro dias depois reuniram, perto da aldeia de Ubatuba, algumas canoas, nas quais queriam partir para a guerra. Também o chefe Cunhambebe aí veio com suas embarcações. Disse então o meu amo que queria levar-me consigo; pedi porém que me deixasse em casa, e certamente êle o teria feito, se Cunhambebe não lhe houvesse ordenado levar-me. Agi assim, de modo a parecer que partia contra vontade, pois que teriam pensado, se tivesse ido de boa mente, que fugiria dêles à chegada na terra dos seus inimigos; e dêste modo haviam de vigiar-me um tanto menos. Era também meu intento escapar para o navio francês, se me deixassem em casa. Mas levaram-me consigo.

Eram trinta e oito canoas, guarnecidas cada uma com mais ou menos dezoito homens. Alguns dêles tinham feito profetizar sobre a guerra, através dos seus ídolos, sonhos e outras bobagens em que se atinham, de modo que marchavam confiantes para a empresa. Tinham intenção de dirigir-se para a região da Bertioiga, onde me haviam aprisionado, esconder-se

em redor do mato nas vizinhanças da povoação, e levar prisioneiros os inimigos que aí lhes caíssem às mãos.

Por volta de 14 de agosto de 1554 iniciamos esta expedição guerreira. Vem neste mês, como já se narrou, do mar para as correntes de água doce, para aí desovar, uma espécie de peixes. Em português chamam-nos tainhas; em espanhol, lisas e na língua dos nativos, piratís. Os índios chamam piracema a este tempo de desova (122). Nesta época partem eles todos para a guerra, tanto os tupinambás como os seus inimigos, e durante a marcha apanham e comem os peixes. Retardam-se na ida; na volta, porém, viajam o mais depressa que podem.

Esperava sempre que os amigos dos portugueses também estivessem pelo caminho, pois eles de certo queriam assaltar a terra dos tupinambás, como me tinham contado no navio, havia pouco tempo, os portugueses de lá.

Durante a viagem me perguntaram muitas vezes os índios se eu achava que eles aprisionariam alguém. Para não irritá-los, dizia-lhes que sim e acrescentava que os inimigos topariam conosco.

Uma noite acampamos num lugar que também se chama Ubatuba (123). Aí apanhamos muito peixe, piratís ou tainhas, que são tão grandes como um lúcio bem desenvolvido. Soprava um vento forte. Tagarelavam comigo e tinham muito que perguntar. Disse eu então: "Este vento sopra sobre muitos mortos". Como, porém, um outro grupo da sua gente, que também se achava a caminho em canoas, pelo rio Paraíba (124), tinha entrado na terra, pensavam eles que já tivessem esses

---

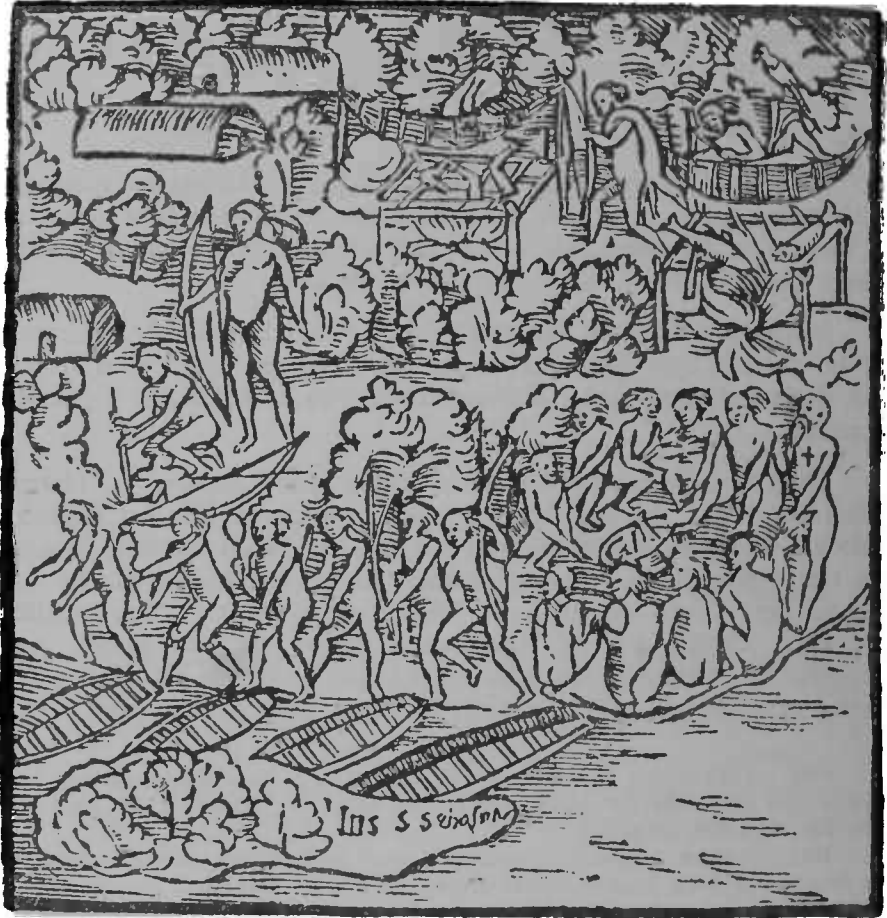
122) — Anchieta faz descrição idêntica na sua carta de São Vicente, fim de maio de 1560, publicada pelo dr. Miranda de Azevedo, São Paulo, 1900, pág. 10.

123) — Esta segunda Ubatuba é que parece ser, pelas indicações de Staden, a hoje cidade dêsse nome no litoral paulista.

124) — O caminho indígena para alcançar o vale do rio Paraíba era por Paratí. Num documento de 18 de junho de 1633 lê-se que Miguel Aires Maldonado pedia à condessa donatária da capitania de Itanhaem, lhe desse de sesmaria — "quatro leguas de terra com todos os portos e aguas que nelas se acharem tanto de largo como de cumprido e os campos que estão detraz da serra de Angra dos Reis para o sertão dela, para a banda do noroeste, aonde está um pico alto que chamam o Frade e é um caminho antigo sobre a dita serra, que está na mesma cordilheira dela sobre o rio de Paratí, por onde foi o capitão Martim de Sá para o sertão, com seu arraial e por onde ordinariamente se serviam e servem o gentio guaianá para vir de suas terras para o dito rio de Paratí" — Anais da Biblioteca Nacional, vol. 57, pág. 274.

talvez atacado a região do inimigo, e dêles poderiam alguns ter sido mortos. Como depois tive ciência, assim tinha acontecido.

Quando estávamos ainda a um dia de viagem distante da povoação que queriam atacar, acamparam numa capoeira em frente duma ilha, que é chamada pelos portugueses São Sebastião e pelos selvagens, Maembipe <sup>(125)</sup>. A tarde andou o



25. — Acampamento de tupinambás nas proximidades da ilha de São Sebastião.  
Vê-se Hans Staden de pé, assinalado com uma cruz.

chefe Cunhambebe pelo acampamento, no bosque, exortando-os, e disse que não deviam estar agora muito longe da terra do inimigo. Cada qual devia lembrar-se bem do sonho que tivesse à noite e cuidasse de sonhar algo feliz. Depois que êle

<sup>125)</sup> — Segundo Teodoro Sampaio significa “No estreito”.



acabou de falar, dansaram com os seus ídolos até à noite. Foram então dormir. Quando se deitava, disse o meu amo, que eu sonhasse também alguma cousa de bom. Respondi porém: “Não creio em sonhos, êles são falsos”. Acrescentou então: “Mesmo assim, entende-te com o teu Deus para que apanhemos inimigos”



26. - A luta entre tupiniquins e portugueses, com os tupinambás, nas proximidades de Boiçucanga. Ao fundo e à esquerda, os fortes de São Tiago (Bertioga) e de São Felipe (Santo Amaro).

Ao romper do dia reuniram-se os chefes em torno de uma igaçaba com peixes cozidos, que comiam, narrando uns aos outros os sonhos, até onde lhes aprazia. Alguns dansavam com os ídolos. Desejavam no mesmo dia chegar bem perto da terra

do seu inimigo, até um lugar chamado Boiçucanga (126), onde queriam ficar de espreita até à tarde.

À nossa partida do acampamento onde pernoitamos em frente à ilha de Maembipe, perguntaram-me os índios mais uma vez o que eu pensava que aconteceria. Disse a esmo: "Em Boiçucanga os inimigos virão ao nosso encontro. Sêde apenas corajosos". Minha intenção era fugir-lhes, quando chegássemos a Boiçucanga, pois o sítio, em que me haviam aprisionado, distava dela apenas seis milhas.

Enquanto seguíamos ao longo da costa, vimos de fato canoas que vinham de trás duma ilha ao nosso encontro. Exclamaram então os índios: "Lá vêm os nossos inimigos, os tupiniquins!" Quiseram esconder-se com as canoas atrás duma rocha para deixar que os outros se aproximassem descuidosamente. Eles nos perceberam porém e viraram em fuga para a sua morada. Remamos a toda força, durante bem quatro horas, atrás dêles, até que por fim os alcançamos. Eram cinco canoas cheias, todas de Bertioga.

Conhecia-os todos. Numa das cinco canoas se encontravam seis mamelucos, que tinham sido batizados, entre êles dois irmãos, Diogo e Domingos de Braga (127). Êstes dois se defenderam muito corajosamente, um dêles com um arcabuz, o outro com arco, e se mantiveram em suas canoas duas horas inteiras contra umas trinta embarcações dos nossos. Quando suas flechas se esgotaram porém, subjugaram-nos os tupinambás e os aprisionaram. Alguns, logo depois, foram mortos a golpes e a tiros. Ambos os irmãos não foram feridos, mas dois dos mamelucos tiveram ferimentos muito graves, assim como alguns dos tupiniquins, e entre êles uma mulher.

---

126) — Boiçucanga, como se vê na segunda xilogravura referente ao capítulo quarenta e um da primeira parte, era uma praia assinalada depois de Bertioga, partindo do sul para o norte. Ainda tem êsse nome e fica entre a ponta do Camburí e a Pontinha, antes da ilha de Toque-Toque. O vocábulo indígena quer dizer: "esqueleto da cobra grande" Plínio Ayrosa, obra cit., pág. 138.

127) — Os mesmos já referidos no capítulo quinze da primeira parte, filhos de Diogo de Braga, marceneiro.

## CAPÍTULO 42.

### Como trataram os prisioneiros durante a sua viagem de volta.

O lugar, onde os tupiniquins foram aprisionados, estava a duas boas milhas distante da costa. Remávamos então tão depressa quanto podíamos, de volta para a terra, a-fim-de acamparmos novamente no mesmo sítio que a noite passada. Pela tarde, pouco antes do pôr do sol, chegamos à terra, em Maembipe. Levou aí cada um seu prisioneiro para a sua cabana. Aqueles que estavam muito feridos foram arrastados à praia, mortos imediatamente e cortados em pedaços, segundo o seu costume, assando-se então a carne. Entre os que foram assados nessa noite, encontravam-se dois mamelucos que eram cristãos. Um dêles era um português por nome Jorge Ferreira, filho de um capitão <sup>(128)</sup>, que o havia tido de uma índia. O outro chamava-se Jerônimo. Havia capturado êste, um selvagem chamado Paraguá <sup>(129)</sup>, que morava comigo numa cabana. Paraguá assou Jerônimo durante a noite, a um passo mais ou menos da minha cama. Jerônimo (que Deus o tenha) era parente próximo de Diogo de Braga.

---

<sup>128)</sup> — Era o capitão-mór Jorge Ferreira, que governou a capitania vicentina de 1556 a 1558 e depois de 1567 a 1572. A índia aqui referida era aliás mameluca e sua legítima mulher, pois foi Joana Ramalho, filha de João Ramalho. O seu filho homônimo, referido por Staden, devia ser o primogênito, tendo tido o capitão-mór dêsse casamento mais três que sabemos: Marquesa Ferreira, casada com Cristovam Monteiro, Joana Ferreira, casada com Tristão de Oliveira e Baltasar Ferreira, que em 1564 matou na praia de São Vicente um monstro marinho, denominado "Ipuiára", fato narrado por Pero de Magalhães de Gandavo. Foi Jorge Ferreira quem reedificou a fortaleza de São Felipe, na Bertloga, em janeiro de 1557. Além do que sobre êle escrevemos no nosso citado trabalho "Os capitães-mores vicentinos", págs. 37 e 42, podemos acrescentar que terminado o seu segundo governo mudou-se para o Rio de Janeiro, para cuja fundação muito batalhara e ali veio a falecer pouco tempo depois.

<sup>129)</sup> — Traduz-se por "Papagaio", segundo Teodoro Sampaio.

Quando os selvagens acamparam naquela mesma noite, fui à choça em que mantinham os dois irmãos, para falar-lhes, pois já eram bons amigos meus do tempo em que fui aprisionado em Bertioga. Perguntaram-me se também seriam comidos; disse que deviam entregar isto à vontade do Pai celeste, e do seu querido Filho Jesus Cristo, que tinha sido crucificado por causa



27. - Desembarque dos prisioneiros feitos pelos tupinambás, nas proximidades da ilha de São Sebastião, após a vitória. Os prisioneiros muito feridos estão sendo mortos e esquartejados. Esse local era a primeira etapa da viagem de retorno para a aldeia de Ubatuba.

dos nossos pecados, e em cujo nome tínhamos sido batizados. “Creio nêle; tem-me salvaguardado há muito tempo entre os selvagens, e devemos contentar-nos com o que Deus nos destina”. Assim discurssei eu.

Mais tarde me perguntaram os dois irmãos o que se passava com o seu primo Jerônimo. Disse-lhes que estava sobre o fogo, assando, e que eu já tinha visto como se devorava um pedaço do filho do capitão Ferreira. Choraram então. Consolei-os porém, dizendo-lhes que sabiam bem que eu já estava mais ou menos oito meses <sup>(130)</sup> entre os índios, e Deus me havia preservado. “O mesmo fará êle convosco. Tende confiança nêle”. E acrescentei: “De veras tudo isto deve abalar-me mais do que a vós, pois sou de uma terra estrangeira e não estou habituado aos medonhos costumes desta gente. Vós, porém, aquí nascestes e fostes criados”. Sim, disseram êles, eu havia endurecido tanto nesta provação que não mais me comovia.

Quando assim nos entretínhamos, ordenaram-me os índios que deixasse os irmãos e fosse para minha choça, e perguntaram-me o que tinha para dizer-lhes durante tanto tempo. Penalizou-me que tivesse de abandonar os dois. Recomendei-lhes que se entregassem inteiramente à vontade de Deus; já conheciam a miséria que existia nêste vale de lágrimas. Responderam então que nunca a tinham sentido como agora, dizendo que, desde que cada homem devia morrer um dia pela deliberação divina, morreriam assim um pouco mais aliviados, pois eu tambem estava junto com êles.

Saí então da cabana e andei por todo o acampamento, olhando os prisioneiros. Ia só. Ninguém me prestava atenção. Poderia bem fugir, pois estávamos em frente à ilha Maembipe, distante apenas cerca de dez milhas de Bertioga. Não o fiz porém em consideração aos cristãos prisioneiros, dos quais quatro ainda estavam com vida, pois pensava que, se fugisse, se zangariam os índios e matariam logo os cativos; e talvez Deus nos conservasse a todos. Deliberei então ficar junto dêles e encorajá-los; e assim fiz. Estavam portanto os selvagens bem intencionados para comigo, pois eu lhes havia profetizado — por acaso — dizendo que os inimigos viriam ao nosso encontro. Quando isto aconteceu, disseram que eu era melhor profeta do que os seus maracás.

---

130) — Meados de setembro de 1554.

## CAPÍTULO 43

### **Como dansaram os selvagens com os seus inimigos, quando acampamos no dia seguinte.**

No dia seguinte chegamos a um alto promontório, chamado Ocaraçú, <sup>(131)</sup> e que não fica distante da terra dos tupinambás. Os selvagens acamparam para aí passar a noite. Fui à choça de Cunhambebe, o chefe supremo, e perguntei-lhe o que pretendia com os mamelucos. Disse êle que deviam ser comidos e proibiu-me de lhes falar, pois estava muito encolerizado contra êles. Deviam ter permanecido em casa, e não ter ido à guerra combatê-lo com os seus inimigos. Como lhe pedisse que devia deixá-los viver e entregá-los aos seus amigos contra resgate, respondeu que deviam ser comidos.

Durante isto Cunhambebe tinha à sua frente um grande cesto cheio de carne humana. Comia de uma perna, segurou-m'a diante da boca e perguntou-me se tambem queria comer. Respondi: "Um animal irracional não come um outro parceiro, e um homem deve devorar um outro homem?" Mordeu-a então e disse: "Jauára ichê" "Sou um jaguar. Está gostoso" Retirei-me dêle, à vista d'isto.

Na mesma tarde ordenou que cada qual devia trazer o seu prisioneiro a um lugar, que ficava fronteiro ao bosque, junto do mar. Assim fizeram. Os índios se reuniram, formaram uma grande roda e colocaram dentro os prisioneiros. Estes deviam todos juntos cantar e matraquear com os ídolos, os maracás. Depois, um após outro, discursava com audácia, dizendo: "Sim, partimos, como fazem os homens corajosos, a-fim-de a vós, nosso inimigo, aprisionar e comer. Mas então tivestes a supremacia e nos capturastes. Isso não nos importa. Guerreiros valorosos morrem na terra dos seus inimigos. E a nossa terra ainda é grande. Os nossos logo nos vingarão em vós". Ao que respon-

---

<sup>131)</sup> — Ainda hoje tem êsse nome e forma o promontório a sudoeste da baía de Paratí. Para Teodoro Sampaio o vocábulo significa "Praça Grande".

diam os outros: "Vós já exterminastes muitos dos nossos. Tal queremos vingar em vós". Quando terminaram de discursar assim, cada um conduziu de volta o seu prisioneiro ao seu abrigo.

Ao terceiro dia voltamos para sua terra. Tomaram consigo, em suas aldeias pátrias, os prisioneiros. Os de Ubatuba, entre



28. O acampamento de Ocaraçú, segunda etapa da viagem de retorno para a aldeia de Ubatuba. A dança a roda dos restantes prisioneiros.

os quais eu vivia, tinham capturado vivos oito indígenas, além de três mamelucos, que eram cristãos, a saber: Diogo, seu irmão e um terceiro, por nome Antônio. Este havia sido aprisionado pelo filho do meu amo. Dois mamelucos ainda, cristãos também, levaram assados para comê-los em casa. Gastamos ao todo onze dias entre ida e volta.

## CAPÍTULO 44

**Como ainda aquí estava o navio francês a cujo bordo me queriam levar quando voltassem da guerra. Tal me haviam mesmo prometido.**

Quando chegamos à sua patria, reclamei-lhes que deviam levar-me ao navio dos franceses, pois agora tinha estado com êles na guerra e ajudado na captura dos inimigos, pelo quê bem tinham conhecido que eu não era português.

Prometeram que aí me levariam, mas primeiro queriam descansar e comer o moquém, a carne assada dos cristãos.

---

## CAPÍTULO 45

**Como comeram o primeiro dos dois cristãos assados, a saber, Jorge Ferreira, o filho do capitão português.**

Em frente da minha choça ficava a do chefe Tatámirí.<sup>(182)</sup> Este guardava um dos cristãos assados e, segundo a praxe dos índios, fazia preparar a bebida. Juntava-se muita gente, bebiam, cantavam e aprontavam uma grande festança. No dia seguinte, depois da bebedeira, aqueciam de novo a carne assada e comiam-na. A carne do outro porém, do Jerônimo, foi pendurada na cabana em que eu estava, numa cesta sobre o fumeiro, durante três semanas talvez, até que ficou seca como um pau. Que ela assim ficasse pendurada, esquecida sobre o fogo, durante tanto tempo, tinha a sua razão: o selvagem, a quem ela pertencia, chamava-se Paraguá. Êle tinha partido à procura de raizes para o preparo da bebida, que se precisa para o festim anterior ao banquete. Assim se passava o tempo; não me que-

---

<sup>182)</sup> — Traduz-se por "Foguinho".

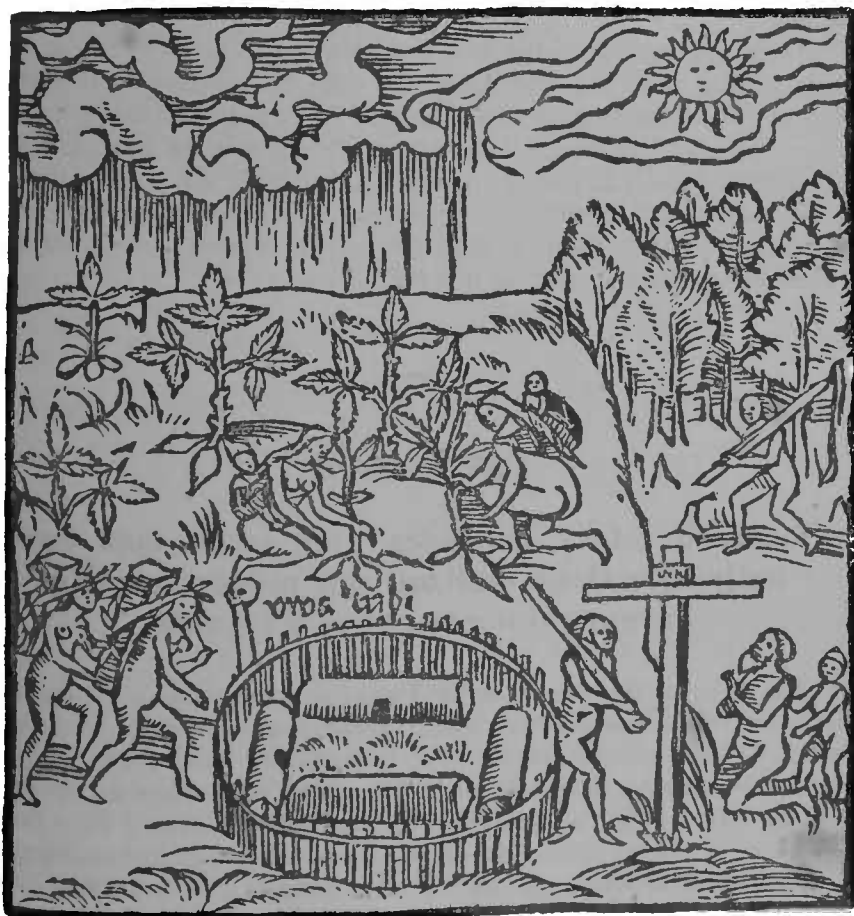


riam levar ao navio antes que a festa tivesse sido realizada e o Jerônimo, devorado. Entrementes havia largado de novo o navio francês, que ancorara a cerca de oito milhas distante.

Quando soube disto, fiquei muito triste. Mas disseram-me os índios que os franceses costumavam voltar todos os anos, e com esta notícia devia satisfazer-me.

## CAPÍTULO 46

### Como Deus Todo Poderoso operou um prodígio.



29. - A direita, Staden orando em agradecimento da realização de um milagre, junto a uma cruz, erguida na aldeia de Ubatuba. À esquerda, mulheres trabalhando com seus filhos enfaixados às costas.

Eu tinha feito uma cruz de varas grossas e a plantara em frente à choça em que morava. Aí orava ao Senhor muitas vezes. Recomendara aos selvagens que não a arrancassem, pois disso podia resultar-lhes uma desgraça; não acreditaram entretanto na minha palavra. Enquanto um dia me ausentei com êles para a pesca, uma mulher arrancou a cruz e deu-a ao seu marido. Para ela devia êle — como a madeira era redonda — esfregar-lhe em cima as conchas dos caracóis marinhos, de que fazem uma espécie de rosário. Isto muito me desgostou. Logo depois começou a chover fortemente, durante muitos dias. Vieram então à minha choça e exigiram que eu devia entender-me com o meu Deus para que a chuva cessasse. Pois o seu tempo de plantação já havia chegado, e se não parasse a chuva, não poderiam plantar.

Respondi que a culpa era sua. Haviam encolerizado o meu Deus, arrancando o lenho junto do qual eu costumava falar-lhe. Como acreditassem que êles mesmos tinham provocado a chuva, ajudou-me o filho do meu amo a erigir uma nova cruz. Isto foi, a julgar pelo sol, mais ou menos a uma hora da tarde. Quando se levantou a cruz, tornou-se o tempo belo, embora tivesse estado muito ruim de manhã. Admiraram-se todos e pensaram que o meu Deus fazia o que eu queria.

---

## CAPÍTULO 47

### **Como eu estava na pesca uma tarde, com dois nativos, e Deus realizou um milagre comigo durante violenta chuva e furacão.**

Eu estava na pesca com Paraguá, um dos mais nobres selvagens — o que havia assado Jerônimo — e mais um outro índio. Ao começo do crepúsculo, levantou-se uma forte tempestade. Chovia não longe de nós, e o vento trazia-nos a borrasca. Pediram-me então os dois nativos que falasse com o meu Deus para que a chuva não nos atrapalhasse. Talvez apanhássemos mais peixe. Pois sabia eu bem que na cabana não tínhamos nada para comer.

Estas palavras me comoveram e pedi ao Senhor, de todo o coração, provar em mim o seu poder, desde que os selvagens de

mim o exigiam, e para que vissem como o meu Deus sempre está comigo. Quando terminei a oração, veio rugindo o vento, com a chuva, e choveu até cerca de seis passos de nós. Porém lá, onde estávamos, ficou seco, ao que Paraguá exclamou: “Agora vejo que falaste com o teu Deus.” Apanhamos também depois algum peixe.



30. - A expedição para pesca. Vê-se Staden aranda. À esquerda e ao fundo, a tempestade que não atingiu a local da pesca.

De volta à choça contaram ambos que eu havia falado com o meu Deus, e o que então se passara. Com tal se admiraram os outros selvagens.

Eu tinha feito uma cruz de varas grossas e a plantara em frente à choça em que morava. Aí orava ao Senhor muitas vezes. Recomendara aos selvagens que não a arrancassem, pois disso podia resultar-lhes uma desgraça; não acreditaram entretanto na minha palavra. Enquanto um dia me ausentei com êles para a pesca, uma mulher arrancou a cruz e deu-a ao seu marido. Para ela devia êle — como a madeira era redonda — esfregar-lhe em cima as conchas dos caracóis marinhos, de que fazem uma espécie de rosário. Isto muito me desgostou. Logo depois começou a chover fortemente, durante muitos dias. Vieram então à minha choça e exigiram que eu devia entender-me com o meu Deus para que a chuva cessasse. Pois o seu tempo de plantação já havia chegado, e se não parasse a chuva, não poderiam plantar.

Respondi que a culpa era sua. Haviam encolerizado o meu Deus, arrancando o lenho junto do qual eu costumava falar-lhe. Como acreditassem que êles mesmos tinham provocado a chuva, ajudou-me o filho do meu amo a erigir uma nova cruz. Isto foi, a julgar pelo sol, mais ou menos a uma hora da tarde. Quando se levantou a cruz, tornou-se o tempo belo, embora tivesse estado muito ruim de manhã. Admiraram-se todos e pensaram que o meu Deus fazia o que eu queria.

---

## CAPÍTULO 47

### **Como eu estava na pesca uma tarde, com dois nativos, e Deus realizou um milagre comigo durante violenta chuva e furacão.**

Eu estava na pesca com Paraguá, um dos mais nobres selvagens — o que havia assado Jerônimo — e mais um outro índio. Ao começo do crepúsculo, levantou-se uma forte tempestade. Chovia não longe de nós, e o vento trazia-nos a borrasca. Pediram-me então os dois nativos que falasse com o meu Deus para que a chuva não nos atrapalhasse. Talvez apanhássemos mais peixe. Pois sabia eu bem que na cabana não tínhamos nada para comer.

Estas palavras me comoveram e pedi ao Senhor, de todo o coração, provar em mim o seu poder, desde que os selvagens de

mim o exigiam, e para que vissem como o meu Deus sempre está comigo. Quando terminei a oração, veio rugindo o vento, com a chuva, e choveu até cerca de seis passos de nós. Porém lá, onde estávamos, ficou seco, ao que Paraguá exclamou: “Agora vejo que falaste com o teu Deus.” Apanhamos também depois algum peixe.



30. A expedição para pesca. Vê-se Staden aranda. À esquerda e ao fundo, a tempestade que não atingiu o local da pesca.

De volta à choça contaram ambos que eu havia falado com o meu Deus, e o que então se passara. Com tal se admiraram os outros selvagens.

## CAPÍTULO 48

### Como comeram Jerônimo, o segundo dos dois cristãos assados.

Quando o índio Paraguá reuniu todos os pertences — à cuja procura tinha saído, como se mencionou acima — fez preparar as bebidas. Estas se destinavam ao festim depois do qual devia ser comida a carne de Jerônimo. Depois do festim trouxeram-me os dois irmãos e mais um outro indivíduo de nome Antônio, que havia sido capturado pelo filho do meu amo, de sorte que eramos quatro cristãos juntos. Tivemos que beber com êles, mas antes de começarmos, rogamos a Deus que fosse misericordioso para com a alma de Jerônimo e também para conosco, quando chegasse a nossa hora. Os selvagens taramelavam conosco, em alegre azáfama; nós, porém, nos sentíamos muito infelizes.

Na manhã seguinte cedo, cozeram de novo a carne e comeram-na. Em pouco tudo foi consumido.

Ainda no mesmo dia me levaram para dar-me de presente. Diogo e seu irmão pediram-me, à despedida, que orasse a Deus por êles e dei-lhes instruções para o caso de ser-lhes possível fugir. Expliquei-lhes por onde deviam andar na serra, <sup>(133)</sup> pois a conhecia bem, para que os inimigos não lhes pudessem seguir o rasto. Como soube mais tarde, assim o fizeram; livraram-se, e fugiram. Se foram de novo presos, não sei <sup>(134)</sup>.

---

<sup>133)</sup> — Um trabalho interessante sobre as trilhas indígenas do século XVI, na capitania de São Vicente, foi escrito por Gentil de Assis Moura e publicado na Rev. Trim., vol. LXXXVII, págs. 419-430. Aparecem aí os vários caminhos chamados do mar e que irradiavam de diversos pontos desde Angra dos Reis até Cananéa.

<sup>134)</sup> — Não o foram e Domingos de Braga ainda combateu os tamoios na luta final do Rio de Janeiro em 1567 e em 1572 a camara de São Paulo o denunciava como pernicioso traficante de índios mansos. A. de Taunay, "Hist. Geral das Bandeiras", I, pág. 151.

## CAPÍTULO 49.

### Como me levaram para dar-me de presente.

Partiram os nativos comigo para Taquaraçú-tiba <sup>(135)</sup>, onde me queriam dar de presente. Quando tínhamos nos afastado um pedaço da terra, voltei-me para as choças que abandonáramos e vi uma nuvem preta pairando sobre elas. Mostrei-a aos índios, dizendo-lhes que o meu Deus se enfurecera contra a aldeia por que haviam comido carne cristã, e assim por diante.

Como me trouxeram então para Taquaraçú-tiba, entregaram-me a um chefe chamado Abatí-poçanga, <sup>(136)</sup> recomendando-lhe que não devia causar-me, nem deixar que me causassem dano, pois o meu Deus se vingaria daqueles que me fizessem algum mal. Isto tinham visto quando eu ainda me achava com êles, e também eu mesmo o advertira: logo viriam meus irmãos e amigos com um navio cheio de mercadorias, e se me tratassem bem, eu lh'as daria; eu sabia certamente que o meu Deus logo faria vir o navio de meus irmãos. Isto lhes agradou. O chefe chamou-me de filho, e com os seus filhos ia à caça.

---

<sup>135)</sup> — Significa "Sitio dos taquaruçús", segundo Teodoro Sampaio.

<sup>136)</sup> — Quer dizer "Caldo de milho".

## CAPÍTULO 50.

### **Como os selvagens da mesma povoação narraram-me a partida do navio francês acima mencionado.**

Contavam-me êles como o último navio, o “Marie Bel’Eté”, vindo de Dieppe, no qual eu gostaria de ter viajado, tinha aí sido carregado inteiramente com pau brasil, pimenta, algodão, penas, macacos, papagaios e mercadorias semelhantes, que não há em Dieppe. No porto do Rio de Janeiro tomaram os franceses (137) um navio lusitano e deram um português a Itavú, um chefe dos índios, que o havia comido. Também estava no mesmo navio o francês que havia aconselhado aos selvagens — logo depois que eu fui aprisionado — que me comessem, e queria retornar ao seu país. Era o mesmo navio de que acima falei, quando fugi dos nativos, e cheguei ao bote, mas não me quiseram levar. Perdeu-se em sua viagem de regresso à pátria. Quando mais tarde voltei para a França num outro navio, ninguém sabia do seu paradeiro. Sobre isto ainda tornarei.

---

137) — Sobre o comércio dos franceses com os indígenas do Brasil e a frequência das suas viagens, no século XVI, vide de preferência os trabalhos de A. G. de Araujo Jorge, “O Brasil e a França no século XVI”, na Rev. Trim., vol. LXXVII, 2.ª, págs. 193-217. — Paul Gaffarel, “Histoire du Brésil français au seizième siècle”, Paris, 1878, e Gomes de Carvalho, “Dom João III e os franceses”, Lisboa, 1909.



## CAPÍTULO 51.

### **Como eu logo depois fui dado de presente, e como veiu da França um outro navio, o “Catherine de Vetteville” que, pela graça de Deus, me resgatou.**

Estava eu, havia catorze dias mais ou menos, no vilarejo Taquaraçú-tiba, em casa do chefe Abatí-poçanga, quando um dia me procuraram alguns selvagens e disseram que tinham ouvido atirar. Devia ser no porto de Niteroi, que também é chamado Rio de Janeiro. Como eu então estava seguro de que um navio aí se achava, pedi-lhes que para lá me conduzissem, pois seriam talvez os meus irmãos. Prometeram-me, mas retiveram-me, contudo, ainda alguns dias.

Entrementes haviam ouvido dizer os franceses, que tinham chegado a Niteroi, que eu vivia entre os índios. Então enviou o capitão duas pessoas do seu navio com alguns chefes dos selvagens que lhes eram amigos, ao lugar em que me encontrava. Foram êles a uma choça, que pertencia ao chefe Coó-uara-açú, <sup>(138)</sup> e que ficava bem próxima daquela em que eu estava. Os selvagens anunciaram-me que dois homens do navio haviam vindo. Dirigi-me a êles e dei-lhes as boas vindas na língua dos nativos. Quando me viram aproximar tão miserável, tiveram compaixão de mim e deram-me alguma coisa de suas vestes. Perguntei por que haviam vindo. Responderam que por minha causa. Tinha-lhes sido ordenado trazer-me a bordo, e isto deviam êles empreender por todos os meios.

Alegrei-me então de todo o coração pela misericórdia divina e disse a um dos dois, que se chamava Perot e conhecia a língua indígena, que devia declarar que era meu irmão e que me havia trazido alguns caixões cheios de mercadorias, a-fim-de que os índios me levassem ao navio, indo buscar os

---

<sup>138)</sup> — Traduz-se no dizer de Teodoro Sampaio por “O consílio”.

caixões. Além disso precisava dizer que eu queria permanecer entre eles para juntar pimenta e outras mercâncias, até que o navio retornasse no próximo ano.

Com estas informações levaram-me também ao navio, e meu amo mesmo me acompanhou. A bordo tiveram todos pena de mim, tendo-me feito muitas gentilezas.

Quando estávamos desde cerca de cinco dias no navio, perguntou-me o cacique Abatí-poçanga — a quem eu tinha sido enviado de presente — onde estavam os caixões; devia fazer com que m'os dessem, e depois poderíamos logo voltar para casa. Participei tal desejo ao capitão. Este me ordenou que devia eu entreter o chefe até que o navio tivesse toda a sua carga feita, para que não se zangassem e criassem contratemplos, quando vissem que me retinham a bordo, ou urdissem alguma traição. Eram gente em que não se podia confiar. Mas o meu amo, o cacique, queria a todo o transe recambiar-me para casa. Apesar disso consegui iludí-lo com palavras algum tempo. Disse-lhe que não devia ter tanta pressa, pois bem sabia que os bons amigos quando se encontravam, não podiam separar-se tão rápidamente. Quando os franceses partissem de novo com o seu navio, havíamos de voltar à sua cabana. Assim o detive.

Quando o navio por fim ficou pronto para a viagem, reuniram-se os franceses todos a bordo. Eu estava entre eles, e meu amo, o principal, também aí estava com as pessoas que o tinham acompanhado. O capitão do navio fez saber aos índios, através do seu intérprete, que muito lhe agradava que não me tivessem matado, embora me houvessem aprisionado entre os seus inimigos. Depois lhes fez dizer, a-fim-de mais fácilmente e de maneira digna libertar-me dêles, que me havia feito vir a bordo para presentear-lhes com alguma coisa, pois me tinham cuidado tão bem. Era igualmente sua intenção dar-me algumas mercadorias, para que permanecesse entre os índios, até que êle retornasse — pois que eu já lhes era conhecido — para juntar pimenta e outras mercadorias de que êle podia carecer.

Tínhamos entretanto combinado, antes, que cerca de dez homens da guarnição, os quais tinham alguma semelhança comigo, à vista disso agissem em comum e simulassem que eram meus irmãos e queriam levar-me consigo para casa. Tal desejo tinha sido exposto aos índios. Meus irmãos, de modo nenhum, queriam que eu voltasse com eles a terra. Eu precisava tornar ao lar, pois nosso pai desejava ver-me ainda uma vez

antes de morrer. Então fez o capitão dizer aos selvagens que, de fato, êle era o comandante do navio, e gostaria que eu voltasse com êles à terra. Mas que êle era apenas um único e meus irmãos, muitos. Nada podia fazer contra êles. Êste pretexto servia apenas para liberta-me dos índios por bem. E eu disse tambem ao meu amo, o cacique, que gostaria de retornar com êle à casa, mas bem via que os meus irmãos não o queriam consentir. Principiou então a vociferar, dizendo — posto que queriam levar-me consigo a todo transe — devia eu então voltar novamente com o primeiro navio, pois me havia tratado como filho e ficado muito enraivecido com os de Ubatuba, porque me tinham querido comer. E uma de suas mulheres, que estava junto a bordo, teve, segundo o seu costume, de lamentar-me em altas vozes e lastimei-me tambem, como entre êles é hábito. Depois de tudo isto, deu-lhe o capitão algumas bugigangas, facas, machados, espelhos e pentes, no valor de cinco ducados mais ou menos, com o que partiram à terra em busca de suas habitações.

Assim me livrou o Senhor todo poderoso, Deus de Abraão, de Isaác e Jacó, do poderío dos barbaros cruéis. A êle louvor, glória e honra, em Jesus Cristo, seu querido filho, e nosso salvador. Amen.

---

## CAPÍTULO 52

### **Como se chamavam o capitão e o piloto; de onde provinha o navio; o que aconteceu antes da nossa partida e quanto tempo levamos na nossa viagem para a França.**

O capitão do navio se chamava Guilherme de Moner; o piloto, Francisco de Schantz e o navio, Catherine de Vetteville <sup>(139)</sup>.

Aprestou-se o navio, a-fim-de velejar para a França. Nisso, veio uma manhã, quando ainda estávamos no porto do Rio de Janeiro, um pequeno navio português e quis partir da

---

<sup>139)</sup> — Vetteville é uma povoação do departamento do Seine-Inférieure (França).

baía. Havia comecado com os maracajás, uma tribo de índios que tem amizade com os portugueses, e cuja região se limita com a terra dos tupiniquins <sup>(140)</sup>, os amigos dos franceses. As duas tribus vivem em intensa hostilidade. Era o navio que, como já se disse, devia resgatar-me dos selvagens. Pertencia a um feitor



31. — Combate do bote dum navio francês e canoas com selvagens, contra um pequeno navio português, pertencente a Pedro Roesel, na baía do Rio de Janeiro.

140) — Aqui houve um engano de Staden pois êle quis escrever tupinambás e não tupiniquins. Na xilogravura que se estampa acima vê-se perfeitamente o que aqui corrigimos, pois ali figuram as aldeias dos maracajás e dos tupinambás como vizinhos. Os maracajás e os tupiniquins eram amigos dos portugueses e inimigos dos tupinambás e de seus aliados os franceses.

de nome Pedro Roesel <sup>(141)</sup>. Os franceses equiparam seu bote com artilharia, avançaram para os portugueses dentro da baía e quiseram dar caça ao navio. Levaram-me consigo. Devia falar com os inimigos e intimá-los a se renderem. Quando, entretanto, atacamos o navio, repeliram-nos os portugueses. Alguns franceses aí foram mortos à bala e outros feridos. Também fui ferido gravemente por um tiro, muito mais gravemente do que qualquer um dos outros feridos que permaneceram com vida. Em minha angústia recorri ao Senhor, pois pensei que deveria morrer, e pedi ao Pai bondoso quisesse conservar-me a vida, depois que me havia salvo do jugo dos tiranos, para que pudesse voltar à terra cristã e apregoar também a outras gentes os benefícios que me havia prodigalizado. E fiquei de novo completamente bom. Seja louvado o Deus magnânimo para todo o sempre!

No ano da graça de 1554, no último dia de outubro, <sup>(142)</sup> desferramos as velas no porto do Rio de Janeiro e rumamos para a França. Tivemos bom vento no mar, de sorte que a tripulação se admirava e dizia que um tal vento devia ser uma dádiva especial de Deus, o que era verdade. Manifestamente o Senhor nos concedia um milagre no mar.

Na véspera de Natal vieram à proximidade do navio muitos peixes, a que chamam golfinhos. Pescamos tantos deles que durante alguns dias pudemos fartar-nos. Também para a noite dos Santos Reis brindou-nos o Senhor com pescaria abundante. Fora do que Deus do mar nos dava, não tínhamos muito para comer.

Por volta de vinte de fevereiro de 1555 chegamos à França, na cidadezinha de Honfleur, que fica na Normandia. Durante toda a viagem de volta, cerca de quatro meses, não vimos terra. Ajudei-os então a descarregar o navio, e quando estávamos prontos, agradei a todos pelo benefício feito. Depois pedi ao capitão um passaporte. Teria êle preferido que ainda fizesse

---

<sup>141)</sup> — Alemão, administrador dos Schetz em São Vicente, como já referimos. Foi homem muito rico. Deve ter vindo para o Brasil por iniciativa de João van Hielst, flamengo, morador em Lisbôa, continuando no entanto na gerência do engenho de São Jorge quando êste passou a pertencer apenas aos Schetz. Muito ajudou aos náufragos da armada de Sanabria e João de Salazar confessava em testamento dever-lhe a quantia de sessenta ducados por escritura publica e d. Mencia Calderón de Sanabria dizia em carta que lhe era devedora de mais de duzentos ducados.

<sup>142)</sup> — Findavam aqui os nove meses e meio que Hans Staden permaneceu em meio dos tupinambás.

uma viagem em sua companhia. Como visse porém que eu não queria ficar, obtive-me um passaporte com o senhor almirante, o mais alto comandante em Normandia. Este fez levar-me à sua presença, quando ouviu falar de mim, e deu-me o passaporte. Meu capitão deu-me ainda algum dinheiro para a viagem. Despedi-me e zarpei de Honfleur para Le Havre Neuf e daí para Dieppe.

### CAPÍTULO 53.

#### **Como em Dieppe fui conduzido à casa do capitão do Bel'Eté, o navio que partira do Brasil antes de nós, e que ainda não tinha regressado à pátria.**

Era de Dieppe o último navio, o "Marie Bel'Eté", no qual queria voltar para a França o intérprete que havia dito aos índios que me devorassem. Também de lá eram, assim como o capitão dêsse navio, os homens que não quiseram tomar-me no seu bote quando fugi dos selvagens. Conforme me contaram os índios, havia-lhes dado o capitão um português para comerem, quando, como acima se disse, tomou um navio dos mesmos.

O "Bel'Eté", e sua tripulação, não tinha ainda voltado quando cheguei a Dieppe, embora devesse já estar, três meses antes de nós, na pátria, considerando que o nosso navio, o "Catherine de Vetteville", estivera no Brasil três meses depois dêles, e me havia resgatado.

As mulheres, parentes e amigos dessa gente vieram ver-me e perguntaram se dela nada havia sabido. Respondi: "Sim, certamente soube alguma cousa dêles. Há, em parte, gente ímpia no navio. É-me indiferente onde ficaram." Então contei-lhes como um da guarnição, que estava na terra estrangeira entre os nativos, ordenara a êstes que me comessem. Mas Deus todo poderoso me havia protegido. Contei-lhes ainda como essa gente havia se dirigido em seu bote para as cabanas em que eu estava preso, no intuito de traficar com os índios pimenta e macacos; como fugi dos selvagens, nadando para o seu bote, mas não me quiseram receber, de sorte que tive de voltar à terra com os nativos, o que me causara então grande mágua e desalento. Também havia essa gente dado aos índios um português, que tinha sido comido. De mim não tinham tido nenhuma comiseração. De tudo isto concluí como o bom Deus foi liberal

para comigo, de modo que por graça cheguei antes desta gente, para trazer aos seus estas novas. “Que venham quando quizerem”, continuei; “posso adiantar-vos que Deus não deixa sem punição tamanha impiedade e malvadez — Deus os perdôe! — o quê cometeram contra mim na terra alheia. Cedo ou tarde chega o castigo, pois Deus, o Senhor dos Céus, bem manifestamente se apiedou da minha súplica!” E mais: “Àqueles que me resgataram dos selvagens, correu-lhes bem a volta. Esta é a verdade. Deus nos deu tempo magnífico, bons ventos, e peixe das profundezas do mar”.

Isto impressionou grandemente, e perguntaram se eu achava que os seus parentes ainda viviam. Para não tirar-lhes toda a esperança, disse-lhes que talvez pudessem ainda voltar, embora todos, e eu também, acreditássemos que êles, com o navio, haviam perecido.

Depois destas conversas, despedi-me e disse-lhes que podiam participar aos seus parentes, quando chegassem, que Deus me favorecera e que eu aí tinha estado.

De Dieppe seguí de navio para Londres, na Inglaterra. Lá permaneci alguns dias, continuando depois para a Zelândia e daí para Antuérpia. Assim Deus, todo poderoso, a quem tudo é possível, ajudou-me a voltar à pátria. A êle perene louvor! Amen.

### **Minha oração a Deus Senhor, quando estava em poder dos selvagens que me queriam devorar.**

Ó tú, todo poderoso, que creaste o Céu e a Terra; tú, Deus dos nossos patriarcas Abraão, Isaac e Jacó; tú, que tão poderosamente guiaste o teu povo d'Israel através do Mar Vermelho, livrando-o do seu inimigo; tú, que protegeste Daniel entre os leões: a ti peço, ó tú, sempre soberano, queiras salvar-me das mãos dêstes homens cruéis, que não te conhecem, pelo amor de Jesus Cristo, teu querido filho, que os prisioneiros salvou de eterno cárcere. Se porém, Senhor, é de tua vontade que padeça eu morte tão desnaturada desta gente, que não te conhece, e que, quando de ti lhes falo, me respondem que tú não tens poder para livrar-me das suas mãos — sustenta-me na última hora, quando executarem em mim suas intenções, de modo que não duvide da tua misericórdia. Se devo padecer tão grande aflição, dá-me depois paz e preserva-me da miséria na vida futura, diante da qual se atemorizaram todos os nossos antepassados. Pois, Senhor, podes livrar-me por certo do seu

poder. Ajuda-me, sei que me podes ajudar! E quando me houveres ajudado, não o atribuirei à sorte, mas somente à tua mão poderosa, que me terá salvado. Pois agora, nenhum poderío humano logrará ajudar-me. E quando me tiveres arrancado do seu poder, hei de louvar teu benefício, e trazê-lo à luz dentre todos os povos onde estiver. Amen.

Não creio que alguém possa orar contrito  
Desde que não o atinjam o perigo, a persecução e a dôr.  
O morto não pode viver pela sua vontade,  
A criatura não pode ir contra o Criador.  
Justamente para com o homem, a quem manda a dôr,  
Mostra-se Deus em verdade generosamente bom.  
E ninguém ousa duvidar  
Que a dôr é favor divino.  
Nenhuma esperança nem defesa encontra, nunca,  
Senão aquele que se arma da fé e da palavra do Senhor.  
Por isso todo homem teme a Deus  
Nada de melhor pode ensinar a seus filhos  
Do que fazer-lhes compreender a palavra divina  
E a ela entregar-se na desgraça.  
Por fim, caro leitor, não penses  
Que eu à procura de fama e honrarias  
Escreví êste livrinho;  
Outro motivo moveu-me o esforço:  
Foi feito para glória e louvor ao Todo Poderoso,  
Que conhece o coração e pensamento humano.  
A êle, caro leitor, te recomendo;  
Queira êle também para sempre proteger-me!

---

#### FIM DO PRIMEIRO LIVRO





## Livro Segundo

# A TERRA E SEUS HABITANTES

Pequeno relatório verídico  
sobre a vida e costumes  
dos tupinambás dos quais  
fui prisioneiro.



Habitam a América; sua terra fica a 24° de latitude sul,  
limitando com uma região que é chamada Rio de Janeiro.



33. - Dois chefes tupinambás, com os corpos emplumados e ostentando, o da esquerda, tembeté e um ibirapema e o da direita, tembetá, acan-gatára, enduape e um arco e flexas.

## CAPÍTULO 1.

### **Como se viaja de Portugal ao Rio de Janeiro, que fica na América a cerca de 24 graus de latitude sul.**

Lisboa é uma cidade de Portugal e fica a 39 graus ao norte do Equador. Quando se quer viajar de Lisboa à província do Rio de Janeiro, na terra do Brasil, que também se chama América, vai-se primeiro às ilhas Canárias. Pertencem ao rei da Espanha, e seis delas devem ser aqui mencionadas: Grã-Canária, Lanzarote, Fuerteventura, Ferro, Palma e Tenerife (143).

Daí segue-se para um grupo de ilhas, que se chamam do Cabo Verde, isto é, ilhas do promontório glauco. Este promontório fica na terra dos pretos, que também se chama Guiné. Esse grupo de ilhas, sob o trópico de Cancer, pertence ao rei de Portugal.

Das ilhas do Cabo Verde veleja-se rumo sudoeste-sul para a terra do Brasil. O mar é grande e amplo. Singra-se muitas vezes três meses para alcançar-se terra, primeiro passando o trópico de Cancer, que fica para trás, depois o Equador. Quando se deixa este ao norte, não se pôde mais ver a estrela do Norte, que também se chama estrela Polar Norte. Então se chega à altura do trópico de Capricórnio e viaja-se com sol a pino. Quando se deixa o trópico do Capricórnio, em direção ao sul, olhando-se para o norte, vê-se o sol.

Entre os dois trópicos impera de contínuo grande calor, e a terra citada do Brasil fica em parte na região inserta nos trópicos.

---

143) — O arquipélago das Canárias compõe-se ao todo de treze ilhas e ilhótas.

## CAPÍTULO 2.

### Como está situada a terra da América ou Brasil, que em parte eu ví.

A América é uma terra vasta. Lá existem muitas tribus de homens selvagens com muitas línguas diversas, e numerosos animais esquisitos. Tem um aspecto agradável. As árvores estão sempre verdes; aí não medram as semelhantes às nossas hessianas. Os habitantes andam nús. Na parte da terra que fica entre os trópicos, em nenhum tempo do ano faz frio, como aqui, no dia de São Miguel, mas a terra ao sul do trópico do Capricórnio é um pouco mais fria. Aí vive uma tribo de índios que se chamam carijós. Servem-se de peles de animais selvagens, preparam-nas bem e cobrem-se com elas. Suas mulheres fazem tecidos de fio de algodão como sacos, abertos em cima e em baixo. Vestem-nos e chamam-nos em sua língua tipoi.

Existem também naquela região frutos terrestres e arbóreos dos quais se alimentam homens e animais. Os habitantes têm o corpo de côr pardo-avermelhada. Isto provém do sol, que os queima muito. E' gente capaz, astuta e maldosa, sempre pronta para perseguir os inimigos e devorá-los.

A terra da América estende-se, em comprimento, muitas centenas de milhas para o norte e para o sul. Velejei bem a distância de umas quinhentas milhas ao longo da costa, estive numa parte da terra, e em muitas povoações, em pessoa.

### CAPÍTULO 3.

## De uma grande cadêia de montanhas que existe na terra.

Existe aí uma cadêia de montanhas que se aproxima até três milhas do mar, nalguns lugares mais, noutros menos. Começa mais ou menos à altura da baía de Todos-os-Santos, — povoação que os portuguezes erigiram e habitam — estendendo-se num total de duzentas e quatro milhas ao longo da costa, até terminar a 29° ao sul do Equador. Por vezes tem oito milhas de largura. Do outro lado desta cadêia há terra tambem. Por entre as montanhas nascem muitos lindos cursos de água, e existe aí muita caça.

Na serra vive uma raça de índios, que se chamam guaianás (144). Não têm domicilio fixo, como os outros selvícolas que habitam defronte ou atrás dos montes, e fazem guerra contra todas as outras tribus. Quando indivíduos de tribus estranhas entram em seus domínios, comem-nos. O mesmo fazem os outros com êles. Vão atrás de caça nas montanhas, atiramna, ágeis, com o arco e empregam com dextreza outros petrechos, como laços e armadilhas, com que a apanham. Existe tambem na serra muito mel silvestre, que comem. Os índios conhecem geralmente o grito dos animais e o canto dos pássaros e valem-se disto para assim melhor espreitá-los e atirá-los. Acendem o fogo com dois pedaços de pau, como tambem os outros selvagens. A carne que comem, assam-na em geral. Perambulam com as mulheres e prole.

Quando acampam nas proximidades de terreno inimigo, levantam em torno de seus ranchos um trançado compacto de galhos que lhes serve tambem de abrigo contra o jaguar, de sorte que não se pode surpreendê-los sem mais nem menos.

---

144) — Há divergências entre os autores na descrição dos usos e costumes dos guaianás. A bibliografia sobre esta tribu é apreciável, firmando que não pertencia à raça tupi.

Fincam também no solo espinhos pontudos, chamados maracá-ibá, em volta de suas palhoças — como aqui se põem armadilhas de pé. Isto fazem por medo dos seus inimigos. Alimentam uma fogueira durante toda a noite. Quando rompe o dia, extinguem-na, a-fim-de que não se aviste a fumaça e não se lhes siga o rasto.

Deixam crescer os cabelos e as unhas. Como outros gentios, têm as matracas chamadas maracás, que consideram deuses. Organizam também festins e dansas. Cortam com dentes de animais selvagens e racham com cunhas de pedra, como as tinham as outras tribus antes que tivessem comércio de permuta com os navios.

Marcham frequentemente contra os seus adversários. Quando querem capturá-los, postam-se atrás de galhos secos na vizinhança das choças inimigas. No momento em que vêm para buscar lenha, procuram apanhá-los. Tratam com mais ferocidade os seus inimigos do que êstes os tratam e cortam-lhes muitas vezes, com sanha furiosa, as pernas e braços do corpo em vida. Os outros, porém, matam primeiro o inimigo, antes de esartejá-lo e comê-lo.

---

#### CAPÍTULO 4.

### **Dos índios tupinambás, dos quais fui prisioneiro.**

Os tupinambás habitam defronte da citada grande serra, bem junto ao mar; mas também além da montanha se estende o seu território por cerca de sessenta milhas. No rio Paraíba, que nasce nesta serra e corre paralelo à costa, desembocando então no mar, têm êles também terra, que habitam, beirando uma região de vinte e oito milhas de comprimento.

São acossados de contrários de todos os lados. Ao norte é seu vizinho uma tribu de gentios chamados guaitacás <sup>(145)</sup>. São-lhes adversos. Seus inimigos ao sul chamam-se tupiniquins; os que habitam mais ao interior são chamados cara-

---

<sup>145)</sup> — Para Teodoro Sampaio o termo significa "o andejo". Plinio Ayrosa traduz como "habitante dos vales", obra cit., pág. 146.

jás <sup>(146)</sup>; próximo a êles, na serra, vivem os guaianás e entre ambos há ainda uma outra tribu, os maracajás, pelos quais são muito perseguidos. Todas estas tribus se guerreiam entre si, e quando alguém apanha um inimigo, come-o.

---

## CAPÍTULO 5.

### **Como constróem suas habitações os tupinambás, dos quais fui prisioneiro.**

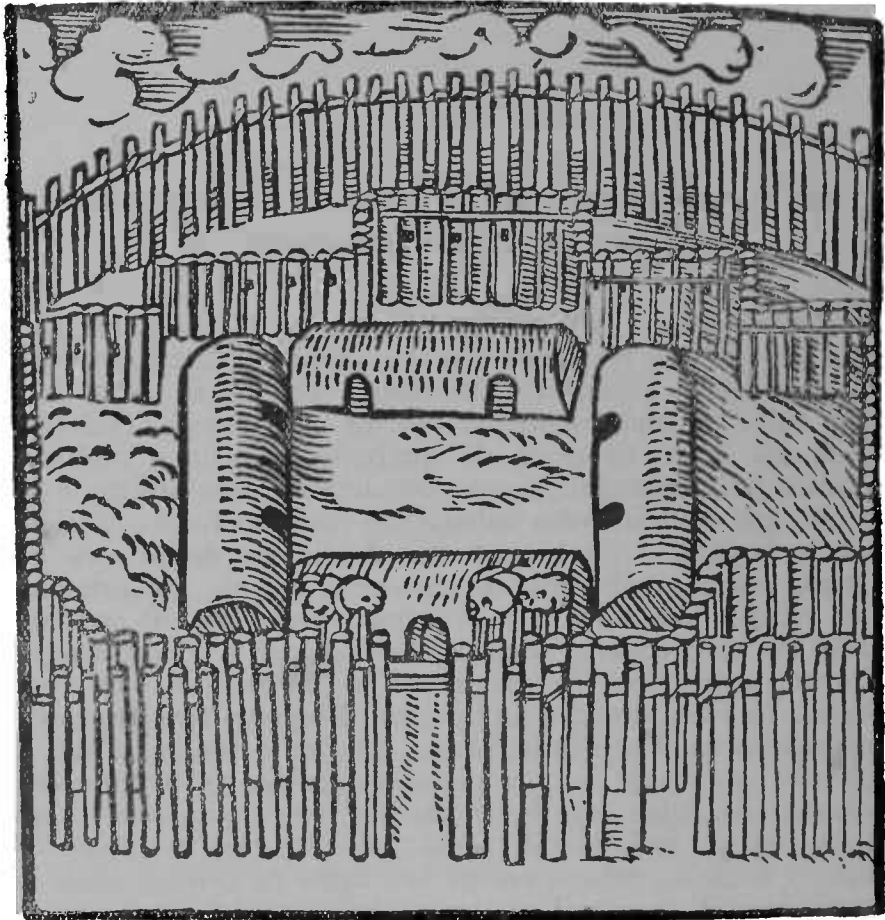
Edificam suas habitações de preferência em lugares em cuja proximidade têm água e lenha, assim como caça e peixe. Se uma região se exaure, transferem seu lugar de moradia para outro. Quando querem construir suas choças, reúne um chefe um grupo de cerca de quarenta homens e mulheres, quantos pode conseguir, sendo usualmente seus amigos e parentes, que edificam uma cabana, de mais ou menos quatorze pés de largura, a qual, conforme o número de pessoas que abriga, chega a ter cento e cinquenta pés de comprimento. Tais cabanas têm mais ou menos duas braças de alto, arredondadas em cima como a abóbada duma adega e cobertas espessamente com folhas de palmeiras, a-fim-de que não chova dentro. Não têm divisões no interior. Ninguém tem um quarto separado; a cada ocupante, porém, marido e mulher, cabe, de um lado, um espaço de doze pés ao comprido. O espaço correspondente do outro lado é tomado por outro ocupante. Assim ficam repletas as cabanas. Cada ocupante tem seu fogo próprio. O chefe da cabana recebe seu lugar no centro. Cada cabana é provida em geral de três pequenas portas, uma em cada extremidade, e uma no meio. Elas são tão baixas que os índios precisam curvar-se para entrar e sair.

Poucas aldeias contam mais do que sete cabanas. Entre estas deixam êles um pátio livre, em que matam os seus prisioneiros. Gostam de rodear suas chóças com uma fortificação,

---

<sup>146)</sup> — Os carajás viviam no sertão da capitania vicentina, como mostra mais ou menos o mapa de Staden. Eram de raça não tupí e emigraram depois para o vale do rio Araguaia.

a saber: levantam em volta delas uma estacada de troncos de palmeira rachados. Esta cerca, de mais ou menos braça e meia de altura, fazem-na tão cerrada, que nenhuma flecha pode atravessá-la. Porém, aí tem pequenos buracos pelos quais atiram. Em torno desta estacada erigem ainda uma outra



34. Uma aldeia fortificada com crâneos de prisioneiros nos moirões da entrada.

cerca, uma paliçada de paus grossos e compridos, não os colocando, entretanto, junto um do outro, mas a uma distância pela qual não pode passar um homem. Entre alguns selvagens é uso espetar a cabeça dos inimigos devorados sobre as estacas à entrada das cabanas.



## CAPÍTULO 6.

### Como acendem o fogo.

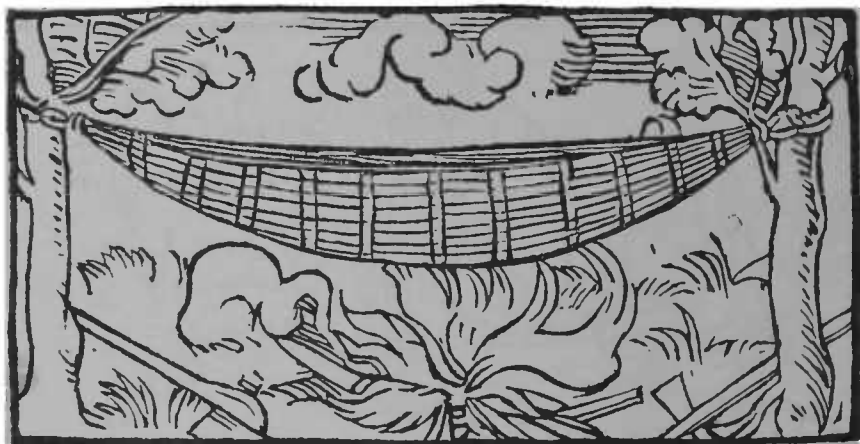


35. Produzindo fogo.

Têm eles, uma espécie de madeira chamada ubaçu-iba. Secam-na, tomam-lhe dois pedaços da grossura de um dedo, esfregando um sobre o outro. Isto produz pó e o calor da esfrega acende êste pó. Assim fazem fogo, como mostra a figura.

## CAPÍTULO 7.

### Onde dormem.



36. - Uma rede.

Dormem em rêdes que chamam ini em sua língua e são feitas de fio de algodão. Amarram-nas acima do sólo em dois moirões.

De noite entretêm permanentemente uma fogueira e também não gostam de sair fóra das cabanas, na escuridão, sem fogo, para as suas necessidades, de tanto medo que têm do diabo, ao qual chamam Anhangá e acreditam muitas vezes ver.

---

## CAPÍTULO 8.

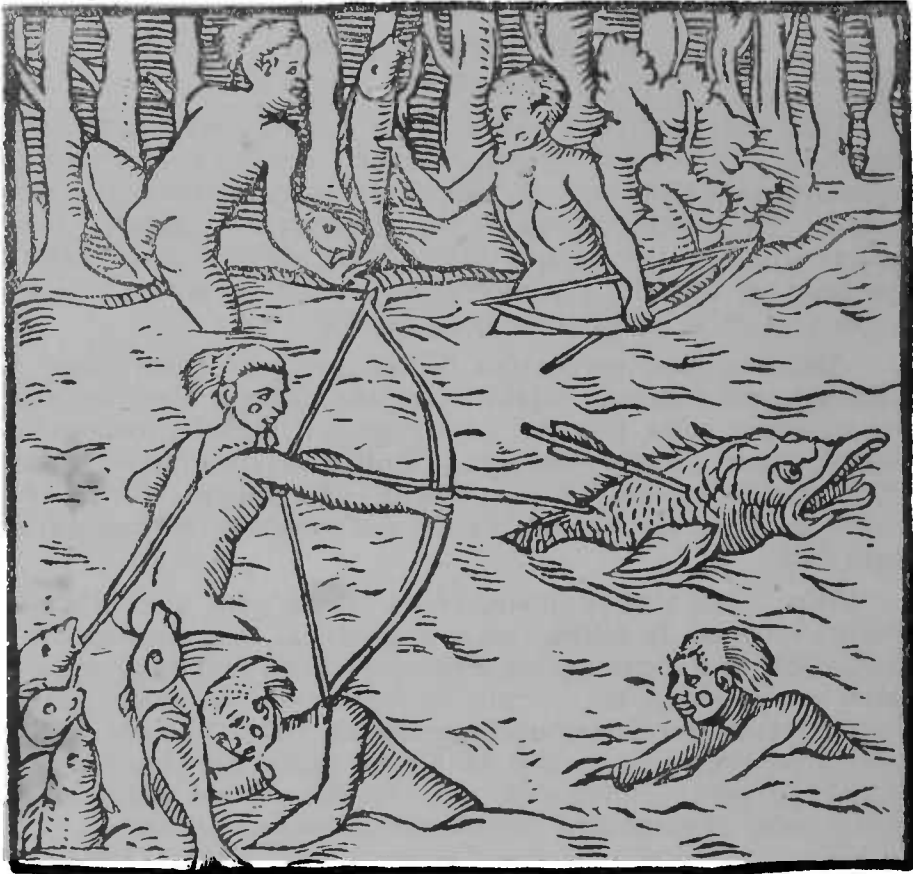
### **Como atiram, com dextreza, animais selvagens e peixes com flechas.**

Para onde quer que vão, seja no mato ou nágua, sempre levam consigo arco e flechas. Quando andam pela floresta, voltam o rosto fixamente de tempos em tempos para o alto das árvores. Percebendo algum indício de pássaros grandes, macacos ou outros animais, que nelas vivem, dão-lhes caça, esforçando-se por atirá-los e perseguem-nos até conseguí-los. Raras vezes vem de mãos vazias aquele que vai à caça.

Assim também seguem os peixes, perto da praia. Têm a vista aguçada. Quando algures vem um peixe à tona, atiram-no, e poucas setas falham. Logo que um peixe é alcançado, saltam nágua e nadam-lhe atrás. Muitos peixes grandes afundam, quando sentem em si a flecha. Mergulham ao seu encaço, até cerca de seis braças de profundidade, e trazem-nos para fóra.

Além disso têm pequenas rêdes. O fio com que as emalham, obtêm-no de folhas longas e pontudas, que chamam tucúm. Quando querem pescar com estas rêdes, juntam-se alguns dêles e colocam-se em círculo na água rasa, de modo que a cada um cabe um determinado pedaço da rêde. Vão então uns poucos no centro da roda e batem na água. Se algum peixe quer fugir para o fundo, fica preso à rêde. Aquele que apanhã muito peixe reparte com os outros que pescam pouco.

Com frequência vem também gente que mora distante do mar, recolhem grande porção de peixes, torram-nos sobre o fogo, esmagam-nos, fazendo dêles farinha, que secam bem a fim-de que se conserve por muito tempo. Levam-na para casa e comem-na juntamente com a de mandioca. Se levassem assados os peixes para casa, então não se conservariam por muito tempo, pois não os salgam. Também leva uma vasilha mais farinha de peixe do que aí caberiam peixes assados inteiros.



37. - Uma partida de pesca.

## CAPÍTULO 9.

### **Qual é a estatura da gente.**

São gente bonita de corpo e estatura, homens e mulheres igualmente, como as pessoas daqui; apenas, são queimados do sol, pois andam todos nus, moços e velhos, e nada absolutamente trazem sobre as partes pudendas. Mas se desfiguram com pinturas. Não têm barba, pois arrancam os pelos, com as raízes, tão pronto lhes nascem. Através do lábio inferior, das bochechas e orelhas fazem furos e aí penduram pedras. E' o seu ornato. Além disso, ataviam-se com penas.

---

## CAPÍTULO 10.

### **Com o que cavam e cortam, quando não obtêm dos cristãos machados, facas, tesouras e outras mercadorias similares.**

Antigamente, antes de lhes virem os navios à terra, empregavam os índios uma espécie de pedra preta-azulada na fabricação de cunhas, e ainda o fazem em muitas regiões, que não são procuradas pelos navios. Afiam a borda mais larga da pedra. Estas cunhas têm mais ou menos um palmo de comprimento, quatro dedos de largo e dois de espessura; algumas maiores, outras menores. Tomam então uma pequena vara, dobram-na por sobre a cunha e amarram-na com embira.

A mesma forma têm também as cunhas de ferro que lhes dão os cristãos, em algumas povoações. Aí porém arranjam o cabo de outra maneira perfurando o pau e enfiando a cunha no buraco. Isto é o seu machado, com o qual racham.

Pegam também dentes de porco do mato, afiam-nos no meio, até aguçá-los e amarram-nos entre dois pedaços de madeira. Com isto aparam suas flechas e arcos tão roliços como se fossem torneados.

Por fim empregam o dente de um animal, que é chamado paca. Afiam bem este dente na ponta, e quando têm alguma moléstia, que lhes vem do sangue, arranham com ele o lugar que lhes dói. Isto faz brotar o sangue, sendo esta a sua maneira de sarjar.

---

## CAPÍTULO 11

### **O que os selvagens comem como pão e como plantam e preparam as raízes de mandioca.**

Quando querem plantar, derrubam as árvores do lugar que para isso escolheram, e deixam-nas secar por cerca de três meses. Então lhes deitam fogo e queimam-nas. Depois fincam as mudas da planta de raízes que usam como pão, entre as cepas das árvores. Este vegetal se chama mandioca. É um arbusto de uma braça de altura e que cria três raízes. Quando querem prepará-las, arrancam os arbustos, destacam-lhes as raízes e enterram de novo os pedaços das hastes. Estas pegam e se desenvolvem tanto em seis meses, que podem ser utilizadas.

Preparam a mandioca de três modos. Primeiro: trituram sobre uma pedra as raízes totalmente, em pequenos grumos, extraíndo o suco com uma cana, feita de casca de palmas e chamada tipití. Dêste modo se torna sêca a massa, que depois passam numa peneira. Da farinha fazem bolos fininhos. A vasilha na qual secam e torram sua farinha é feita de barro queimado e tem a forma de uma grande travessa.

Segundo: tomam as raízes frescas, deitam-nas nágua, deixando-as aí apodrecer; retiram-nas então e secam-nas na fumaça sobre o fogo. Chamam a estas raízes secas carimã. Conservam-se por muito tempo. Quando os selvagens querem utilizá-las, esmagam-nas em um almofariz de madeira. Isto dá uma farinha branca. Com ela fazem bolos que se chamam beijús.

Terceiro: tomam mandioca bem apodrecida, não a secam, mas a misturam com sêca e verde. Obtêm assim, torrando, uma farinha que se conserva perfeitamente um ano. É boa também para comer. Chamam-na uitán.

Preparam também uma sorte de farinha de peixe e carne, do seguinte modo: assam a carne, ou o peixe, na fumaça sobre o fogo, deixam-na secar de todo; desfiam-na, torram-na de novo depois, ao fogo, em vasilhas queimadas para tal fim e que chamam inhêpoã; esmagam-na após em um pilão de madeira e passando isto numa peneira, reduzem-na a farinha. Esta se conserva por muito tempo. O uso de salgar peixe e carne, nem o conhecem. Comem a tal farinha junto com a de mandioca, e isto tem muito bom gosto.

---

## CAPÍTULO 12

### Como temperam seus alimentos.

Há muitas tribus, entre os índios, que não comem sal. Nas tribus das quais fui prisioneiro, algumas o usam; imitaram-nos dos franceses, que com êles comerciavam. Contaram-me porém como os carajás, tribu que lhes é confinante e que mora no interior, longe do mar, obtêm sal de palmeiras e comem-no. Quem, entretanto, se habituasse a comer muito dêle, não vivia longamente.

Fabricam-no do seguinte modo — eu mesmo o vi e nisso ajudei: abatem uma palmeira grossa e a picam em pequenas lascas. Fazem depois uma caieira com lenha sêca, colocam em cima estas lascas, queimando-as e reduzindo-as a cinza. Desta fazem uma barrela, que cozem. Separa-se então uma coisa, que tem aparência de sal. Pensei que fosse salitre e provei-o no fogo. Não era porém. Tinha gosto de sal e era de côr cinzenta.

Mas a maioria das tribus não usa sal.

Quando os índios cozinham peixe ou carne, põem dentro habitualmente pimenta verde. Logo que está um tanto cozida, retiram-na do caldo e fazem dela uma papa fina que se chama mingáu. Bebem-no em cabaças de que se utilizam como vasilhas.

Quando querem preparar uma comida de peixe ou de carne, que deve durar muito tempo, deitam o peixe ou a carne sobre pequenos paus à altura de quatro palmos acima do fogo, que fazem em baixo, de tamanho adequado, deixando o alimento assar e defumar até que fique completamente seco. Quando mais tarde querem comê-lo, cozinham-no de novo. Chamam a esta comida moquém.

---

### CAPÍTULO 13.

#### **Governo, autoridade, ordem e direito que têm.**

Os selvagens não têm governo, nem direito estabelecidos. Cada cabana tem um superior. Este é o principal. Todos os seus principais são de linhagem idêntica e têm direito igual de ordenar e reger. Conclua-se daí como quiser. Se um sobresaiu dentre os outros por feitos em combate, ouve-se-lhe mais do que aos outros, quando empreendem uma arremetida guerreira, como Cunhambebe, acima citado. Fora disso nenhum privilégio observei entre êles, a não ser que os mais moços devem obediência aos mais velhos, como exige o seu costume.

Se acaso alguém mata ou atira um outro, os amigos do morto estão prontos para matar também o agressor, mas isso raramente acontece. Cada um obedece ao principal da sua cabana. O que o principal ordena, é feito, não à força ou por medo, porém de boa vontade.



## CAPÍTULO 14.

### **Como queimam as panelas e vasilhas que usam.**

As mulheres fabricam as vasilhas de que carecem do seguinte modo: tomam barro, amassam-no e fazem então as vasilhas que querem ter. Depois as deixam secar durante algum tempo. Sabem também pintá-las com gosto. Quando querem queimar as vasilhas, debruçam-nas sobre pedras, põem aí bastante cortiça sêca, que ateiam. Assim se queimam as vasilhas, de modo que incandescem como ferro em brasa.

---

## CAPÍTULO 15.

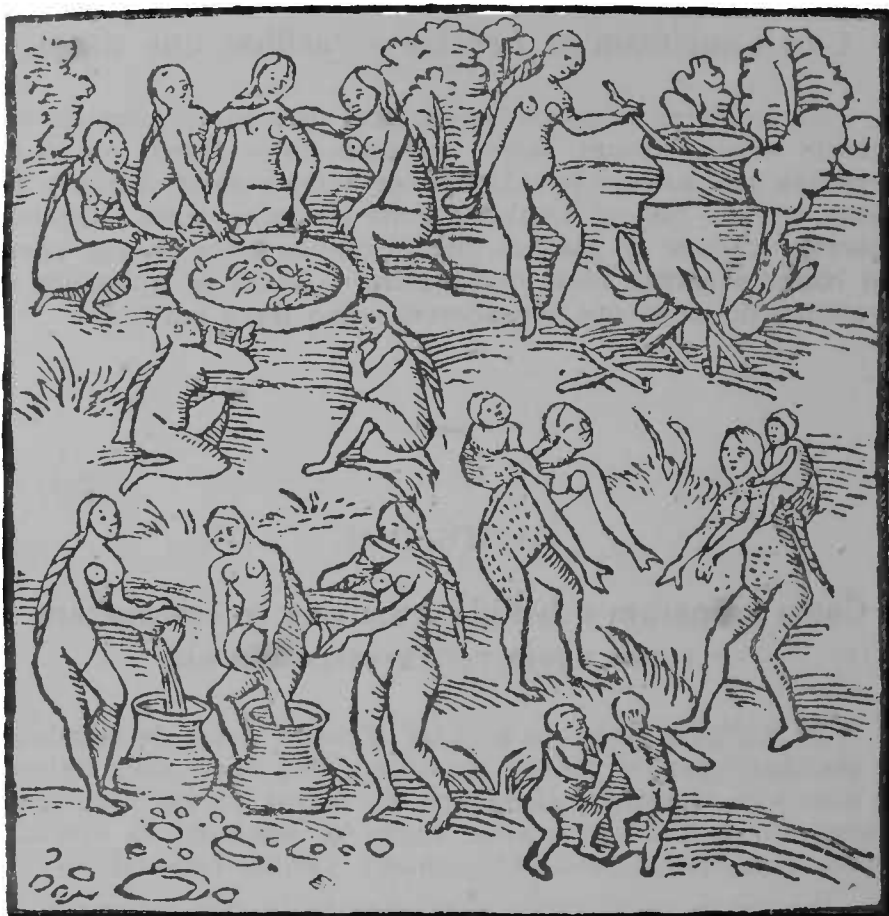
### **Como preparam a bebida, com que se embriagam, e como agem relativamente a ela.**

As mulheres fazem as bebidas. Tomam raizes de mandioca e cozinham grandes paneladas cheias. Uma vez cozida, retiram a mandioca da panela, passam-na em outras, ou em vasilhas, e deixam-na esfriar um pouco. Então se assentam as meninas perto, mascam-na, colocando-a numa vasilha especial.

Quando todas as raizes cozidas estão mastigadas, põem de novo a massa na panela, deitam-lhe água, misturam ambas, e aquecem de novo.

Têm para tal vasilhas adequadas, que enterram a meio no chão, e que se empregam como aqui os toneis para vinho e cerveja. Despejam dentro a massa e fecham bem as vasilhas. Isto fermenta por si e fica forte. Deixam-na assim repousar dois dias. Bebem-na então e com ela se embriagam. É grossa e tem bom gosto.

Cada uma das cabanas prepara sua própria bebida e quando uma aldeia quer festar, o que acontece habitualmente uma vez por mês, reúnem-se todos primeiro em uma cabana e bebem tudo que aí há, e assim a seguir, até que tenham sorvido a bebida de todas as choças.



38 - Mulheres trabalhando na fabricação de bebidas.

Sentam-se à volta das vasilhas de que bebem, alguns sobre achas de lenha, outros ao sólo. As mulheres lhes servem a bebida tal qual como o seu costume o exige. Alguns se levantam, cantam e dansam em torno das vasilhas. No próprio lugar em que estão bebendo, vertem suas águas.

Bebem durante a noite toda. Dansam também às vezes entre as fogueiras ardentes, clamam, sopram em seus instrumentos e fazem uma gritaria medonha, quando ficam embriagados. É raro ver-se porém que se desavenham. São muito benévolos entre si; o que um tem em maior quantidade para comer do que outro, cede-lh'o.

## CAPÍTULO 16

### O que usam os homens como ornato, como se pintam e que nomes têm.



39 - Tembetás de labios e de faces.

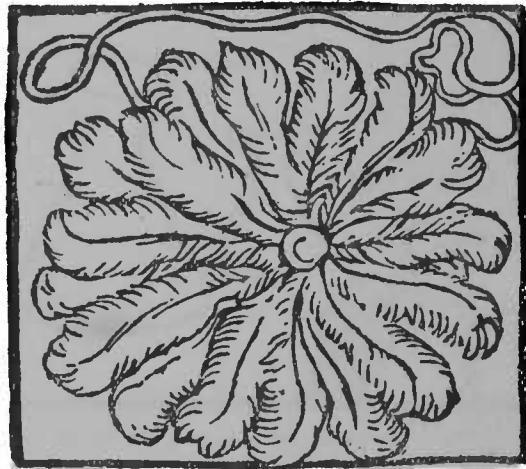
Fazem uma tonsura no alto da cabeça e deixam ficar em torno uma corôa de cabelos, como um monge. Perguntei-lhes muitas vezes de onde haviam tirado esse penteado, e responderam que seus antepassados o haviam visto em um homem que se chamava Meire Humane <sup>(147)</sup>, e havia feito muitas maravilhas entre êles. Têm-no por um profeta ou apóstolo.

<sup>147)</sup> — Maire-monan, Maír-Zumane, Sumé ou Pai Zomé é um dos mitos históricos americanos. Para maior conhecimento desta crença indígena, consultem-se entre outras as seguintes obras: A. Metraux, "La religion des tupinambás", Paris, 1928, pág. 15. — E. de Gandía, "Historia crítica de los mitos de la conquista americana", Madrid, 1929, págs. 227 e segs. — Oswaldo Orico, "Mitos ameríndios", Rio de Janeiro, 1930, págs. 169 e segs.

A seguir perguntei com o que podiam cortar os cabelos antes que os navios lhes tivessem trazido tesouras. Responderam que se tomava uma cunha de pedra, sustentando-lhe por baixo um outro objecto sobre quê se macetavam os cabelos. A tonsura no meio faziam com uma lasca de pedra apropriada, que empregavam muito para tal fim.

Além disso fabricam para si um enfeite de penas vermelhas, que se chama acangatara e que amarram à cabeça.

No lábio inferior têm um grande orifício, e isso desde a infância. Fazem, nos meninos, com um pedaço aguçado de chifre de veado, um pequeno furo através dos lábios. Aí metem uma pedrinha ou pedacinho de madeira e untam-no com seus unguentos. O pequeno buraco permanece então aberto.



40. - Enduape.

Quando os meninos crescem e se tornam capazes de trazer armas, fazem-lhes maior êsse buraco. Enfia-se então no mesmo uma grande pedra verde. A extremidade superior, delgada, coloca-se para dentro, na boca, e a espessa pendura-se externamente. Com o peso da pedra fica-lhes sempre o lábio pendente. Em ambos os lados da boca, nas bochechas, trazem ainda, em cada uma delas, uma pequena pedra. Lapidam todos os seixos ováis e redondos. Alguns têm cristáis em vez de pedras comuns. Estes são delgados, mas do mesmo comprimento.

Confecionam um outro ornato da concha de um grande caracól marinho, que chamam matapú. Tem a forma de meia-lua e é branco como neve. Penduram-no à volta do pescoço. Chama-se bojecí. Da casa do caramujo marinho fazem também pequenos discos brancos, que enrolam em torno do pescoço. Estes têm a grossura de um talo de trigo e dá muito trabalho fabricá-los.

Amarram também tufo de penas nos braços e pintam-se de preto. Com uma resina de árvore, grudam sobre o corpo penas vermelhas e brancas, entremeando-lhes o colorido. Passam aquela substância sobre os lugares que querem emplumar e imprensam-lhes em cima as penas, que se colam. Pintam também um braço de preto e o outro de vermelho. O mesmo fazem às pernas, e o corpo é igualmente pintado.

Além disso usam um ornato, feito com plumas de ema, que é uma cousa grande e redonda, que amarram às cadeiras, quando marcham para a guerra contra o seu inimigo, ou quando têm uma festa. Chama-se enduape.

Tiram os seus nomes dos animais selvagens e tomam para si muitos, com uma diferença porém: após o nascimento é dado um nome, que o menino usa somente até que se torne capaz de guerrear e mate inimigos. Então recebe tantos nomes quantos inimigos tenha matado.

---

## CAPÍTULO 17

### **O que usam as mulheres como enfeite.**

As mulheres pintam a parte inferior do rosto e o corpo todo de modo idêntico ao que se pintam os homens. Mas deixam os cabelos crescer, como outras mulheres. Não trazem ornamento especial. Apenas têm furos nas orelhas, e aí penduram enfeites redondos, de mais ou menos um palmo de comprimento e uma polegada de grossura. Chamam-nos em sua língua nambipai e fazem-nos também de caramujos do mar, designados por matapús.

Tomam seus nomes dos pássaros, peixes e frutos das árvores. Na infância têm apenas um nome; quando mulheres, porém, tomam tantos nomes quantos escravos matam seus maridos.

Quando uma mulher espiolha alguém, come os piolhos. Perguntei-lhes muitas vezes por que assim faziam e responderam-me que eram seus inimigos, que lhes comiam alguma coisa da cabeça, e queriam vingar-se dêles. Não há parteiras especiais. Quando uma mulher está nas dôres do parto, acode a quem se acha mais próximo, homem ou mulher, é exatamente o mesmo. Vi mulheres, cerca de quatro dias depois de um nascimento, andar daqui e d'acolá.

Carregam seus filhos envolvidos em panos de fio de algodão, sobre as costas, e assim trabalham. As crianças dormem, entretanto, e estão satisfeitas não obstante as mulheres se dobrarem e locomoverem bastante com elas.

---

## CAPÍTULO 18

### Como dão o primeiro nome às criancinhas.

A mulher de um dos selvagens, que me havia aprisionado, deu à luz, alguns dias depois, um filho. O marido reuniu os vizinhos mais chegados da sua choça e com êles conferenciou sobre que nome convinha dar á criança, o qual significasse denôdo e impusesse mêdo. Propuseram muitos nomes, que não o agradaram. Dizia querer dar ao filho o nome de um dos seus quatro antepassados e acrescentou que as crianças trazendo aqueles nomes cresciam robustas e tinham êxito na captura dos escravos. Mencionou os quatro avoengos: o primeiro se chamava Quirimã, o segundo Eíramitã, o terceiro Coema, e o nome do quarto não guardei. Quando falou em Coema, pensei que devia ser Cham, ou Ham, — entretanto, Coema em sua lingua significa: manhã. Aconselhei-o dar à criança êste nome, pois havia sido, sem dúvida, o de um dos seus antecessores. Recebeu o menino um daqueles nomes.

Assim dão apelidos aos seus filhos, sem batismo nem circuncisão.

## CAPÍTULO 19.

### **Quantas mulheres tem um varão e como as trata.**

A maioria dos homens tem só uma mulher, alguns porém têm mais, e muitos dos seus principais têm treze e quatorze. O chefe Abatí-poçanga, ao qual fui dado de presente últimamente, e do qual os franceses me resgataram, tinha muitas mulheres, e uma, que lhe havia sido a primeira, era suprema entre elas. Cada uma tinha o seu espaço exclusivo na cabana, seu fogo próprio e sua plantação de mandioca particular. Mantinha-se o varão no espaço pertencente àquela com quem lidava e que lhe dava de comer. E assim alternativamente.

Criam elas os filhos que têm; se são meninos, quando crescidos educam-nos para a caça. Cada filho entrega tudo o que traz da caça à sua mãe que coze a dádiva e a reparte com os outros.

As mulheres vivem em boa harmonia umas com as outras. Entre os selvagens é costume um dar de presente a outro uma mulher, quando dela se enfada. Sucede também que se presentiam com uma filha ou irmã.

## CAPÍTULO 20.

### **Como são os compromissos de casamento.**

Prometem suas filhas como noivas, quando estas são ainda crianças. Quando crescem e ficam casadeiras, cortam-lhes os cabelos, fazem-lhes às costas arranhaduras de determinada forma e prendem-lhes ao pescoço alguns dentes de animais selvagens. Quando os cabelos estão de novo crescidos e as esfoladuras sãs, podem-se ainda vêr as escoriações, pois põem qualquer cousa na ferida, de modo que permanece preta depois de

curada. Consideram isto uma honra. Concluídas táis cerimônias, entregam a moça àquele que a deve ter, sem solenidade especial. Marido e mulher portam-se com decoro e têm suas relações a encoberto.

Vi também um principal, pela manhã cedo, percorrer todas as choças, arranhando com um dente aguçado de peixe as pernas das crianças, para amedrontá-las a-fim-de que os pais as pudessem ameaçar, se fossem peraltas: "Ele voltará!" Assim procuram fazer calar as crianças.

---

## CAPÍTULO 21.

### Quais são os seus bens.

Não existe entre eles propriedade particular, nem conhecem dinheiro. Seu tesouro são penas de pássaros. Quem as tem muitas, é rico e quem tem cristais para os lábios e faces, é dos mais ricos. Cada família tem, para comer, a mandioca que lhe é própria.

---

## CAPÍTULO 22

### Qual é a sua maior honra.

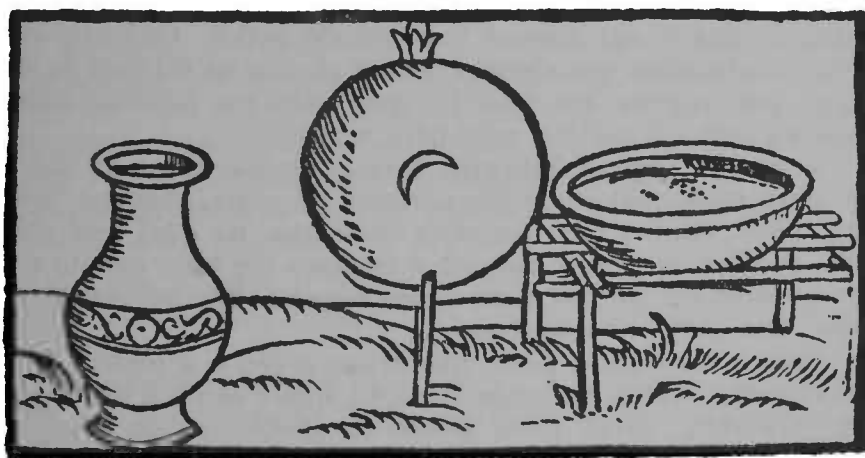
Considera um homem sua maior honra capturar e matar muitos inimigos, o que entre eles é habitual. Traz tantos nomes quantos inimigos matou, e os mais nobres entre eles são aqueles que têm muitos nomes.



## CAPÍTULO 23.

### No que acreditam.

Os selvagens crêem numa cousa que cresce como uma abóbora. É grande como um pote de meia pinta e ôca por dentro. Fincam-lhe através um pequeno cabo, cortam-lhe uma abertura como uma boca e metem-lhe no interior pequenas pedras, de modo que chocalha. Sacolejam isto quando cantam e dansam. Chamam-no maracá. Cada um dos homens possui o seu, particularmente. Tem o aspeto que mostra a seguinte figura.



41. - Um maracá, um pote e uma panela de barro.

Há entre êles algumas pessoas a que chamam pagé. São considerados por êles como aqui se consideram os adivinhos. Perambulam uma vez por ano através da terra, vão a todas as choças e relatam que um espírito, vindo de longe, do estranho, os visitara, investindo-os da faculdade de fazer falar e dar poder a todas as matracas — os maracás — se o quisessem; o que pedissem os pagés, ser-lhes-ia concedido. Cada um então queria que sua matraca tivesse poder. Preparam uma grande

festa, bebem, cantam e fazem agouros, levando ainda estranhos usos a efeito.

Depois disto, designam os adivinhos um dia. Desocupa-se uma choça, na qual nenhuma mulher ou criança deve permanecer. Os feiticeiros ordenam que cada um pinte de vermelho seu maracá, adorne-o com penas e lá entre. Querem então dar às matracas o poder de falar.

Quando entram na choça, sentam-se os adivinhos em primeiro lugar e cravam seus maracás no chão, perto de si. Os demais fincam-lhes ao pé os seus, e cada qual dá aos feiticeiros um presente — flechas, penas ou ornatos que trazem pendurados às orelhas, a-fim-de que seu ídolo não seja esquecido. Logo que estão todos reunidos, toma o adivinho o maracá de cada um dêles e incensa-o com uma herva que chamam pitim. Segura então a matraca bem junto à boca, chocalha-a e diz-lhe: “Né cora”, fala agora e faze-te ouvir, se aí estás. Profere após em voz alta e depressa uma palavra, de modo que não se pode bem distinguir se a emitiu êle ou a matraca. Os presentes acreditam que a matraca a disse, mas o próprio feiticeiro a emitiu. Assim o faz com todas as matracas, uma após outra, e cada um fica pensando que o seu maracá tem grande poder. Ordenam-lhes então os adivinhos que partam para a guerra na captura de inimigos, pois apetece aos espíritos que estão nos maracás comer carne escrava. E partem após para a guerra.

Quando o pagé, o feiticeiro, tornou divinas todas as matracas, toma cadâ qual a que lhe pertence de volta, chama-a “querido filho”, faz-lhe uma pequena choupana, na qual será colocada, põe-lhe em frente comida e implora-lhe tudo quanto a si é necessário, do mesmo modo como rogamos nós ao verdadeiro Deus. São então os seus deuses.

Com o verdadeiro Deus, que creou o céu e a terra, não se preocupam. Crêem, de longa tradição, que o céu e a terra sempre existiram. Aliás, nada sabem de particular do início do mundo, apenas narram que houve uma vez uma vastidão de águas na qual todos os seus antepassados morreram afogados. Somente alguns daí escaparam numa embarcação e outros sobre altas arvores. Penso que deve ter sido o dilúvio.

A princípio, quando cheguei entre êles e falaram-me dos maracás, calculei que fosse, talvez, uma arte do diabo, pois narravam-me muitas vezes como os objetos falavam. Quando fui à choça em que estavam os feiticeiros que deviam fazer as cousas falar, tinham todos que assentar-se. Eu porém saí da cabana, quando reconheci a farça, e pensei comigo: pobre gente cêga é esta !

## CAPÍTULO 24.

### Como fazem, das mulheres, feiticeiras.

Primeiramente vão os selvagens a uma choça, tomam uma após outra todas as mulheres da habitação e incensam-nas. Depois deve cada uma gritar, saltar e correr em roda, até ficar tão exáusta que cái ao solo como morta. Então diz o feiticeiro: “Vêde. Agora está morta. Logo a farei viva de novo”. Quando volta a si, diz êle, está apta a predizer cousas futuras, e quando partem após para a guerra, sobre esta têm as mulheres que profetizar. Costumes de tal sorte têm êles muitos.

A mulher do meu amo, a quem fui mandado de presente para ser morto, começou uma noite a fazer profecias, contando a seu marido que lhe tinha vindo visitar um espírito, de terras estranhas. Êste queria saber dela, quando deveria eu ser morto e perguntou onde estava o tacaie com o qual eu devia ser sacrificado. Respondeu meu amo à mulher que não demoraria muito e tudo estaria pronto. Porém parecia-lhe que eu não era português, mas sim francês.

Quando a mulher terminou sua predição, perguntei-lhe por que me atentava assim contra a vida, desde que eu não era certamente um inimigo; se não receava que o meu Deus lhe pudesse mandar alguma calamidade. Respondeu que eu não devia preocupar-me com isso, pois eram os espíritos estranhos que queriam estar ao par dos fatos que me diziam respeito.

## CAPÍTULO 25

### No que viajam sobre a água.

Existe lá, naquela terra, uma espécie de árvore, que chamam igá-ibira. Tiram-lhe a casca, de alto abaixo, numa só peça e para isso levantam em volta da árvore uma estrutura especial, a-fim-de sacá-la inteira. Depois trazem essa casca das montanhas ao mar. Aquecem-na ao fogo e recurvam-na para cima, diante e atrás, amarrando-lhe antes, ao meio, transversalmente, madeira, para que não se distenda. Assim fabricam botes nos quais podem ir trinta dos seus para a guerra. As cascas têm a grossura dum polegar, mais ou menos quatro pés de largura e quarenta de comprimento, algumas mais longas, outras menos. Remam rápido com êstes barcos e nêles viajam tão distante quanto lhes apraz. Quando o mar está tormentoso, puxam as embarcações para a práia, até que se torne manso de novo. Não remam mais que duas milhas mar afóra, mas ao longo da costa viajam longe.

---

## CAPÍTULO 26

### Porque devoram seus inimigos.

Fazem isto, não para matar a fome, mas por hostilidade, por grande ódio, e quando na guerra escaramuçam uns com os outros, gritam entre si, cheios de fúria: “Debe marápá xe remiu ram begué, sobre ti cáia toda desgraça, tu és meu pasto. Nde acanga jucá aipotá curi ne, quero ainda hoje moer-te a cabeça. Xe anama poepica que xe aju, aqui estou para vingar em ti a morte dos meus amigos. Nde roó, xe mocaen será ar eima riré, etc., tua carne hoje ainda, antes que o sol se deite, deve ser meu manjar”. Isto tudo fazem por imensa hostilidade.

---

## CAPÍTULO 27.

### **Como se preparam quando querem empreender uma excursão guerreira na terra dos seus contrários.**

Quando pretendem empreender uma excursão guerreira em terra dos seus inimigos, reúnem-se os seus principáís e deliberam como se deve agir, dando-o a conhecer aos homens, em todas as choças, para que se aprestem, e citam então uma qualidade de frutos arbóreos; quando êstes estiverem maduros, pretendem partir, pois não sabem determinar ano e dia. Fixam também ás vezes o tempo de partida, no qual desova uma espécie de peixe, que chamam piratí em sua língua. A época da desova chamam piracema.

Para êste prazo arranjam canôa, flechas e farinha grossa de raízes, à qual denominam uiatã e utilizam como alimento. Depois disto consultam os pagés, os adivinhos, se de fato vencerão. Êstes dizem naturalmente que sim, ordenando-lhes porém que atentem aos sonhos que tiverem com os inimigos. Quando a maioria sonha que vê assar a carne do seu inimigo, significaria isto a vitória. Quando, entretanto, virem assar a sua própria carne, isto nada de bom prognostica, e nêste caso deveriam permanecer em casa.

Quando então os sonhos lhes agradam, armam-se, preparam em todas as choças grandes festins, bebem e dansam com os seus ídolos, os maracás, e cada um pede a sua matraca que o ajude a capturar um inimigo.

Partem após. Quando chegam às vizinhanças da terra dos seus inimigos, ordenam-lhes então os principáís, na noite da véspera do ataque ao campo adversário, que prestem atenção aos sonhos que tiverem nessa noite.

Tomei parte com êles numa excursão guerreira. Quando havíamos chegado à terra inimiga, foi o principal, na noite de véspera àquela em que queriam atacá-la, a todo acampamento,

dizendo aos guerreiros que deviam atentar bem aos sonhos que lhes viessem nessa noite. Ordenou além disso aos jovens que, pela madrugada, caçassem e pescassem. Assim se fez, e o principal mandou preparar o que caçaram. Chamou após os outros principais em frente da sua cabana. Sentaram-se todos em círculo no chão. Fez-lhes dar de comer. Depois que comeram, relataram seus sonhos, e havia muitos dêstes que os agradaram bastante. A seguir dansaram de alegria com os maracás.

Na noite seguinte vão espreitar as choças dos seus inimigos. O ataque sempre tem lugar de madrugada, quando o dia desponta. Se capturam alguém que está gravemente ferido, matam-no logo e carregam consigo sua carne assada para casa. Os que não estão feridos, ou o estão levemente, trazem-nos vivos e matam-nos em suas aldeias.

Assaltam, sob grande gritaria, batendo os pés ao solo e soprando em instrumentos, que fazem de cabaças. Todos envolvem em si cordas para amarrar os inimigos. Enfeitam-se com penas vermelhas como sinal identificador frente aos contrários. Atiram com rapidez e empregam também flechas ardentes contra as choças dos adversários para atear-lhes fogo. Quando um dos seus é ferido, utilizam ervas especiais para a cura.

---

## CAPÍTULO 28.

### **Das armas de guerra dos selvagens.**

Usam arcos. A ponta das flechas é de osso, que aguçam e amarram-lhes ao cabo, ou ainda de dentes de peixes. Êstes são chamados tubarões, e se pescam no mar. Apanham também algodão, misturam-no com cêra, prendem-no sobre as flechas e inflamam-nas. São as flechas incendiárias. Fabricam, além disso, escudos de cortiça de árvores e peles de animais selvagens. Enterram também espinhos pontudos, como aqui entre nós se fazem armadilhas de pé.

Ouvi-lhes dizer também, mas não vi propriamente, que utilizam pimenta, que há em sua terra, e com que conseguem afugentar das fortificações os seus inimigos. Isto se dá da maneira seguinte: quando o vento sopra, fazem uma grande fogueira e lançam-lhe dentro um montão de pés de pimenta. Se a fumaça dá de encontro às cabanas, o inimigo tem que sair então para fóra. Assim narram e eu creio, pois já estive uma vez, como já

foi dito, com os portugueses, em uma província daquela terra, que se chama Pernambuco. Lá permanecemos com um navio, em um braço de mar em seco, porque a maré nos surpreendera, tendo vindo muitos selvagens que nos queriam capturar, o que não conseguiram. Atiraram muitos arbustos secos entre o navio e a praia e esperavam afugentar-nos com a fumaça da pimenta, mas não puderam, entretanto, atear-lhes fogo.

---

## CAPÍTULO 29.

### **Solenidades dos selvagens por ocasião da matança e devoramento dos seus inimigos. Como executam êstes e como os tratam.**

Quando trazem para casa um inimigo, batem-lhe as mulheres e as crianças primeiro. A seguir colam-lhe ao corpo penas cinzentas, raspam-lhe as sobranceiras, dansam-lhe em torno e amarram-no bem, a-fim-de que não lhes possa escapar. Dão-lhe então uma mulher, que dêle cuida, servindo-o também. Se tem dêle um filho, criam-no até grande, matam-no e o comem, quando lhes vem à cabeça.

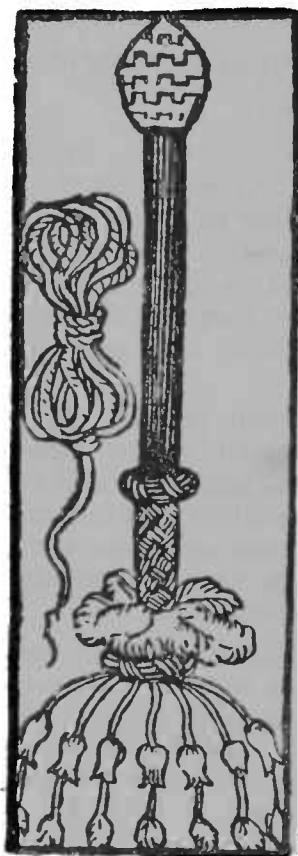
Dão de comer bem ao prisioneiro. Conservam-no por algum tempo e então se preparam. Para tanto fabricam muitas vasilhas, nas quais põem suas bebidas e queimam também vasilhame especial para os ingredientes com que o pintam e enfeitam. Além disso fazem borlas de penas, que amarram ao tacape com que o matam. Fabricam também uma longa corda, chamada mussurana. Com esta o amarram, antes de executá-lo.

Assim que tudo está preparado, determinam o tempo em que deve morrer o prisioneiro e convidam os selvagens de outras aldeias para que venham assistir. Enchem então de bebidas todas as vasilhas. Um ou dois dias antes das mulheres fabricarem as bebidas, conduzem o prisioneiro uma ou duas vezes ao pátio dentre as cabanas e dansam-lhe em volta.

Logo que estão reunidos todos os que vieram de fora, dá-lhes as boas vindas o principal da choça e diz: “Vinde agora e ajudai a comer o vosso inimigo”. No dia, véspera de começarem a beber, amarram a mussurana em torno ao pescoço do prisioneiro e pintam o ibirapema com que o pretendem matar. O desenho ao lado mostra o aspéto desta maça. Tem mais de uma

braça de longo. Os selvagens a untam com uma substância grudenta. Tomam então cascas de ovo dum pássaro, o macaguá, que são cinzentas, reduzem-nas a pó, e espalham isto sobre o tacape. Depois se assenta uma mulher e garatuja nesta poeira de cascas de ovo, que está grudada. Enquanto ela desenha, rodeiam-na, cantando, muitas mulheres.

Estando o ibirapema como o deve, ornado com borlas de penas e outros enfeites, será pendurado acima do chão, numa vara, numa choça vazia. Os selvagens cantam então, através da noite toda, em volta desta choça. Do mesmo modo pintam o rosto do prisioneiro, e enquanto uma mulher o pinta, cantam as outras. Quando principiam a beber, levam consigo o prisioneiro, que bebe com êles, e com o qual se divertem. Acabada a bebida, descansam no outro dia e constroem para o prisioneiro uma pequena cabana no local em que deve morrer. Aí passa êle a noite, sendo bem vigiado.



42. - Mussurana e ibirapema

Fazem então uma fogueira, a dois passos mais ou menos do escravo, de sorte que êste necessariamente a vê, e uma mulher se aproxima correndo com a maça, o ibirapema, ergue ao alto as borlas de pena, dá gritos de alegria e passa correndo



em frente do prisioneiro a-fim-de que êle o veja. Depois um homem toma o tacape, coloca-se com êle em frente do prisioneiro, empunhando-o, para que o aviste. Entrementes, afasta-se aquele que o vai matar, com outros treze ou quatorze, e pintam os corpos de côr plúmbea, com cinza.



43. As mulheres pintando o ibirapema e o rosto do prisioneiro.

Quando retorna ao prisioneiro, com os seus companheiros, para o pátio, entrega-lhe o tacape aquele que com êle se acha em pé, em frente ao capturado; vem então o principal da cabana, toma a arma e mete-lh'a entre as pernas. Consideram isto

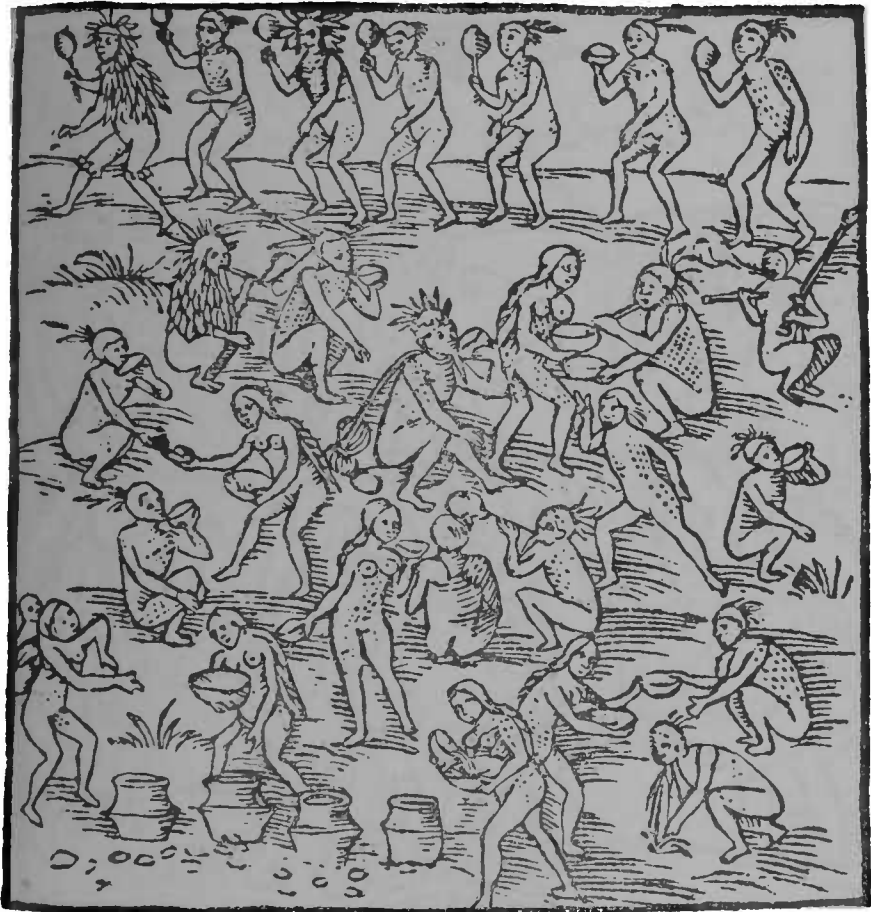
uma honra. A seguir retoma o tacape aquele que vai matar o prisioneiro e diz: "Sim, aqui estou eu, quero matar-te, pois tua gente também matou e comeu muitos dos meus amigos" Responde-lhe o prisioneiro: "Quando estiver morto, terei ainda muitos amigos que saberão vingar-me." Depois golpeia o pri-



44. - O ibirapema pendurado na cabana e a dança em seu redor.

sioneiro na nuca, de modo que lhe saltam os miolos, e imediatamente levam as mulheres o morto, arrastam-no para o fogo, raspam-lhe toda a pele, fazendo-o inteiramente branco, e tapan-do-lhe o anus com um pau, a-fim-de que nada dêle se escape.

Depois de esfolado, toma-o um homem e corta-lhe as pernas, acima dos joelhos, e os braços junto ao corpo. Vêm então as quatro mulheres, apanham os quatro pedaços, correm com êles em torno das cabanas, fazendo grande alarido, em sinal de alegria. Separam após as costas, com as nádegas, da parte dian-

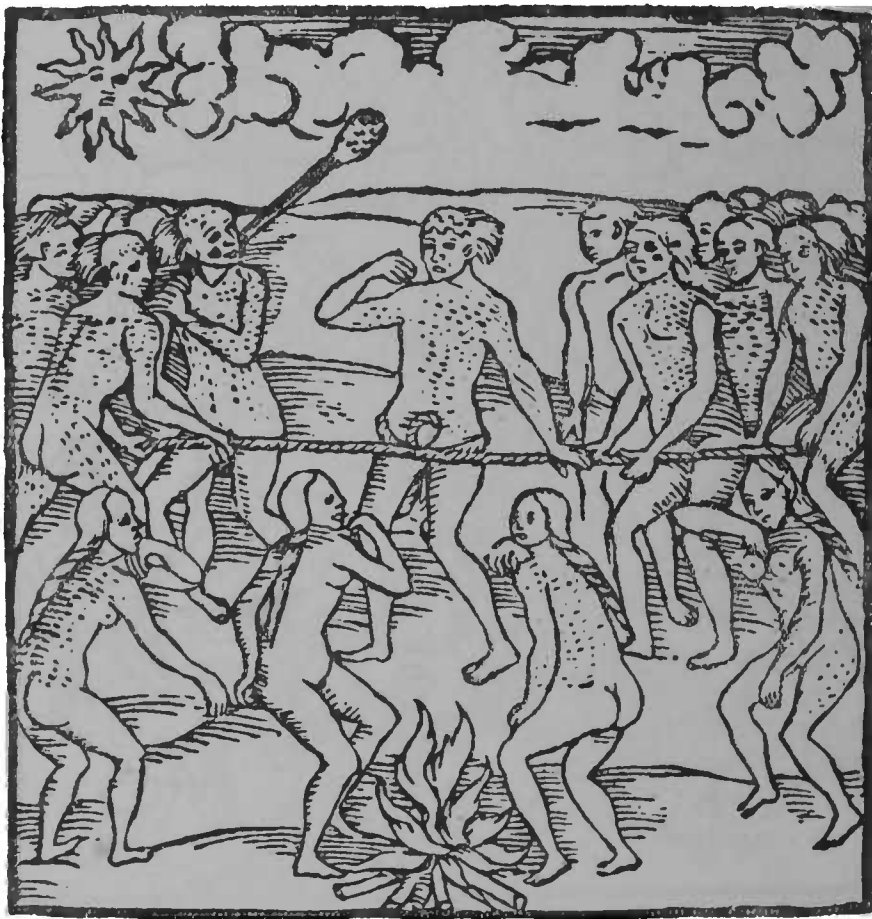


45. O prisioneiro ao centro bebe em companhia dos seus executores, que também fumam sentados a sua roda.

teira. Repartem isto entre si. As vísceras são dadas às mulheres. Fervem-nas e com o caldo fazem uma papa rala, que se chama mingáu, que elas e as crianças sorvem. Comem essas vísceras, assim como a carne da cabeça. O miolo do crânio, a língua e

tudo o que podem aproveitar, comem as crianças. Quando o todo foi partilhado, voltam para casa, levando cada um o seu quinhão.

Quem matou o prisioneiro recebe ainda uma alcunha, e o principal da choça arranha-lhe os braços, em cima, com o dente

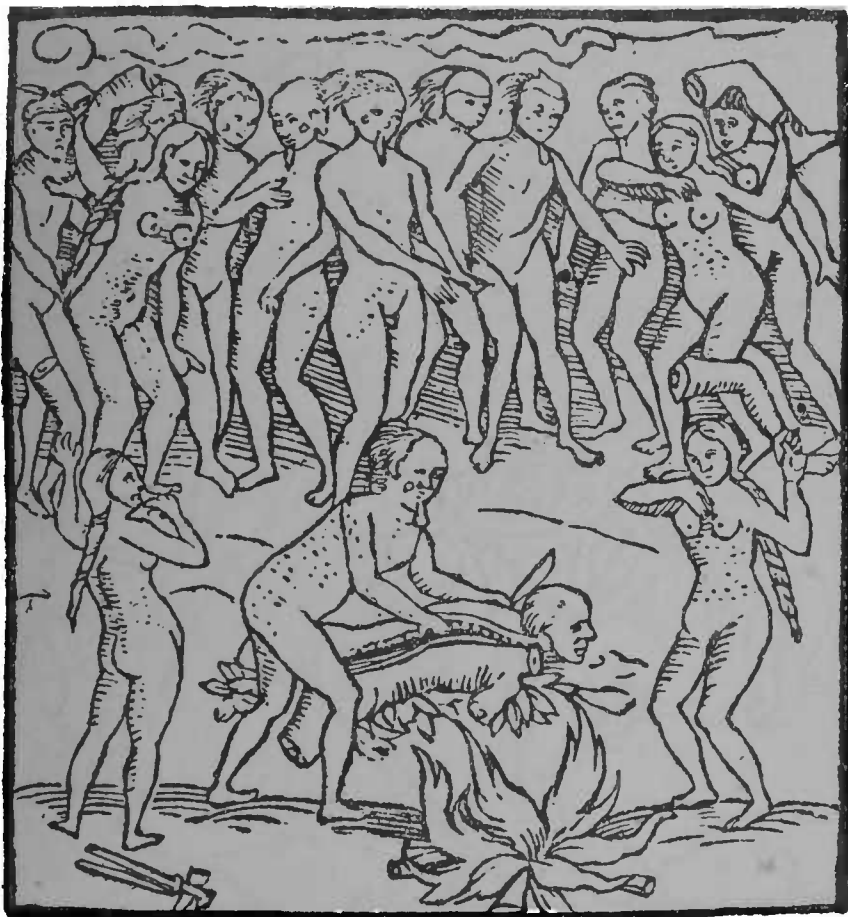


46. - A execução do prisioneiro que está preso á mussurana.

de um animal selvagem. Quando esta arranhadura sara, vêm-se as cicatrizes, que valem por ornato honroso. Durante êsse dia, deve o carrasco permanecer numa rêde, em repouso. Dão-lhe um pequeno arco, com uma flecha, com que deve passar o

tempo, atirando num alvo de cera. Assim procedem para que seus braços não percam a pontaria, com a impressão da manança.

Tudo isso eu vi, e assistí.



47. - O esquartejamento do corpo do prisioneiro.

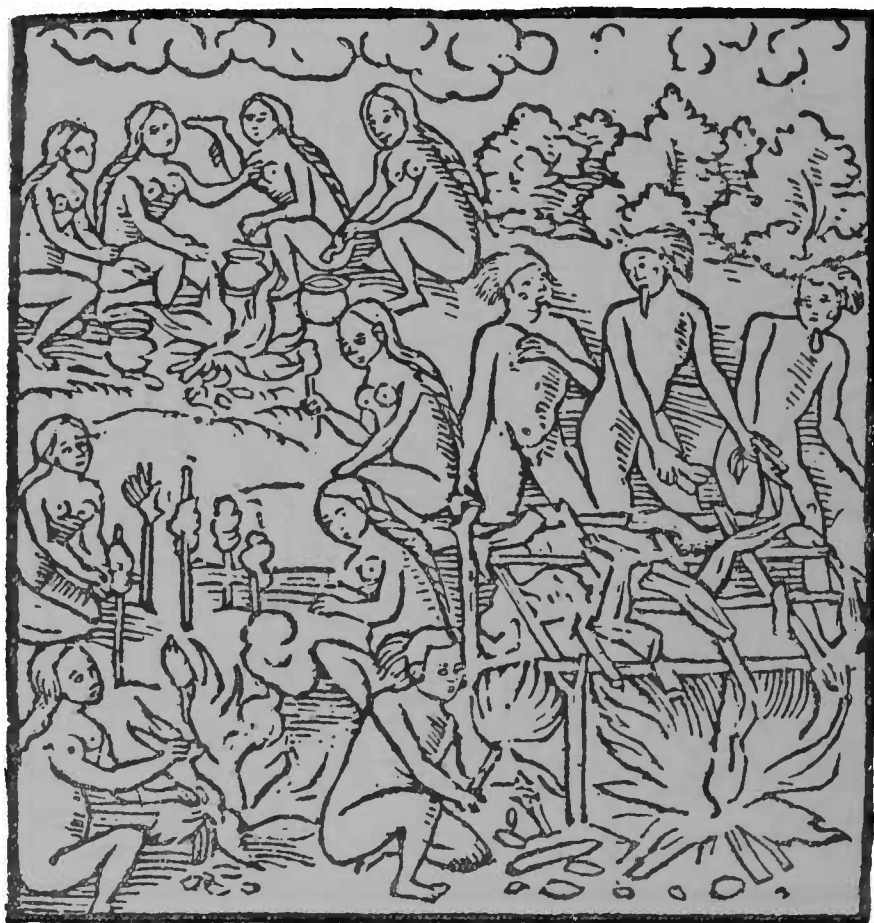
Os selvagens não sabem contar além de cinco. Quando querem contar para diante mostram os dedos da mão e do pé, e quando falam de um número grande, mostram os de quatro ou cinco pessoas.



48. - Mulheres e crianças sorvendo o mingau.



49. - Comendo a carne da cabeça do prisioneiro. Ao lado, Hans Staden com as mãos em atitude de prece.



50. - Assando os pedaços do corpo do prisioneiro.



## RELATÓRIO SOBRE ALGUNS ANIMAIS DAQUELA TERRA.

### CAPÍTULO 30.

#### Veados, porcos do mato e macacos.

Existem naquela terra veados, como aqui entre nós, em Héssia, e duas espécies de porcos do mato, das quais uma se parece com o porco selvagem daqui e a outra é pequena, parecendo-se com porquinhos novos. Chamam-se êstes tanhaçú-tatú, <sup>(148)</sup> sendo muito difícil pegá-los nas armadilhas que utilizam para a caça os nativos.

Há também lá três espécies de macacos. Uma delas se chama caí. São os macacos dos quais alguns nos vêm aqui ao país. A outra espécie se chama acacai. Êstes usualmente saltarilham nas árvores em grandes bandos, fazendo terrível gritaria no mato. E existe ainda uma terceira espécie, chamada buriquí. São vermelhos, têm barba como cabras e são grandes como um cachorro de porte médio.

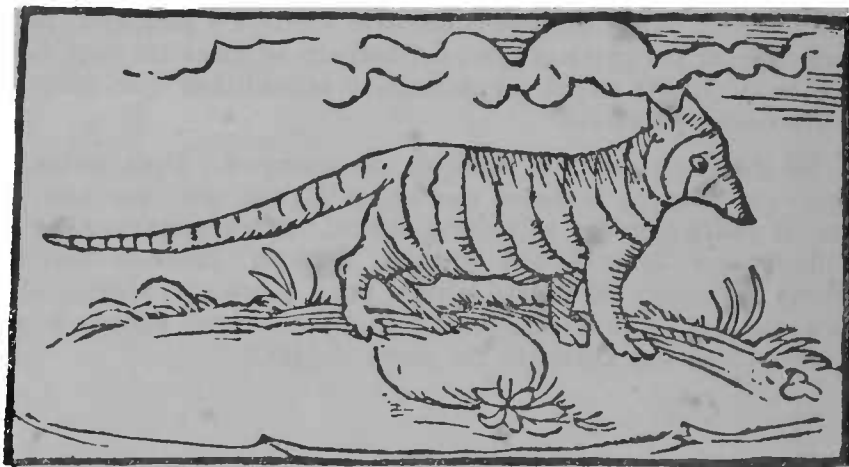
---

<sup>148)</sup> — O original de Staden escreve "teygasú-dattu" A edição da Academia Brasileira escreveu "Taygasú, Dattu", dizendo que se devia ler "taititú, tatú" ou como hoje se diz vulgarmente, "caetetú" e "tatú". Parece-nos, porém, que Staden quis neste período indicar apenas as espécies de porcos brasileiros e não o tatú, para o qual reservou capítuo especial. "Taiassú", é tanto o caitetú como o queixada e o termo tupí significa "dente grande". O dr. A. Couto de Magalhães grafa "taitetú" e "tajaçú", explicando que êste último termo é o nome genérico do porco silvestre brasileiro. "Ensaio sobre a fauna brasileira", São Paulo, 1939, págs. 317-322.

## CAPÍTULO 31.

### O tatú.

Chama-se tatú, uma outra espécie de animais. O tatú mede cerca de um palmo de alto e palmo e meio de comprimento. Tem o corpo todo encouraçado, com exceção do ventre. A couraça é como chifre, fechando-se com juntas, como numa armadura. Tem um focinho longo e pontudo, uma cauda comprida e vive bem nas rochas. Seu alimento são formigas. É de carne gorda. Comi dela muitas vezes. <sup>(149)</sup>



51. O tatú.

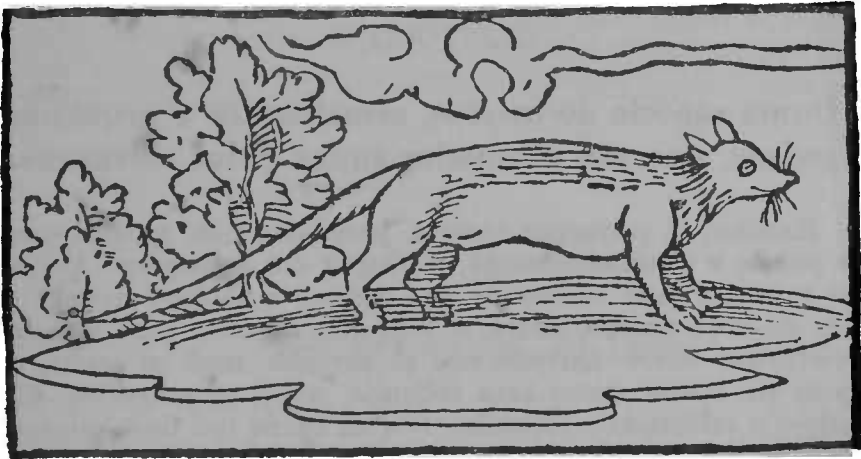
---

<sup>149)</sup> — Do tatú, cujo nome indígena quer dizer "casco duro", citam os naturalistas cinco espécies, com grande variedade de nomes. Consulte-se A. Couto de Magalhães, obra cit., págs. 226 e segs. e R. von Ihering, "Da vida de nossos animais", São Leopoldo (Rio Grande do Sul), 1934, págs. 14 e segs.

## CAPÍTULO 32.

### Saruês, tigres, leões, capivaras e lagartos.

Há ainda uma espécie de caça, chamada saruê. <sup>(150)</sup> O animal tem o tamanho de um gato, tem pelo cinzento escuro ou claro, e uma cauda também como um gato. Quando dá cria, tem seis filhotes mais ou menos. No ventre há uma fenda de cerca de meio palmo, e no interior da fenda uma outra pele, pois o ventre não é aberto. Dentro desta bolsa estão também



52. - O saruê.

as tetas. Para onde vái, leva consigo os filhotes na bolsa, entre as duas peles. Ajudei muitas vezes a caçar saruês e retirei os filhotes de dentro da bolsa.

Há também muitos tigres naquela terra, que estraçalham homens e causam grandes danos; além disso uma espécie de

---

<sup>150)</sup> — É o gambá meridional que no norte do Brasil chamam "mucura" e para seu estudo vide Couto de Magalhães, obra cit., pág. 217 e segs.

leão, a que chamam leopardo, que significa leão pardacento, e muitos outros diversos animais. <sup>(151)</sup>

Um animal, que denominam capivara, vive em terra e ná-gua. As capivaras comem os caniços que ficam à margem das águas doces. Quando se assustam com alguma cousa, fogem para a água e vão-lhe ao fundo. São maiores que uma ovelha, e têm a cabeça semelhante à lebre, conquanto maior, orelhas curtas, cauda romba e pernas bastante altas. O pelo é cinzento escuro. Têm três dedos em cada pé e correm velozes em terra, de umas águas às outras. A carne tem sabor da de porco.

Uma espécie de grandes lagartos lá vive ná-gua e na terra. São bons para comer.

---

## CAPÍTULO 33

### **Duma espécie de insetos, semelhantes a pequenas pulgas, que são chamados tunga pelos selvagens.**

Existem lá pequenos insetos, parecidos com pulgas, menores porém e chamados tunga na língua dos selvagens. Medram nas cabanas, pela imundície das gentes, e se lhes metem nos pés. Só coça quando entra, e sem que se sinta especialmente, penetra na carne. Quando não se percebe, nem se retira, forma-se em massa numa casa redonda, como uma ervilha. Sentindo-o e retirando o bichinho, fica na carne um buraquinho do tamanho duma ervilha. Quando cheguei à terra pela primeira vez, com os espanhóis, vi como atacaram os pés de alguns dos nossos camaradas, porque não os perceberam.

---

<sup>151)</sup> — E' sabido que no Brasil não existe tigre, nem leopardo e muito menos leão. O tigre seria a onça pintada ou "jaguar". O leopardo, seria a onça parda ou "suaçu-arana" Sobre esta e outras espécies dos nossos felinos consulte-se a obra citada de Couto de Magalhães, págs. 264-277.

## CAPÍTULO 34

### **De uma espécie de morcegos daquela terra, que mordem as pessoas de noite, durante o sono, nos artelhos e na testa.**

Os morcegos são maiores do que aqui na Alemanha. Voam de noite nas cabanas e em torno das rêdes em que dormem as pessoas. Quando percebem que alguém dorme e não os afugenta, voam-lhe aos pés, mordem e sugam, ou mordem a testa, voando depois em retirada. Quando estava entre os índios, arrancavam-me muitas vezes um pedaço dos artelhos. Quando acordava, via os dedos sangrando. Mordem os selvagens, porém, habitualmente na testa.

---

## CAPÍTULO 35

### **Sobre as abelhas da terra.**

Há lá naquela terra três qualidades de abelhas. As primeiras são quase como as nossas daqui. As outras são pretas e grandes como moscas; as terceiras, pequenas como mosquitos.

Todas estas abelhas depositam seu mel em arvores ocas. Muitas vezes, com os selvagens, retirei mel de todas as três espécies, e em geral nas menores encontramos melhor mel do que nas outras. Não picam também tão frequente como as abelhas aqui do país. Vi muitas vezes como as abelhas, quando os selvagens colhiam o mel, se lhes pegavam e os mesmos tinham que fazer para arrancá-las do corpo nú. Também eu próprio fui nú colher mel mas precisei, a primeira vez, correr à água de dôr terrível e aí retirar as abelhas, lavando, a-fim-de despegá-las do corpo.

---

## CAPÍTULO 36

### Dos pássaros da terra.

Tambem lá vivem muitos pássaros estranhos. Uma espécie, chamada guará-piranga, tem seu comedouro no mar, e nidifica nos recifes vizinhos da terra. E' aproximadamente do tamanho de uma galinha, tem o bico longo e pernas como a garça, mas não tão compridas. O guará-piranga tem uma particularidade: as primeiras penas, que crescem nos filhotes, são cinza-claro. Quando já podem voar, são cinzento-escuro. Assim voam, ao que se sabe, durante um ano. Então mudam as penas, e todo o pássaro se torna tão rubro como a côr vermelha máxima pode ser. E assim fica. Suas penas são muito apreciadas pelos selvagens.

---

## RELATÓRIO SOBRE ALGUMAS ÁRVORES DAQUELA TERRA.

### CAPÍTULO 37

#### A árvore do genipapo.

Numa árvore, que os selvagens chamam genipapo-ivá, cresce um fruto que se parece um pouco com a maçã. Os selvagens mascam êste fruto e expremem o suco em uma vasilha. Com êle se pintam. Quando esfregam o suco sobre a pele, a princípio parece água. Mas ao cabo de alguns momentos se torna a pele tão negra como tinta. Assim dura nove dias. Depois a côr desaparece, mas não antes dêste tempo, mesmo que se lave o quanto se queira.

---

## CAPÍTULO 38

### **Como crescem o algodão e a pimenta brasileira e algumas raízes, que os selvagens plantam para comer.**

O algodão cresce em arbustos de mais ou menos uma braça de alto e tem muitos galhos. Depois da florada o arbusto dá cápsulas. Estas se abrem quando ficam maduras. O algodão está então nas cápsulas em torno de um pequeno caroço preto. Este é a semente que se planta. Os arbustos estão cheios destas cápsulas.

Há duas qualidades de pimenta naquela terra. Uma é amarela, outra vermelha. Ambas as qualidades crescem porém da mesma maneira. Quando a pimenta está verde, tem o tamanho do fruto da roseira brava, que cresce no espinheiro. O pimenteiro é um pequeno arbusto de mais ou menos uma braça de alto. Tem pequenas folhas e fica cheio de pimenta. A pimenta tem gosto ardido. Os selvagens a colhem quando está madura e secam-na ao sol. A outra espécie de pimentinhas, que se parece bastante com esta, secam do mesmo modo.

Há também raízes que se chamam getica e têm bom sabor. Quando os selvagens querem plantá-las, cortam as raízes em pequenos pedaços e metem os pedacinhos na terra. Estes crescem então e as plantas se espalham sobre o solo como ramas de lúpulo e deitam muitas raízes.

---

## CONCLUSÃO.

### **Hans Staden deseja ao leitor a graça de Deus e paz.**

Querido leitor! Descrevi minha viagem marítima tão lacônica porque queria contar apenas o início, como caí em poder da cruel gente selvagem. Quis mostrar com isso, como o Salvador de todos os males, nosso Senhor e Deus, de modo patente, e sem que eu o pudesse esperar, me livrou do poder dos gentíios. Cada qual deve ouvir que o Deus todo-poderoso preserva e conduz, ainda agora, tão maravilhosamente, seus cristãos fiéis, entre o povo ímpio dos pagãos, como sempre o fez, desde o começo. Cada qual deve, portanto, igualmente ser grato a Deus e nêle confiar no tempo da provação. Pois Deus mesmo falou: Chama por mim na desgraça, assim te salvarei, e tu hás de louvar-me.

Poderá alguém dizer que eu devia talvez fazer imprimir tudo quanto conheci e vi. Precisava então escrever um livro grosso. De certo tinha eu também muito mais para escrever, se para tanto me esforçasse, mas o meu intuito não era êsse. Expús aquí e alí, suficientemente, o pensamento que me levou a escrever êste livrinho, a saber, como todos nós devemos a Deus louvor e gratidão, por ter-nos protegido desde o nascimento, desde a primeira hora, até as presentes, em nossa vida.

Ademais posso bem imaginar que o conteúdo dêste livrinho pareça a muitos fantástico. De quem a culpa? De resto não sou o primeiro e nem serei o último que pode conhecer tais travessias, terras e povos. Os que me precederam, não colheram sua experiência através de sorrisos, e futuramente será o mesmo. Porém ninguém admitirá que aqueles que arriscam a vida e enfrentam a morte sintam do mesmo modo que aqueles que se conservam á margem, observando, ou aqueles que ouvem contar. E se todos os que viajam para a América tivessem de contar com o perigo de caír em poder de cruéis inimigos, quem então demandaria aquela terra? Mas tenho por verdadeiro que muitos honrados homens de Castelá, Portugal, França, alguns



também de Antuérpia, no Brabante, que estiveram na América, podem testemunhar que é assim, como escrevo. Para aqueles porém que não conhecem a terra estrangeira, me apoio nesses testemunhos, e principalmente em Deus.

Empreendi minha primeira viagem à América em um navio português, cujo capitão se chamava Penteado. Éramos três alemães a bordo. Um era de Bremen e se chamava Henrique Brant, o segundo se chamava João e era de Bruchhausen, o terceiro era eu.

Fiz minha segunda viagem de Sevilha, na Espanha, para o Rio da Prata, província situada na América. O comandante do navio era don Diogo de Sanabria. Era eu aí o único alemão. Depois de longos esforços, cuidados e perigos, em água e em terra, que nesta viagem, como se narrou, duraram dois anos, naufragamos afinal em São Vicente, ilha bem próxima do continente do Brasil, que era habitada por portugueses. Aí encontrei um compatriota, um filho do falecido Eobanus Hessus, que me acolheu bem. Além disso, tinham aí os comerciantes de Antuérpia, que se chamam Schetz, um representante ou feitor por nome Pedro Roesel. Estes dous podem servir de testemunhos de como lá estive e fui aprisionado pelos índios cruéis.

Ainda há os marítimos da Normândia, na França, que me resgataram dos selvagens. O capitão do navio era de Vetteville e se chamava Guilherme de Moner; o piloto, de Harfleur, chamado Francisco de Schantz, e o intérprete Pérot, de Harfleur. Esta excelente gente me auxiliou na França, depois de Deus — que Ele os recompense na eterna Bemaventurança! Ajudaram-me a conseguir um passaporte, vestiram-me e deram-me dinheiro para a viagem. Podem testemunhar onde me encontraram.

A seguir abandonei Dieppe, em França, navegando e mandei Londres, na Inglaterra. Aí tiveram conhecimento os correspondentes da Bolsa holandesa, pelo capitão do navio com o qual aí cheguei, do que se passara comigo. Convidaram-me como hóspede e honraram-me com dinheiro para a viagem. Então parti para a Alemanha.

Em Antuérpia fui à casa von Oka, ter com um negociante por nome Gaspar Schetz, o qual, como se mencionou, tinha o feitor Pedro Roesel, em São Vicente. Trouxe-lhe a notícia de como os franceses haviam atacado o navio do seu feitor, no Rio de Janeiro, e como foram rechassados. Este negociante me presenteou com dois ducados imperiais para a viagem. Deus queira recompensá-lo.

Se houver agora um moço, a quem minha descrição e êstes testemunhos não bastem, que empreenda então êle próprio, com a ajuda de Deus, a viagem, e a dúvida se lhe dissipará. Dei-lhe, neste livro, informações suficientes. Siga o rasto. Para aquele, a quem Deus ajuda, o mundo não está fechado.

Ao Deus todo poderoso, que é tudo em tudo, louvor, honra e glória por todo o sempre do sempre.

A M E N .

---

---

---

Impresso em Marburgo, na Folha de Trevo,  
por André Kolbe, no Carnaval de 1557.

---

---

# Wundersam

Historia vnd beschreibung eyner Landtschafft der Wilden / Nacketen / Grimmigen Menschfressen Leuthen / in der Newenwelt America gelegen / vor vnd nach Christi geburt im Land zu Hessen vndtantz / bis vff dise tzt. nechst vergangene jar / Da sie Hans Staden von Hornsberg auß Hessen durch sein eygne erfahrung erkant / vnd yetzo durch den truck an tag gibet.

Dedicirt dem Durchleuchtigen Hochgebornen herren / W. Philipsen Landtgraff zu Hessen / Graff zu Carzenelnbogen / Dietz / Ziegenhain vnd Widda / seinem G. H.

Mit eyner vorrede D. Joh. Weyandts / genant Eychman / Ordinarij Professoris Medici zu Marburgk.

Inhalt des Büchlins volget nach den Vorreden.



Gedruckt zu Marburg / im jar M. D. LVII.

53. Reprodução facsimilar do frontispício da edição original de Marburgo, de 1557.

hütten/darnach des dritten tages reysete er vort an. Vnd sie hatten beschlossen/sie wölten zü rüsten/vnd des ersten tages mich tödten/so bald sie alle ding bei eynander hetten/Vnd sie erwarten mich sehr fleissig/vnd thatten mir grossen spott an/beyde jung vnd alt.

## Wie ich so groß zan wehe hatte / Caput xxvij.

**E**s begab sich / wie ich so im elende war / das gleich wie man sagt/das eyn vnglück nicht alleyn kompt / mir eyn zan wehe thet / so das ich gar versiel / durch groß wehe/so fragte mich mein herr / wie es keme das ich so wenig esse/ich sagte mir thete eyn zan wehe / Do kam er mit cynem dinge/von holze gemacht/vnd wolte in mir außreissen/ Ich sagte er thete mir nit mehr wehe/Er wolte in mir mit gewalt außreissen. Doch weget ich mich so sehr/das er daruon abließ/jameynete er/wo ich nicht esse vnd widerumb zuneme/wolten siemich töten eheder rechten zeit. Gott weyß wie manchmal ich so hertzlich begerte/das ich möchte/wens sein gotlich will were/sterben ehe es die wilden acht hetten / das sie nicht iren willen an mir vollenbringen mochten.

## Wie sie mich zü irem obersten Könige Konyan Bebe genant / fuhreten / vnd wie sie da mit mir omb giengen. Cap. xxvij.

**N**ach etlichen tagen siireten sie mich in eyn ander dorff/welchs sie heysen Arirab/zü eynem künig der hieß Konyan Bebe/vnnd war der vornemste künig vnter jnen allen. Bei demselben hetten sich etliche mehr versamlet/vnd eyn  
g ij

54. Reprodução facsimilar de uma página da edição original de Marburgo, de 1557. Cap. 27 do Livro Primeiro.

# NOTAS

relativas aos mapas.

Foi com grande satisfação que me incumbi da honrosa tarefa de desenhar, para esta edição brasileira das viagens de Hans Staden, uns mapas e umas plantas ilustrativas. Quanto aos ensaios de reconstituição e alguns novos fatos averiguados, já fiz referência a eles às páginas 222 a 225 da edição alemã. Teve o autor da edição brasileira, o sr. dr. Carvalho Franco, a amabilidade de aprovar o resultado de meus estudos, transcrevendo-os, em resumo, em suas notas numeros 108 e 121. Assim sendo, posso limitar-me a dar, apenas, umas ligeiras observações e trazer a lume alguns novos resultados que obtive aprofundando-me mais no assunto.

## **1) Mapa, ilustrando as duas viagens.**

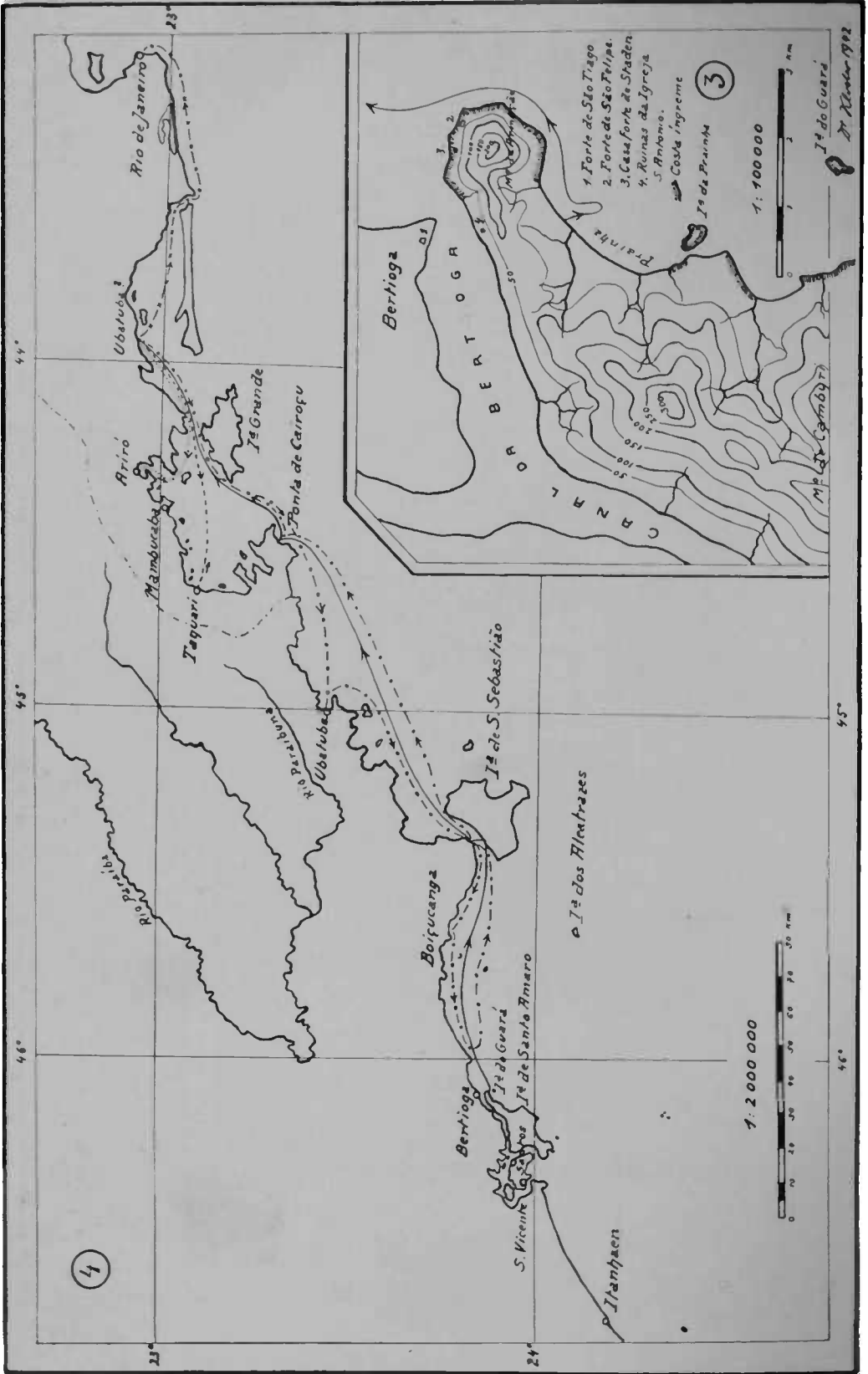
As rotas indicadas devem ser consideradas como prováveis, levando-se em conta as condições atmosféricas e de correnteza reinantes nas épocas das viagens. O ponto mais meridional é atingido em Viazá (Jabiassapé), a  $28\frac{1}{2}^{\circ}$  S, conforme citado no 2.º trecho do capítulo 12.

## **2) Mapa da primeira viagem.**

Serve, apenas, para ilustrar os nomes indicados dos capítulos 2 a 5.

## **3) Planta dos arredores de Bertioga.**

Esta planta foi desenhada, especialmente, aproveitando-se estudos feitos in loco, relativos à situação da casa forte de Staden, na ilha de Santo Amaro. Chegamos à conclusão que estaria localizada na proximidade do posterior forte São Felipe. Achase indicado o rumo, provavelmente, seguido pelos tupinambás, ao aprisionarem Hans Staden (capítulos 18 e 19). A nossa argumentação a respeito, pretendemos reuní-la em publicação especial.



46° 44° 42°

23°

4

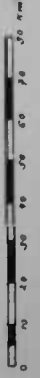
46°

45°

46°

45°

1: 2 0 0 0 0 0 0



1: 1 0 0 0 0 0



- 1 Forte de São Tiago
- 2 Forte de São Felipe
- 3 Casa Forte de Staden
- 4 Ruínas da Igreja
- 5 Anteno

Costa irregular

Ilha de Prinha

Dr. N. de A. de G.

Ilha de Guará

O PAÍS COM OS PORTOS QUE, EM PARTE  
 VI NA AMÉRICA, EM QUANTO GRÃOS ELES  
 FICAM. TAMBÉM SOBRE OS HABITANTES,  
 COMO SÃO CHAMADOS E A MANEIRA POR  
 QUE OS SEUS TERRITÓRIOS ESTÃO CON-  
 TIGUOS UNS AOS OUTROS. TRACEI ISTO  
 O MELHOR QUE POUDE PARA A BÔA COM-  
 PREENSÃO DO LEITOR JUDICIOSO.

NOTA: Este desenho reproduz exatamente o mapa  
 da edição principal de Hans Staden (1587)  
 e foi feito por Mário Baidoso com o auxílio  
 das legíveis transcrições para o português  
 por Carvalho Franco.

TROPICO DE CAPRICORNIO

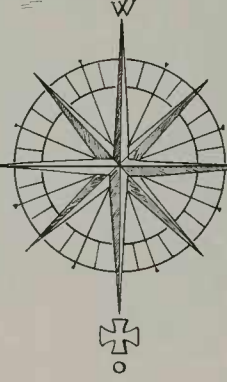


LINHA EQUINOCCIAL

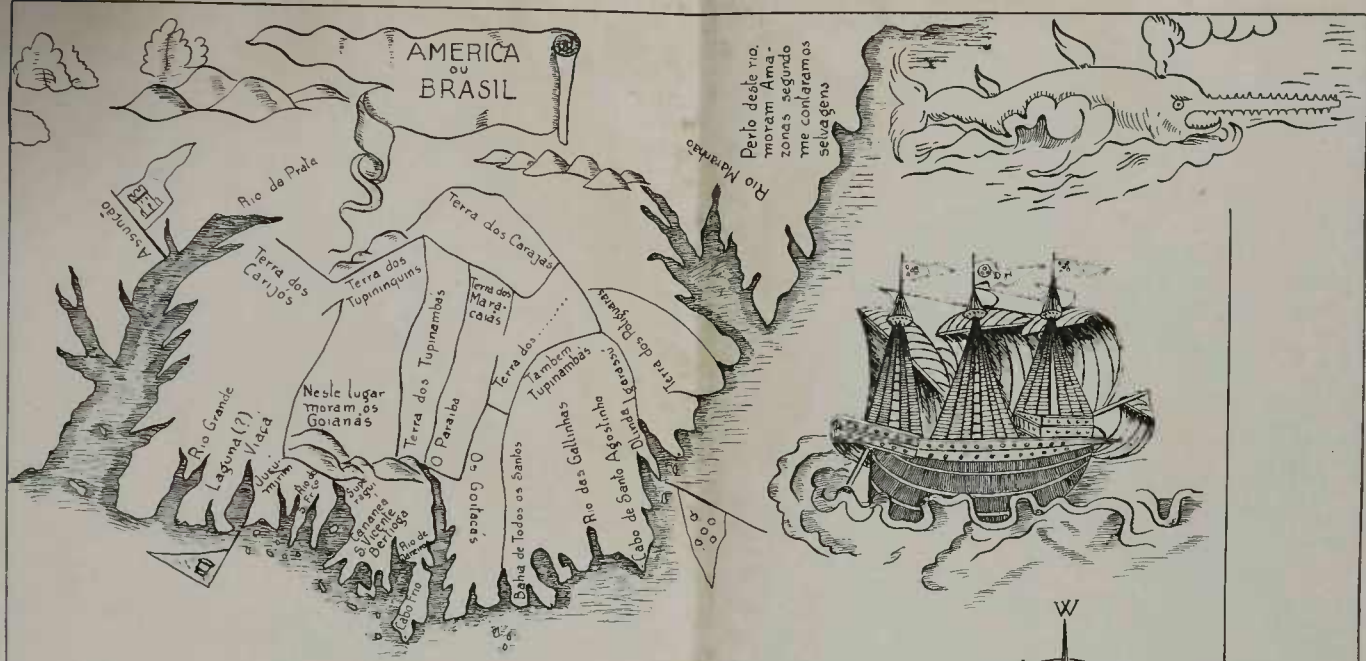
1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19

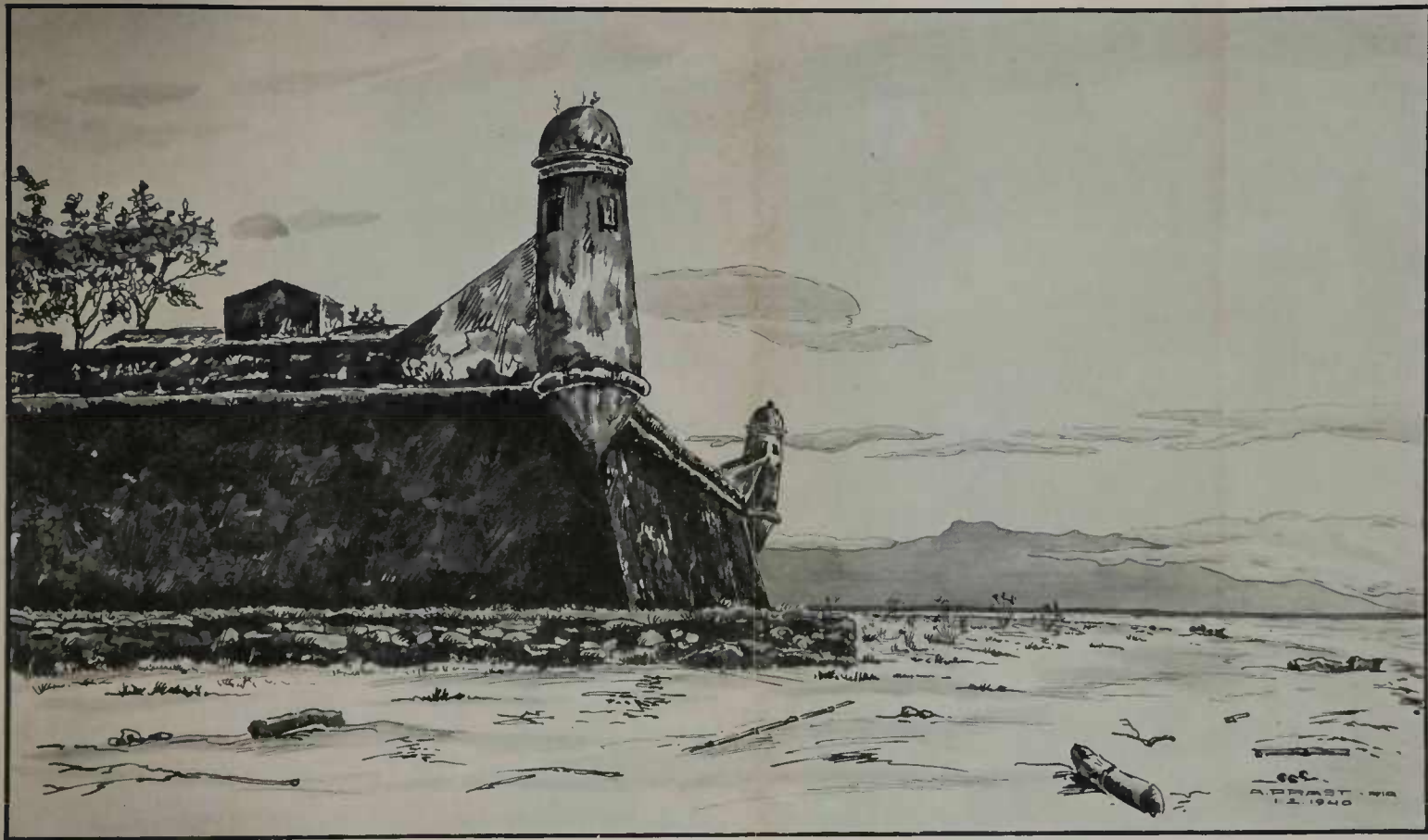
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36

TROPICO DE CANCER



Cabo Verde





Das Fort Bertioaga, 1940



# Índice Analítico

St. = grafia empregada por Staden.

- Aa, Pieter van der, editor da obra de Staden, 22.  
Abati, (St. = Abbati) = milho, 77, 112.  
Abati-poçanga, (St. = Abbati Bossange), chefe indígena, 139, 141, 142, 171.  
Abelhas, 193.  
Academia Brasileira de Letras, 20, 24, 30, 83, 97.  
Acangatara (St. = Kannittare), ornato, 99, 150, 168; ilustr. 33.  
Açores, Ilhas dos (St. = Losa Sores), 50.  
Açucar e engenhos, 71—73, 79, 80, 115.  
Acuña, Rodrigo de, 68.  
Adivinho, 173—175, 177.  
Adorno, Antonio, 74.  
Adorno, José (St. = Josepe Ornio), um genovês, 73, 77, 80.  
Adorno, Rafael, 73.  
Afonso, Gonçalo, 74.  
Agricultura, 77, 87, 115, 162, 163, 171, 195.  
Aiala, Diogo de, 10.  
Albacorá, (St. = Albakore), qualidade de peixe, 42.  
Alemanha e alemães, 17, 31, 39, 76, 78, 80, 93, 110, 111, 145, 197.  
Agudin, Antonio (St. = Antonio Agudin), um galego, 94.  
Alcatraz = gaivota marinha; Ilha dos A. (St. = Alkatrases, Insula de A.), 68.  
Algodão, 93, 122, 140, 152, 158, 170, 178, 195.  
Alkindar-miri (St. = Alkindar Miri), chefe indígena, 89, 111, 114.  
Almeida, Candido Mendes de, historiador, 71, 81.  
Alminzom, Sancho de, 10.  
América, 17, 31, 37, 40, 52—55, 151, 152, 197.  
Amsterdã, cidade dos Países Baixos, 21, 22.  
Anchieta, José de, 80, 97, 125.  
Angra dos Reis, 88, 97, 99, 104, 112, 122.  
Animais domésticos, 34.  
Ano Bom, Ilha do, 6.  
Antônio, um português, 133.

- Antropófagos e manança dos prisioneiros**, 97, 109, 112—114, 120, 121, 129, 131, 132, 134, 138, 153, 154, 176, 179, 180—185, 187, 188; ilustr. 47, 50.
- Antuérpia** (St. = Antdorff), cidade dos Países Baixos, 20, 21, 147, 197.
- Apóstolos**, Ordem dos, 12.
- Araçoiá** (St. = Arasoya), leque ornamental, 91.
- Araripe**, Tristão de Alencar, tradutor da obra de Staden, 23.
- Ariró** (St. = Arirab, Arirop), povoação, 88, 97, 99, 200; ilustr. 18.
- Armação**, ponta da, 72, 75.
- Armenta**, Bernardo de, frade franciscano, 16.
- Arte medicinal**, 96, 178.
- Assunção**, (St. = Sumption, la Soncion), hoje capital do Paraguai 5, 7—11, 61, 62, 64, 65.
- Ataide**, D. Antonio de, vide Conde da Castanheira.
- Augsburgo**, cidade da Alemanha, 17.
- Aveiro**, Duque de, 8.
- Ayrosa**, Plínio, pesquisador do tupí-guaraní, 10, 88, 128, 154.
- Azeredo**, Sebastião de, fundador de Paranaguá, 78.
- Baía de Todos os Santos** (St. = Boiga de Todolos Sanctus), 153.
- Barbária**, vide Marrocos.
- Bastos**, Maria de, 10.
- Bebidas**, 77, 82, 88, 98, 100, 107, 112, 134, 138, 165, 166, 179, 181; ilustr. 38.
- Becerra**, Francisco, capitão do navio “São Miguel”, 5—7, 10, 53, 65.
- Bernal**, João, carpinteiro, 10.
- Bertioga** (St. = Brickioka, Brigiaco), 67, 72—76, 79, 81, 83, 86—88, 90, 94, 98, 99, 105, 116, 118, 124, 127—129, 131, 201, 210 (ilustr.); ilustr. 11, 12, 15, 16.
- Bertoni**, Moisés Santiago, etnólogo, 68.
- Biscaia**, Baía da, 6, 11.
- Boiçucanga**, (St. = Boywassu-Kange), povoação, 127, 128; ilustr. 26.
- Bojeci** (St. = Bogessi), ornato, 169.
- Bonito** (St. = Bonitte), qualidade de peixe, 42.
- Boumann**, Jan Jacobsz, editor da obra de Staden, 21.
- Braga**, Diogo, de, 74, 128, 129.
- Braga**, João, Diogo Domingos, Francisco e André de, irmãos, 73, 128, 133, 138.
- Brant**, Henrique, um alemão, 39, 197.
- Brás Cubas** (St. = Brascupas), ilha de, 72; ilustr. 12.
- Bremen**, cidade da Alemanha, 39, 197.
- Brown**, Carter, biblioteca americana, 19.
- Bruges**, cidade da Bélgica, 29.
- Brunet**, bibliógrafo francês, 19.

Bry, Teodoro de, editor da obra de Staden, 21.  
 Buenos Aires, 16, 23, 24, 61.  
 Burrón, Rafael, capitão, 10.  
 Burton, Richard F., anotador da obra de Staden, 22.

Cabeleira dos indígenas, 167, 168.  
 Cabras, 50.  
 Cabo Verde (St. = Cape verde), 53, 151.  
 Caça, 153, 159.  
 Cáceres, província espanhola, 7.  
 Caetano, Batista, etnólogo, 26 37.  
 Caetés, tribu indígena, 46.  
 Caiçara (St. = Ywara), fortificação dos selvagens, 87.  
 Campos, Fernando de, 10.  
 Cananéa (St. = Caninee), porto, 14, 15, 57, 68.  
 Canárias, Ilhas das, 53, 151.  
 Cancer, trópico de, 151.  
 Canoas, 86, 124, 176; ilustr. 15.  
 Capivara, 191, 192.  
 Capricórnio, trópico de, 151, 152.  
 Carajás (St. = Karayas), tribu indígena, 154, 155, 163.  
 Carapeto, Fernão Luis, padre, 74.  
 Cardim, Fernão, padre, 26.  
 Carijós (St. = Carios), tribu indígena, 57, 62, 68, 73, 78, 103, 119, 120, 121, 152.  
 Carilo, João Fernandes, padre, 10.  
 Carimã (St. = Keinrima), raiz sêca, 163.  
 Carimã, variedade de peixe, 77.  
 Carimã-cui, chefe-indígena, 108, 109.  
 Carrera, Afonso de la, 10.  
 Caruatá-uára, um francês, 110, 111.  
 Carvajal, D. Antonio de, 10.  
 Carvajal, Baltasar de, alfaiate, 10.  
 Carvalho, Gomes de, historiador, 140.  
 Casal, Ayres do, geógrafo, 122.  
 Casilas, Diogo, ferreiro, 10.  
 Cassel, cidade da Alemanha, 17, 18, 21, 26.  
 Castanheira, Conde de, 13.  
 Castela, província da Espanha, 8, 42, 52, 196.  
 Castro, Vaca de, governador, 7.  
 Catherine de Vetteville, navio francês, 141, 143, 146.  
 Cauim (St. = Kawawy), bebida, 77, 82, 88, 98.  
 Cépeda, Francisco de, 10.  
 Cipó (St. = Sippo), 49.  
 Chaves, Nuflo de, 7.

Cherburgo, cidade da França, 20.  
 Claesz, Cornelis, editor da obra de Staden, 21.  
 Claudio, vide *Mirande*.  
 Coelho, Duarte, donatario de Pernambuco, 45, 46.  
 Colombo, Christovam, 17.  
 Conceição, vila, 47, 70.  
 Contagem, sistema de, 185.  
 Contreras, Elvira de, 7, 11.  
 Contreras, Isabel de, 10, 11.  
 Coó-uara-açú (St. = Sowarasu), chefe indígena, 141.  
 Côrtes, João, 10.  
 Cortez, Fernando, 17.  
 Costa, Gonçalo da, um português, 6.  
 Cubas, Brás, fundador de Santos e capitão-mór, 13, 117.  
 Cuevas, Francisco de, 10.  
 Cunhambebe (St. = Konyan Bebe), chefe indígena, 97—100, 124, 126, 132, 164, 200.  
 Cutia (St. = Acuttia, Acutia), povoação indígena, 60, 63; ilustr. 10.

Dansa e música, 91, 92, 97, 133, 166, 167, 172, 177—180; ilustr. 28, 44.  
 D. H., xilógrafo alemão, 38.  
 Dias, Gonçalo, 10.  
 Dieppe (St. = Depen, Dippaw), cidade da França, 140, 146, 147, 197.  
 Diez, cidade da Alemanha, 25, 36, 199.  
 Dilúvio,, 174.  
 Dinheiro, 172.  
 Direito e organização da tribo, 155, 164, 172.  
 Dommer, bibliógrafo alemão, 20.  
 Donoso, João, 10.  
 Dorantes, Pedro, administrador, 13.  
 Dourados (St. = Durado), qualidade de peixe, 42.  
 Dryander, prof. dr. João Eichmann, chamado Dryander, 17, 18, 29, 199.  
 Durão, Francisco, 10.  
 Durão, João, 10.

Ebano, Eliodoro, 78, 79.  
 Eichmann, João, vide *Dryander*.  
 Enduape (St. = Enduap, Enduape), ornato, 99, 150, 168, 169; ilustr. 18, 33, 40.  
 Enguaguacú (St. = Ywawa supe), povoação, 71, 72.  
 Equador, linha do, 43, 53, 151.  
 Erasmo de Roterdam, humanista, 35.  
 Escobar, Afonso de, 10.  
 Escorcio, capitão normando, 6.

Escavidão, 119.  
Espanha, espanhóis e navios espanhóis, 6, 9, 10, 12, 13, 15, 33,  
37, 52, 53, 56, 61, 62, 110, 151, 197.  
Estrela Polar Norte, 151.

Fazenda, J. Vieira, historiador, 80.  
Felipe I., landgrave de Hesse, 17, 25, 29, 199.  
Fernandes, João, 62, 63.  
Fernandes, Gaspar, 10.  
Fernandes, Manuel, 73.  
Ferreira, Jorge (St. = Jorge Ferrero), um português, 129.  
Finisterra, Cabo de (St. = a fine terrae), 33.  
Firmiano, Lactâncio, teólogo, 32.  
Física dos indígenas, 152, 154, 161.  
Fogo e utensílios para acender, 153—155, 157, 158, 163, 164, 171,  
180; ilustr. 35.  
Fortaleza de Hans Staden em Bertioga, 75—77, 79, 83; ilustr. 13.  
Fortificações dos selvagens, 47, 87, 155, 156; ilustr. 34.  
Fouquet, Karl, tradutor da obra de Staden, 24, 87.  
França, franceses e navios franceses, 6, 10, 19, 31, 39, 50—52, 57,  
70, 78, 83, 91, 93—96, 98, 105, 109—112, 115, 116, 118,  
122—124, 134, 135, 140—146, 163, 171, 196; ilustr. 24.  
Francfort, cidade da Alemanha, 19—23.  
Franck-Feyrabend, colecionador de obras, 21.  
Frei Gaspar da Madre de Deus, historiador, 71, 73.  
Frutos, 152, 177, 194, 195.  
Funchal (St. = Funtschal), 42.

Gaffarel, Paul, historiador, 140.  
Gago, Manuel de Oliveira, 73.  
Galeoto, Mario, astrônomo em Bolonha, 34.  
Gambarotta, Francisco, 13.  
Gambôa, João de, 10.  
Gandia, Enrique de, historiador, 5, 6, 9, 10, 13, 16, 57, 61,  
68, 167.  
Garcia, Francisco, 10.  
Garcia, Pedro, 10.  
Gell, Cape de, vide Ighir Ufrani.  
Gética, raíz, 195.  
Góis, Cipriano de, 10.  
Gois, Luis de, fundador de um engenho de açúcar, 73.  
Góis, Vicente de, 10.  
Goldtworm, Gaspar, magistrado e pregador, 34.  
Gomes, João, pedreiro, 10.  
Gonzalez, Martim, marinheiro, 10.

Gonçalves, Afonso, um português, 50.  
 Gondra, Luis Roque, historiador, 7, 8, 11, 14, 53, 64, 117.  
 Gottofridus, Ludovicus, editor da obra de Staden, 21.  
 Groot, Gijsbert de, editor da obra de Staden, 22.  
 Groot, Michel de, editor da obra de Staden, 21.  
 Guadalquivir, rio da Espanha, 52.  
 Guaianás (St. = Wayganna), raça indígena, 153, 155.  
 Guaimbé, ilha, 74.  
 Guairá, região, 10.  
 Guaitacás (St. = Weittaka), tribu indígena, 154.  
 Guará piranga (St. = Uwara pirange), ou garça, 82, 194.  
 Guarani, raça indígena, 15, 57, 58.  
 Guaratinga-açú (St. = Vratinge Wassu), chefe indígena, 90, 108, 120.  
 Guerra e armas, 47—49, 74, 77, 81, 83, 102, 104, 115, 124—126,  
 128, 144, 150, 154, 177, 178; ilustr. 6, 7, 12, 13, 19, 26, 31, 33.  
 Guerras, engenho de açúcar, 73.  
 Guiles, Antonio de, 10.  
 Guiné (St. = lant Gene), região da África, 6, 8, 53, 151.

Habitações dos selvagens, 84, 87, 153—155.  
 Han, Weigand, editor do livro de Staden, 19, 20.  
 Hantzsch, Victor escritor, 21.  
 Hesse (Hessia), província da Alemanha, 17, 19, 20, 25, 26, 29,  
 30, 36, 39, 199.  
 Hessus, Eliodoro, filho do Helius Eobanus Hessus, 30, 78—80.  
 Hessus, Helius Eobanus, humanista e professor em Marburgo, 30,  
 78, 197.  
 Hielst, João van, um flamengo, 9, 73, 145.  
 Homberg, cidade da Alemanha, 11, 17, 26, 29, 39, 199.  
 Honfleur, (St. = Honflor), porto da França, 37, 145, 146.

Ibirá-pema (St. = Iwera Pemme), instrumento para os prisioneiros,  
 90, 91, 120, 150, 179—182; ilustr. 33, 42, 44.  
 Igaracú ou Igarassú (St. = Garasu, Ugarasu), localidade no Estado  
 de Pernambuco, 46.  
 Igarassú, rio, 47, 48, 50; ilustr. 6.  
 Ighir-Ufrani (St. = Cape de Gell), porto de Maroccos, 42, 43.  
 Iguassú, rio, 68.  
 Ihering, Rudolf von, naturalista, 190.  
 Ilha Grande, 88, 122.  
 Imbeaçã-pe (St. = Inbiassape), porto, vide Viaçã.  
 Índia, 33, 39, 51.  
 Inglaterra, ingleses e navios ingleses, 52, 147, 197.  
 Ini, vide Rede.  
 Insétos, 192, 193.

Inumação, ilustr. 21.  
Ipaussú-Itamaracá ou Ilha Grande de Itamaracá, 47.  
Iperoig, povoação, 97.  
Ipirú-guaçú, chefe indígena, 89, 93, 104, 114.  
Irala, Domingos Martinez de, 7, 8, 13, 61, 65.  
Italianos, 5.  
Itamaracá (St. = Tammaraka, Tamerka), povoação no Estado de Pernambuco, 47, 48; ilustr. 6.  
Itanhaem (St. = Itenge Ehm), povoação, 9, 67, 70, 202; ilustr. 11.  
Itaparica, povoação, 13.  
Itapucú, rio, 15, 64, 65.  
Itavú (St. = Ita Wu), chefe indígena, 140.  
Ivai, rio, 14, 65.

Jacó, um francês, 122.  
Jacob, Walter, 19.  
Jaeger, Padre Luiz Gonzaga, historiador, 68.  
Jansz, Broer, editor da obra de Staden, 21.  
Jerônimo (St. = Hironymus), um português, 129, 131, 134—136, 138.  
João III, Rei de Portugal, 12—14, 37, 39, 42, 76, 77.  
João de Bruchhausen, um alemão, 39, 197  
Jorge, A. G. de Araujo, historiador, 140.  
Jurumirim = Santa Catarina (St. = Schirmirein), porto, 61; ilustr. 10.  
Justiniano, Bartolomeu, um genovês, 9, 10.

Kampen, porto da Holanda, 37, 39.  
Katzenebnbogen, ex-condado alemão, 25, 36, 199.  
Kloster, Wilhelm, geógrafo alemão, 87, 88, 122, 202.  
Kluepfel, Karl, editor da obra de Staden, 22.  
Kolbe, André, impressor alemão, 17, 19.  
Kuestler, Bartolomeu, editor da obra de Staden, 17.

Lagartos, 191, 192.  
Leão, Diogo de, carpinteiro francês, 10.  
Leão, Ermelino A. de, historiador, 80.  
Lechler, Martin, editor da obra de Staden, 21.  
Le Havre Neuf (St. = Habelnoeff), porto francês, 146.  
Lehmann-Nitsche, Roberto, historiador, 23, 26, 53.  
Leipzig, cidade da Alemanha, 23.  
Leitão, Jerônimo, 73.  
Leme, Roque Luiz, genealogista, 78.  
Leões, 191, 192.  
Lerna, D. Diogo de, 10.  
Léry, João de, missionário, 30, 32, 88.  
Letts, Malcolm, tradutor da obra de Staden, 23.

Leuhr (St. = Leuhr), alemão domiciliado em Lisboa, 39.  
 Leyden, cidade da Holanda, 22.  
 Língua tupi, 84—87, 100, 109, 113, 132, 174, 176.  
 Liqueno, Frei José Maria, escritor, 7.  
 Lisboa, 37, 39, 41, 42, 52, 53, 117, 145, 151.  
 Lobato, Monteiro, compilador da obra de Staden, 23.  
 Loefgren, Alberto, tradutor da obra de Staden, 20, 22—24, 83, 89.  
 Londres, 22, 23, 147, 197.  
 Lonicer, Adam, tradutor da obra de Staden, 21.  
 Lyra, Nicolau, teólogo, 33.  
  
 Macacos, 189.  
 Macaguã (St. = Mackukawa), variedade de pássaro, 180.  
 Madeira, Ilha da (St. = Eilga de Madera), 4, 42.  
 Maembipe (St. = Meyenbipe) ou São Sebastião, ilha, 126, 128,  
 129, 131; ilustr. 25, 27.  
 Magalhães, A. Couto de, naturalista, 189—192.  
 Maiença, cidade da Alemanha, 29.  
 Malagueta, Ilha de, 11.  
 Malavér, Gomes, 10.  
 Mambucaba (St. = Mambukabe), povoação dos selvagens, 88, 104, 106.  
 Mandioca (St. = Mandioken), 47, 49, 50, 62, 77, 87, 115, 159,  
 162, 163, 165, 171, 172.  
 Mangaratiba, enseada, 88, 122.  
 Manguape (St. = Mungu Wappe), porto, 110.  
 Maracá ou matraca (St. = Tammerka), ídolo, 88, 91, 131, 132,  
 154, 173, 174, 177, 178; ilustr. 41.  
 Maracajás (St. = Markayas), tribo indígena, 97, 98, 112, 144, 155.  
 Marburgo, cidade da Alemanha, 16—20, 23—25, 29, 36, 199.  
 Marcondes, Moisés, historiador, 57.  
 Maricá, povoação, 88.  
 Marie Bel'Etá, navio francês, 140, 146.  
 Marin vide Olinda.  
 Marrocos (St. = Barbaria), 39, 42.  
 Martim, Francisco, 6.  
 Martim, Pedro, 10.  
 Matapú, caracól do mar, 169.  
 Mbiaçá vide também Viaçá, 68.  
 Mbiás, tribo indígena, 68.  
 Medelim, localidade na Espanha, 5.  
 Meire Humane (St. = Meire Humane), um “proteta ou apóstolo”, 167.  
 Melgarejo, Rui Dias, 7, 10.  
 Mendonça, D. Pedro de, chefe de uma expedição, 61.  
 Menista, Juan, um flamengo, vide João van Hielst.  
 Mercadorias, 45, 56, 93, 110, 111, 115—118, 122, 124, 139—143,  
 146, 161.



**Metraux, A.**, etnólogo, 167.  
**México**, 17.  
**Milho ou abati**, 77, 112.  
**Mingáu** (St. = Mingau), 164, 183, 186.  
**Mirande, Claudio ou Claude**, um francês, 143, 197.  
**Moner, Guilherme de**, capitão francês, 143, 197.  
**Montanhas do Brazil**, 152.  
**Monteros, Espinosa de los**, cidade da Espanha, 5.  
**Monzóm**, localidade na Espanha, 5.  
**Moquem** (St. = Mockaein), a carne humana assada, 134 164.  
**Morcegos**, 193.  
**Moura, Gentil de Assis**, 138.  
**Mussurana** (St. = mussurana), corda de algodão, 112, 179, 180, 184; ilustr. 42, 46.

**Nassau**, ex-condado da Alemanha, 29.  
**Nhaê-pepô-oacú** (St. = Jeppipo Wasu), chefe indígena, 89, 102, 104, 106, 107.  
**Nidda**, cidade e ex-condado da Alemanha, 25, 36, 199.  
**Nijhoff, Martinus**, bibliógrafo, 21.  
**Niteroi** (St. = Iterroenne), porto, hoje capital do Estado do Rio, 88, 110, 122, 141.  
**Nóbrega, Manoel da**, 10, 12.  
**Nomes e expressões indígenas**, 10, 37, 45, 47, 50, 61, 63, 66—69, 71—73, 77, 88, 89, 95, 104, 110, 112, 122, 126, 128, 129, 132, 134, 139, 141, 154, 163, 170, 176, 189.

**Ocaraçú** (St. = Occarasu, Ocarasu), povoação, indígena, 86, 88, 132, 133; ilustr. 15, 28.  
**Oka**, estabelecimento comercial em Antuérpia, 197.  
**Oldemburgo**, cidade da Alemanha, 17, 21.  
**Olinda** (St. = Marin, Marein), povoação, hoje cidade, 45, 46, 48, 49; ilustr. 6.  
**Oliveira, Antonio de**, capitão mór, 9, 70, 73.  
**Onça**, 192.  
**Orico, Oswaldo**, 167.  
**Ornato, dos índios**, 81, 82, 91, 92, 98, 99, 150, 161, 167—169, 181, 184; ilustr. 33, 39, 40.  
**Ortiz, Miguel**, 10.  
**Ovando, João de**, 5, 7, 10, 53, 64.  
**Paca**, animal roedor, 119, 120, 162.  
**Pagé** vide Adivinho.  
**Paladino, Mario**, 24.  
**Palma, Ilha de (La)**, 6, 11, 53.  
**Palmito**, 59.

Panos para carregar crianças, 170.  
 Paraguá (St. = Parwaa), um selvagem, 129, 134, 136—138.  
 Paraguai, rio, 7.  
 Paraguai, país, 10, 12, 64, 68.  
 Paraíba (St. = Paraibe), porto e rio, 50, 51, 125; ilustr. 7.  
 Paraná, rio, 7, 65.  
 Paranaguá, porto do Paraná, 57, 68, 78, 79.  
 Parati, baía, 125, 132.  
 Paris, cidade, 20, 22, 29.  
 Parteiras, 170.  
 Pássaros, 194.  
 Patos, Porto dos, vide também Viaçá, 7, 68.  
 Patos, rio dos, 8.  
 Pão brasil, 50, 83, 93, 122, 140.  
 Pedroso, Estevam, 73.  
 Peixes e pesca, 42, 73, 77, 78, 125, 127, 145, 159, 163, 164, 177, 178; ilustr. 30, 37.  
 Peixes voadores (St. = pisce Bolador), 42, 43.  
 Peles de animais, 152.  
 Penteado (St. = Pintiado), capitão português, 38, 39, 41, 44, 197.  
 Pereira, Eliodoro Ebano, 78, 79.  
 Pernambuco (St. = Prannenbucke), 45, 46, 50, 179.  
 Perot, um francês, 141, 197.  
 Pimenta, 48, 93, 94, 110, 122, 140, 146, 164, 178, 179, 195.  
 Piolhos, 170.  
 Piracema, (St. = pirakaen), 125, 177.  
 Piracuí (St. = Pira Kui), farinha, 78.  
 Piratas, 39, 145.  
 Piratí ou Paratí (St. = Bratti) = tainha, qualidade de peixe, 73, 77, 125, 177.  
 Plantijn, Christoffel, editor da obra de Staden, 20.  
 Platerus, Felix, um suíço, 30.  
 Poolsum, Juriaen van, editor da obra de Staden, 22.  
 Poracé (St. = Aprasse), dança e divertimento, 89; ilustr. 16.  
 Porto de Sta. Maria, 52.  
 Porcos, 189.  
 Portugal, portugueses e navios portugueses, 9, 10, 12—14, 16, 18, 31, 33, 37, 39, 41, 42, 44—46, 50—52, 56, 57, 66, 69—77, 81, 83, 93—97, 100, 102, 105, 106, 109—112, 114—117, 119, 121, 122, 125, 127, 129, 134, 140, 143—146, 151, 153, 179, 196.  
 Potiguáras (St. = Buttugaris), tribu indígena, 46, 50.  
 Prado, Afonso do, 10.  
 Prado, Eduardo, 19, 24.  
 Prata, Rio da, 5—8, 11, 14—16, 52, 57, 61, 62, 64, 66, 197.  
 Pretos, 46, 53, 151.

Príncipe, Ilha do, 8.  
Prisioneiros, tratamento dos, 84, 86—91, 93, 94, 96, 100, 104,  
109, 112, 119, 129, 130, 132, 133, 155, 179, 180-183; ilustr. 45.  
Prússia, 26, 29.

Ramalho, Joana, 129.  
Ramalho, João, 68, 129.  
Raolim, Melchior de, 10.  
Rêde (= ini), 84, 88, 158, 193; ilustr. 14, 36.  
Religião dos índios, 127, 136, 154, 158, 162, 167, 173—175.  
Rio de Janeiro, 23, 24, 80, 88, 122, 140, 141, 143—146, 151,  
197, 202.  
Rochela, cidade da França, 6.  
Rodrigues, Afonso, 10.  
Rodrigues, J. C., bibliógrafo, 19—21.  
Roesel, Pedro, feitor, 9, 71, 73, 144, 145, 197.  
Roldão, 10.  
Romano, 66, 69, 70.  
Rubio y Moreno, Luis, historiador, 10.

Sá, Estácio de, 80.  
Saarbruecken, cidade da Alemanha, 29.  
Saavedra, Christovam de, 7, 10.  
Saavedra, Hernandarias de, de Sevilha, 7  
Sabin, bibliógrafo, 19—22.  
Saint' Adolphe, Milliet de, viajante e historiador, 88.  
Sal, 163.  
Salazar, Bartolomeu de, 10.  
Salazar, Fernando de, 6, 8, 10, 65.  
Salazar, João de, 6.  
Salazar, João de (filho), capitão, 5—12, 52, 53, 61, 62, 65, 66,  
70, 71, 145.  
Salvador, cidade, 8.  
Sampaio, Teodoro, historiador, 23, 24, 26, 37, 45, 47, 50, 61, 68,  
70, 72, 73, 77, 83, 88, 89, 97, 104, 108, 110, 112, 126, 129,  
132, 139, 141, 154.  
Sanabria, Diogo de (St. = Diego de Senabrie), 5, 7, 10, 16, 18,  
26, 52—54, 59, 62, 117, 145, 197.  
Sanabria, João de, 5, 6, 12, 62.  
Sanabria, Maria de, 7, 11.  
Sanabria, Mencia Calderón de, 6—8, 11, 12, 66, 145.  
Sanches, João (St. = Johann Senches), natural da Biscaia, 6, 10,  
11, 13—15, 18, 52, 55, 64—66, 117.  
Sangria, 119, 120, 162.

- Santa Catarina (St. = sanct Catharin hauingen, insel sanctae Catharinae), porto e ilha, 5, 7, 8, 12, 15, 16, 57, 58, 60—62, 64, 65, 68; ilustr. 10.
- Santo Agostinho, cabo de (St. = la cape de Sanct Augustin), 32, 48; ilustr. 6.
- Santo Amaro, capitania de, 74.
- Santo Amaro (sancto Maro), ilha, 24, 67, 72, 73, 75, 78—80, 82, 83, 127, 201; ilustr. 11, 12, 26.
- Santo André, povoação, 68.
- Santos, cidade, 9, 11, 67, 71, 72, 74, 80, 97, 117; ilustr. 12, 13.
- São Felipe, forte na ilha de Santo Amaro, 24, 67, 75, 127, 129, 201.
- São Francisco do Sul, 7—10, 12, 15, 59, 65, 66.
- São Gabriel, 7, 8.
- São João, rio, 16.
- São Jorge, engenho, 9, 73, 145.
- São Lucar de Barrameda (St. = sanct Lucas), localidade na Espanha, 5, 37, 52, 53.
- São Paulo, cidade, 20, 23, 24.
- São Sebastião = Maembipe, ilha, 126, 128, 129, 131; ilustr. 25, 27.
- São Sebastião, povoação, 88, 97, 130.
- São Tiago, forte, 9, 75, 127, 210 (ilustr.).
- São Tomé (St. = sanct Thome), ilha, 6, 7, 12, 53.
- São Vicente, capitania, 138.
- São Vicente (St. = sancte Vincente), ilha e povoação, 8—12, 13—15, 57, 65—71, 73—75, 78—80, 94, 97, 115, 119, 145, 197; ilustr. 11, 12, 13.
- Saraiva, Fernando, de, 8.
- Saruê (St. = Serwoy), animal selvagem, 191; ilustr. 52.
- Schantz, Francisco de, 143, 197.
- Schetz, Erasmo, comerciante de Antuérpia, 9, 73, 145, 197.
- Schetz, Gaspar, 197.
- Schmidl, Ulrico, militar e viajante alemão, 65, 68.
- Seabra, Pedro, feitor, 74.
- Setúbal (St. = sanct Tuval), porto de Portugal, 39.
- Sevilha, cidade, 7, 52, 53, 197.
- Simancas, cidade, 11.
- Sonhos, interpretação dos (brigomânica), 126, 127, 177.
- Sousa, Alberto, escritor, 75.
- Sousa, Martim Afonso de, 14, 73, 75.
- Sousa, Pedro Lopes de, 47.
- Sousa, Tomé de (St. = Tome de Susse), 8, 10, 12, 70, 71, 73, 75, 76.
- Southey, Roberto, historiador, 11, 45.
- Staden, pai de Hans Staden, 17, 29, 30.
- Studart, Filho, escritor, 73.
- Stuttgart, cidade da Alemanha, 22.
- Superagui (St. = Supraway, Supra uia), porto, 57.

Tainha = Piratí, 73, 77, 125, 177.  
 Tamoios, tribo indígena, 18, 19.  
 Taquaraçu-tiba (St. = Tackwarasutibi), povoação dos índios, 139, 141.  
 Taquarí, povoação, 88.  
 Taques, Pedro, genealogista e historiador, 73, 78—80.  
 Tatámiri (St. = Tatamiri), chefe indígena, 134.  
 Tatú (St. = Dattu), 190; ilustr. 51.  
 Taunay, Afonso de E., 78, 138.  
 Tecidos, 152.  
 Tembetá, ornato, 99, 150, 167; ilustr. 18, 33.  
 Tenerife, ilha, 151.  
 Terceira, ilha, 51, 52.  
 Ternaux-Compans, tradutor e editor da obra de Staden, 22, 23, 57.  
 Thevet, André, escritor, 66, 97.  
 Ticoaripe (Taguaí, Taquarí), (St. = Tickquarippe), povoação, 112.  
 Tigres, 191, 192.  
 Tipiti (St. = tippiti), mangueira, 162.  
 Tipoi (St. = typpoy), vestimenta, 152.  
 Tootal, Albert, tradutor da obra de Staden, 22.  
 Trejo, Fernando de, 6—8, 10, 12, 13, 66.  
 Tudsén, Gertrud, compiladora da obra de Staden, 24.  
 Tupi, raça indígena, 15, 153, 155.  
 Tupinambás (St. = Tuppin Inbas), tribo indígena, 18, 26, 31, 72, 74, 77, 79—81, 83—86, 90, 93, 94, 102, 119, 125, 127, 128, 130, 132, 144, 145, 149, 150, 154, 155, 201; ilustr. 16, 31.  
 Tupiniquins (St. = Tuppin Ikins), tribo indígena, 37, 57, 72—74, 77, 82, 83, 93, 94, 98, 99, 101, 102, 104, 127, 128, 144, 154.  
 Turquet, Teodoro, 30.

Ubatuba (St. = Uwattibi), nome de duas povoações indígenas, 87, 88, 90, 92, 100, 101, 103, 104, 106, 110, 112, 114, 116, 122, 124, 125, 130, 133, 135, 143, 202; ilustr. 16, 17, 19—24, 29, 30.  
 Upaú-nema vide São Vicente (St. = Orbioneme, Urbioneme).  
 Utensílios dos selvagens, 90, 120, 154, 161, 162, 168, 200.  
 Utrecht, cidade da Holanda, 21.

Vaca, Alvaro Nunes Cabeça de, 5, 6, 15, 16, 52, 61, 64.  
 Vale, Salvador do, 73.  
 Valência, cidade, 42.  
 Valhadolid, cidade, 5.  
 Varnhagen, Visconde de Porto Seguro, historiador, 45, 52, 68, 73, 76, 97, 104.  
 Vasilhas, 164—166, 173, 179; ilustr. 41.  
 Vega, Diogo Bravo de la, 10.  
 Velido, Afonso, um português, 8, 10, 65.

- Veniste, João vide João van Hielst.  
Vespuccio, Americo, 17.  
Vestimenta dos indígenas, 152, 161.  
Vetteville (St. = Dattauilla, Wattauilla), localidade na França, 143, 197.  
Viaçá (St. = Imbeaçã-pe), outrora Porto dos Patos, 7—9, 11, 15, 65, 67, 68, 71, 201.  
Viaçás, tribo indígena, 68.  
• Yicuña, Carlos Morla, historiador, 8, 11.  
Vida familiar, 155, 170—172.  
Villegaignon, Almirante Nicolau Durand de, 97.  
Vingança de morte, 164, 182.  
Vivaldo, Bernardo, um genovês, 6, 10.  
Viveres, 34, 47—50, 59, 62, 64, 65, 68, 78, 125, 152, 153, 159, 162—164, 177, 190—192.
- Wegner, Richard N., historiador, 17, 20, 22, 23.  
Weilburgo, cidade da Alemanha, 34.  
Wernicke, Edmundo, historiador, 19.  
Wetter, cidade da Alemanha, 17, 29.  
Winkelmann, Hans Just, editor da obra de Staden, 17, 21.  
Wolfhagen, cidade da Alemanha, 17, 26.
- Yerubatiba, povoação, 68.  
Ywawasupe vide Enguaguaçú.
- Ziegenhain, ex-condado alemão, 25, 36, 199.
-

## Publicações da Sociedade Hans Staden

1. **Hans Staden**, Duas Viagens ao Brasil. Versão em alemão moderno de C. Fouquet.
2. **F. Sommer**, O Intercâmbio Literário entre a Alemanha e o Brasil.
3. **Hans Staden**, Duas Viagens ao Brasil. Edição em língua portuguesa, organizada sob as vistas de F. A. de Carvalho Franco.

---

## Folhetos da Sociedade Hans Staden

1. **F. Sommer**, Frederico Guilherme Luiz Varnhagen. Separata do “Anuário Genealógico Brasileiro”.
  2. **C. Fouquet**, A Família Lindenberg na Alemanha e no Brasil. Separata da “Revista Genealógica Brasileira”
  3. **F. Sommer**, Os Barões e Condes de Oeynhausen.
  4. **H. Petersen**, A Família Diederichsen. Separata da “Revista Genealógica Brasileira”.
  5. **C. Fouquet**, Origem da Família Avé-Lallemant e sua Expansão no Brasil. Separata da “Revista Genealógica Brasileira”.
-

37  
24-ans  
10

9) João Venista (engenheiro São-José) - 73-145

10) Guairá (etimo)

22) Pietro Van der Aarssen

30) Heliodoro Bolzano! - 78

34) Póvasil (imp.) (37-toponímico (etimo))

45-46) Nota (imp.)

69) Cananéia (etimo)

73) Engenho

80) José Adorno - 73

87) moradia - 155

88) Ubatuba (etimo) (110) q. fern Penca

140) bibliografia

142 - meicância - cacique - 143

146 - tiola (timham) (154) quaitacá (etimo)

170-178 - agradar - lhy

178-179 - juas de pimenta





*Umschlagzeichnung: Max Scpla, São Paulo.*



